Lust und Leid.

Geschichten aus unsern Tagen

von

Bernard Wörner.

Mit Illustrationen.

Erster Band.

Zweite verbesserte Auflage.

Augsburg, 1864.
J. A. Schlosser's Buch- und Kunsthandlung.

Sr. Hochwohlgeboren

Herrn

Ludwig Freiherrn von Brück,

Königl. Bayerischem Kammerherrn, General-Director der königlichen Verkehrs-Anstalten, Großkreuz, Comthur und Ritter höchster Orden etc. etc.

in tiefster Verehrung gewidmet

vom

Verfasser.

Vorwort.

Von vielen Seiten dazu aufgefordert, meine da und dort zerstreuten Erzählungen zu einem Ganzen zu vereinigen, beeilte ich mich, diesem ehrenvollen Auftrage zu entsprechen. Um jedoch meinen freundlichen Lesern, welche die eine oder andere Geschichte schon kennen, auch etwas Neues zu bieten, fügte ich eine große Anzahl noch ungedruckter Erzählungen bei, und der Verleger erhöhte außer einer hübschen, splendiden Ausstattung den Werth des Buches durch ebenso gut entworfene, als trefflich ausgeführte Illustrationen. Ich bemerke ausdrücklich, daß diese Geschichten ohne Ausnahme dem Leben und unserer

Zeit entnommen sind und auf Thatsachen beruhen. Nur Personen, Zeit und Ort wurden geändert. Die zweite Abtheilung wird der ersten in wenigen Wochen folgen.

So möge denn unser **„Lust und Leid"** in Gottes Namen hinauswandern zu allen Frohen und Betrübten, in alle deutschen Gauen, und allüberall eine freundliche, herzliche Aufnahme finden! Geschieht dieses, so soll es zum heiligen Christfest des nächsten Jahres an einer Fortsetzung nicht fehlen. —

Bamberg, im August 1861.

Der Verfasser.

Vorrede

zur

zweiten Auflage.

Die zweite Auflage von **„Lust und Leid"** eröffnete in verkehrter Ordnung Band III. Doch muß demselben bei gänzlich ausverkauftem Hause, wie man zu sagen pflegt, Band I. auf dem Fuße folgen und diesem wird sich Band II. unmittelbar anschließen.

Bezüglich alles Weiteren erlaubt sich der Verfasser auf die Vorrede zur zweiten Auflage des

dritten Bandes hinzuzeigen und auch Band I. in seiner verjüngten Gestalt wieder dem erneuten Wohlwollen und der erneuten Nachsicht seiner geneigten Leser bestens zu empfehlen.

Bamberg, im Juni 1864.

Der Verfasser.

Reicher Leute Kind.

I.

Die Nachtlichter.

„Bei der erste' Halbe'n ist's mäusle's stille,
Weil no' Niema'd nix anfange' wille,
Bei der zweite' ist's kritisch, bei der dritte' thut's ziege';
Bei der vierte' gibt's Schläg', daß die Haar' davo' fliege'."

Schwäbisches Bierlied.

Unstreitig das größte und schönste Haus in ganz Hollberg, dem Pfarrhof, Schulhaus und allen andern weit voran, war der „Adler," an dem ein mächtiger Reichsvogel von Blech, den vergoldeten Scepter und Apfel in den Krallen,

zur Einkehr aufforderte und hinter dessen Fensterscheiben so ziemlich alle Tage, oder doch alle Sonn- und Feiertage bis zur Mitternachtstunde und noch darüber hinaus das Nachtlicht brannte, ohne daß gerade ein Kranker auf dem Schmerzenslager dabei ächzte. Im Adler zu Hollberg gab es aber auch noch „Nachtlichter" anderer Art, lebendige, zweibeinige, welche keinem Kranken dienten, vielmehr nicht selten den Grundstein zum eigenen Siechthum legten. Wir meinen die professionellen Nachtschwärmer, die in Dörfern nach einzelnen Köpfen, in Städten nach Hunderten zählen und keck behaupten, vor Mitternacht nicht schlafen zu können. Wenn andere ehrliche Leute ihren Krug austrinken und heimwärts kehren, fangen diese Kinder der Nacht erst recht zu leben an, setzen sich nochmals fest, singen schlüpfrige Lieder, oder bringen das Kartenpapier herbei, oder übergießen Andere mit ihren schlechten Witzen oder sinnen auf sonstigen Schabernack gegen friedliche Bürger. An solchen Gesellen fehlte es auch in Hollberg nicht. Die Seele derselben war der junge Tobias Fleck, ein schmucker, schlanker, blonder Flachskopf im Beginne der Zwanziger, mit hellen, blauen Augen, regelmäßigen Zügen, einem feinen, fast mädchenhaften Gesichte, leicht und beweglich in allen Gliedern, mit halb städtischer, halb ländlicher Tracht, in seinem ganzen Erscheinen und Gebaren halb Herr, halb Bauer, somit im Ganzen weder das Eine, noch das Andere.

Die Schwarzwälder Uhr der Wirthsstube warnte

auf elf. Der junge Fleck saß noch immer auf seinem Platze und summte dem Anscheine nach ganz sorglos den Refrain eines Trinkliedes. Seine ganze Gesellschaft bestand aus einigen leeren Stühlen, einem zusammengeworfenen Kartenspiel und etlichen Geldschüsselchen, welche umgestürzt auf dem Tische lagen. Der Singsang für sich allein erfreut nicht lang. Die Nachtschwärmer lieben Gesellschaft und sind hierin selten sehr wählerisch, mögen auch kein sonderliches Recht dazu haben.

„He, Ihr Männer, setzt Euch her! Was treibt Ihr denn so allein?" rief Fleck, seines Liedchens müde, den zwei letzten Gästen zu, die noch an einem andern Tische dämmerten, und klopfte dazu so gewaltig mit dem Deckel seines Kruges, daß die Wirthin, welche hinter dem Schenktische mit dem Pendel der Wanduhr um die Wette nickte, erschreckt emporfuhr.

„Noch Ein's?" fragte sie etwas unwirsch und wallte sodann gemessenen Schrittes herbei. „Ich dächte doch, Sie könnten für heute zufrieden sein, denn so ist seit langer Zeit Keiner mehr gerupft worden."

„Ja, das kommt schon manchmal so," bemerkte mit einem widerlichen, höhnischen Grinsen der ältere der beiden Gäste, welche nun der an sie ergangenen Einladung folgten. Der Sprecher, eine kleine, dicke, aufgedunsene Figur, mit lichtem, straffem Haare, bartlosem Kinne, in blauen Zwilchhosen mit abgeschossenen Kniestücken und in einem fadenscheinigen, abgetragenen

Flaus, auf welchen Sonne, Wind und Wetter alle möglichen Schattirungen gezeichnet hatten, war seines Zeichens ein herabgekommener Steinbrecher, und die Leute, welche ihn alle „Nazi" zu nennen pflegten, behaupteten ebenso einmüthig, er sollte neben seinen Steinbrüchen auch die überreichen Kupferminen seiner Nase und ihrer Umgebung anbohren und ausbeuten. Der Andere war ein Aufschüßling, kaum der Sonntagsschule entlaufen, mit rohen, ungehobelten Zügen und noch ungehobelteren Manieren, ein leichtsinniger Pächterssohn in der Blüthe der Flegeljahre, Namens Cornelius Romig, der, anstatt seiner Mutter den verstorbenen Vater zu ersetzen, den geringen Ertrag ihres Gütchens im Wirthshause unter die Leute brachte.

„Ah! — das macht nichts," tröstete Cornel gleichgültig; „wer heute gerupft wird, kann morgen wieder rupfen, wenn's gelingt. Die Jäger, diese Grünlinge, waren von je her ein gefährliches Corps und spielen ganz famos zusammen."

„Und haben unverschämtes Glück," ergänzte Tobias etwas beleidigt. „Tarocken können wir schon auch, aber wenn du noch so ausgezeichnet und noch so famos spielst und bekommst kein gutes Papier, so kannst du nichts machen, rein gar nichts."

„Das versteht sich," stimmte der Steinbrecher bei. „Das Glück macht den Meister. Wer einmal im Pech sitzt, spielt verzagt, unsicher und verliert das schönste

Solo, während sein Widerpart Alles wagen kann und durchbringt."

„Und ich hätte doch noch gewonnen, sag' ich Euch," versicherte Fleck, „denn mein Spiel war im Wenden. Da brachen die Jäger plötzlich auf, weil sie einen weiten Weg nach Haus haben."

„Siehst du?" lachte Cornel. „Mit einem Worte: ich möchte mit diesen Grünspechten nicht spielen."

„Und ich spiele doch wieder mit ihnen," prahlte Tobias. „Das wäre!"

„Sie müssen, sag' ich, Sie müssen," behauptete der Steinbrecher allen Ernstes. „Wagen Sie es nicht, so gewinnen Sie Ihr Geld nie wieder."

„Und wenn du es wagst," rief Cornel lustig dazwischen, „so verlierst du Strümpf' und Schuh' dazu. Ich wette d'rauf."

„Ich wag' es," renommirte der junge Fleck und schlug kräftig auf den Tisch. „Diese paar Fremden sollen nicht sagen, daß sich in ganz Hollberg Niemand mit ihnen zu spielen getraut. Morgen früh trete ich meinen Alten ein wenig, der stopft das Loch schon wieder zu."

„So denk' ich auch," lachte der Steinbrecher beifällig und tauschte unbemerkt beim Trinken die Krüge um. „Sie sind reicher Leute Kind, und wenn Sie es nicht wagen können, so wüßte ich keinen Burschen im ganzen Dorfe mehr, der es könnte."

Cornel biß sich auf die Lippen, Tobias aber warf

sich geschmeichelt in die Brust und fuhr redselig fort: „O du alter, toller Nazi, du! Glaubst denn, ich hab' die ganze Welt verloren? Da liegen zehn Gulden" — er warf das Geld auf den Tisch, — „dreißig waren's. Jetzt hast du leicht rechnen."

„Also nur zwei Drittel?" rief der Steinbrecher und stellte sich höchlich erstaunt, während seine Augen gierig auf den Guldenstücken hafteten. „Zwanzig Gulden sind für unsern jungen, reichen Herrn Tobias gerade so viel, wie für einen Andern zwei Sechser. Nur nicht ausgelassen! Nur Courage! Sie müssen Ihr Geld wieder holen."

„Ja, denkt Ihr denn, dieser Verlust habe mir nur einen Augenblick die gute Laune verdorben? Denkt Ihr das? — Kommt," fuhr Tobias nach kurzer Pause fort, „kommt, ich will Euch den besten Beweis liefern. Die Karten her! Wir häufeln. Entweder gewinne ich meine zwanzig Gulden wieder, oder diese zehn wandern auch noch hin, wo ihre Brüder sind. Vorwärts — lustig!"

Niemand widerstrebte. Jeder holte Geld heraus, die Wirthin schimpfte halblaut in ihrer Schenke, die Karten wurden gemischt, abgehoben und aufgeschlagen, wen zuerst die Bank treffe. Das Glück lächelte Herrn Tobias. Er bekam die Bank. Man häufelte. Tobias gab, legte die Häuflein, ließ setzen, tupfte, schlug um und gewann. Er gab wieder und gewann wieder; und so ging's fort, bis sich sein Grundstock um die Hälfte vermehrt hatte. Da wandte sich das Blättchen.

Nazi bekam die Bank und hielt sie mit zähem Glücke fest. Der Pächterssohn setzte vorsichtig Kreuzer und Groschen, weil wohl seine Casse nicht weiter reichte; Tobias wollte das Glück forciren, verdoppelte, verdreifachte seine Einsätze und drehte nach fünfzehn Minuten das letzte Guldenstück zwischen den Fingern. „Das ist der Schluß," rief er lachend und schleuderte das Geldstück auf die Karten.

„Ich strecke Ihnen vor," erbot sich der Steinbrecher und wollte aufzählen.

„Um keinen Preis!" wehrte Tobias. „Ich spiele nie auf die Kreide — aus Grundsatz."

„Ich glaube gar, du bist abergläubisch?" fragte Cornel spöttisch.

„Und warum nicht?" fiel Nazi belehrend dazwischen. „Alle ächten Spieler haben ihren Aberglauben. Ich mache keine Ausnahme, ich bekenne es offen. Wenn ich spiele und ein Anderer stellt sich als „Spectirer" auf meine linke Seite, so verlier' ich Schlag auf Schlag. Andere wollen nicht gern zuerst geben, Andere schlagen den Daumen ein, oder kreuzen die Füße unter dem Tische wie die Türken, Andere decken sorgfältig ihre Geldschüsselchen zu und lassen nur ein paar Kreuzer sehen, wieder Andere laufen zuvor hinaus und fixiren die vier Himmelsgegenden, noch Andere treiben noch dümmeres Zeug, was gar nicht zum Erzählen ist." Mit diesen Worten schlug er die ausgestoßenen Karten um, gewann, zog in aller Gemüthsruhe den letzten

Gulden seines Herrn Nachbars ein und begann auf's Neue zu mischen.

„Halt, Nazi, halt!" wehrte Tobias und griff nach den Karten. „Jetzt ist Feierabend. Kennst du das alte Liedchen nicht:

„Ei, du lieber Augustin,
's Geld ist hin, Alles ist hin?" —

„Macht nichts, sag' ich," erwiederte der Steinbrecher, in dem der Gewinn die Lust zum Spielen erst recht entflammt hatte. „Wozu Geld? Wir brauchen keines. Draußen in meinem Bruche liegt ein herrlicher Steinblock. Er hat mich sechs Tage Arbeit gekostet und ist unter Brüdern zwei Carolin werth. Den gilt's. Was setzen die Herrn dagegen?"

Verblüfft sahen die jungen Leute einander an. Tobias faßte sich zuerst und rief: „He, alter Lumpazi, mich sollst du nicht stimmen! Ich setze meinen schönen Fanghund dagegen. Er ist wohl ein paar Groschen mehr werth, sonst hätte ihn mir mein Alter vor drei Wochen nicht als Namenstagspräsent gegeben. Und du, Cornelius?"

„Ich setze ein Mutterkalb edelster Race," antwortete dieser frech und viel zu stolz, um hier zurückstehen zu wollen.

„Es gilt!" ruft der Steinbrecher, beginnt zu mischen und läßt abheben. Dunkle Röthe deckt sein Antlitz, grell und blendend sticht das Weiße der Augen hervor, und er muß sich ordentlich zusammennehmen, um seine

Aufregung zu verbergen. Cornel preßt die Lippen zusammen, stemmt die zitternden Beine gegen das Tischgestell, schiebt die Hände in die Taschen und schlägt heimlich den linken Daumen ein, wiewohl er vorher über den Aberglauben gespottet hat. Nur Tobias trommelt lustig mit den Fingern auf dem Tische und sitzt so gemüthlich da, als ginge es um des Kaisers Bart. Das Spiel ist aufgelegt, Cornel stößt aus, jeder belegt, und mit zitternder Hand wirft Nazi die entscheidende Karte auf. „Herz Aß!" schreit er mit erstickter Stimme, schnellt vom Stuhle und schlägt jubelnd die Hände zusammen.

„O weh!" seufzt Cornelius, denn in diesem Augenblicke schwebt ihm das verlorne Kalb und das Jammerbild seiner Mutter vor Augen. Zaghaft wendet er sein Häuflein. „Grün Aß! Quitt — quitt!" preßt er hervor und holt tief Athem von dem überstandenen Schrecken.

„So, jetzt falle ich ganz gewiß durch," meint Tobias aufhebend und zeigt lachend ringsherum seinen „Siebener". „Nazi, morgen kannst du das Thier holen lassen."

„Es geht schon manchmal so," tröstete der Steinbrecher wieder, wobei seine höhnische Fratze die herzlichste Freude darüber durchschimmern ließ, daß es so gegangen war. „Sie hätten Ihren Platz vertauschen sollen, dann . . ."

„Albernes Zeug!" unterbrach ihn Tobias. „Einen Tag geht's eben schlechter, wie den andern. Morgen

male ich drei große, schwarze Kreuze in meinen Kalender; der heutige Tag war ein Unglückstag für mich in jeder Beziehung: Unglück zu Haus, Unglück in der Liebe, Unglück im Spiele."

„Also auf drei Posten?" fragte Nazi neugierig.

„So ist's. Zu Hause bekam meine Alte plötzlich einen Anfall von Mutterliebe und Elternpflicht und wollte mir ordentlich die Leviten lesen. Als ich nicht Stand hielt, wurde sie sentimental, und fing überlaut zu heulen und zu jammern an, bis ich aus purer Achtung vor solcher Melodie das Weite suchte. Morgen darf ich mich auf eine Wiederholung gefaßt machen."

„Das sind kleine Unwetter, die leicht verziehen, aber die Liebe?" examinirte Cornelius weiter. „Die Liebe?" —

„Kommt sogleich. Ich lief zu des Schulzen Annerle und kam vom Regen in die Traufe. Anna erzählte mir unter vielen, vielen, heißen Thränen, daß ihr Vater fürchterlich über mich aufgebracht sei. Und warum? Alle losen Streiche, die im Dorfe passiren, schiebt man mir in die Schuhe."

„Was ist denn wieder vorgefallen?" fragte Nazi und stellte sich durchaus unwissend.

„Dummes Zeug. Vor ein paar Tagen trabt unser einfältiger Nachtwächter durch's Nest, singt und dütet grad' hinaus, mag aber nicht auf seinen Weg gesehen haben. Beim zwölften „Duht!" rumpelt er plötzlich in eine tiefe Pfütze, schlägt sein Horn platt wie eine

Papierdüte und trägt etwelche Schrammen und Beulen davon. Am andern Tage behauptet der abgefeimte Schlingel, man habe ihm zum Schabernack ein Seil über den Weg gespannt. Natürlich, bis er sich aus dem Wasser und Schlamme herausgearbeitet, sei das Seil sammt den Spannern spurlos im Dunkeln verschwunden gewesen."

Der Steinbrecher wollte sich vor Lachen ausschütten und konnte kein Ende finden, bis Cornelius, dem die Sache mehr als bekannt schien, ihn ziemlich unsanft am Arme packte und renommirend ausbrach: „Das ist ja gar nichts. Vorgestern haben wir den alten Schulmeister heimgeschickt, da mußt du Respect haben! Der Graukopf wußte jeden Morgen zu lästern und zu raisonniren, wenn wir Nachts unter Singen und Pfeifen heimwärts zogen. Wir schwuren, ihm einen Denkzettel zu geben. Die vorvorige Nacht nun nehmen wir eine neue, schwere Pflugschleife, schleichen damit lautlos an sein Haus und halten sie hoch über sein Fenster wie einen hölzernen Bogen. Dann pochen wir hastig und stark an die Scheiben, als sei ein Versehgang zu thun. Rasch fährt der Alte aus den Federn, reißt das Fenster auf, streckt seine Zipfelhaube heraus und ruft: „„Wer da?"" In demselben Augenblick lassen wir unsere Schleife herab, daß sie ihm mit aller Wucht wie ein Joch auf dem Nacken sitzt, und schleichen davon. Nun hättest du den Schulmeister, dem unter der schweren Zange Hören und Sehen verging, in seiner Todes-

angst quicken und pfeifen hören sollen! Die ganze Nachbarschaft stürzte entsetzt aus den Betten, bis endlich Einige die neumodische Mausfalle merkten und im Hemde herbeiliefen, um den Armen von seinem Joche zu befreien."

Nazi lachte so gewaltsam auf, daß selbst die Wirthin erwachte. Sie brachte auf stürmisches Verlangen noch ein „Stehseidel" und setzte sich dann ruhig wieder zu ihrem Nickgeschäfte. „Was nützt mich Euer Lachen?" fragte der junge Fleck mit offenherzigem Bedauern. „Ich habe den Schaden. Der Schulze, das ganze Dorf und selbst Anna ist gegen mich aufgebracht. Das Mädchen hat mir heute Abend rundweg erklärt, ich solle erst ein anderer Mensch, ein gesetzter, ordentlicher Bursche werden, ein Geschäft in die Hand nehmen und dann wiederkommen. So sei keine Ehre einzulegen. Ihr Vater habe ihr von heute an jeden Umgang mit mir strengstens untersagt."

„Muß ihm denn die spröde Pimpernel folgen?" platzte der Steinbrecher lachend heraus und sein Auge strahlte in unheimlichem Feuer.

„Anna weiß, daß der Schulze ihr Vater ist, und folgt. Dafür gibt's eben im ganzen Dorfe nur eine Anna."

„Du hast Recht," stimmte Cornel bei. „Mancher hat dich schon um die Zuneigung des Mädchens beneidet."

„Und ich ließe mir meine Liebste nicht ungestraft

verhetzen," behauptete der Steinbrecher. „Schulze hin, Schulze her! Gerade der hat's gar nicht nöthig, denn schwächer wie er ist Keiner im Dorfe. Ich wollte ihm zeigen, wen er vor sich hat. Einen tüchtigen Streich würde ich ihm spielen und dann erst — ein ordentlicher Bursche werden."

Cornel lächelte und schwieg. In Tobias aber erwachte wieder die ganze Lust am Schabernack, der ganze frivole Leichtsinn eines verzogenen Söhnchens. „Einverstanden!" rief er munter; „heute Nacht wollen wir den Protzen noch hänseln und morgen — Buße thun. — Paßt auf!" fuhr er nach kurzem Bedenken fort. „Den Schulzen, so gern er auch trinken mag, läßt Nachts sein Weib nicht aus dem Hause. Nun hat der Schlaukopf der Wirthin den Auftrag gegeben, bei jedem Spectakel, bei jedem Streite, bei dem kleinsten Vorfall ihn zu rufen. Dann erscheint er, spielt den Friedensstifter, setzt sich zu den Versöhnten und läßt sich beim Bierkruge wohl sein, ohne daß seine Ehehälfte raisonniren darf. Jetzt fangen wir zum Scheine Streit an. Läuft die Wirthin nach dem Schulzen, so verlieren wir uns und er findet das Nest leer. Ich bleibe beim Hause und werde schon sehen, wie ich ihn vexiren kann. Ihr schleicht in seinen Hof und thut, was ich Euch anweise."

Gesagt, gethan. Klipp — klapp! — pitsch — patsch! — ging plötzlich das Puffen und Zuschlagen unter den drei Spielern los. Die beiden Jüngeren fielen wie

wüthend und mit fürchterlichem Geschrei über den Steinbrecher her, als habe er sie betrogen. Die Krüge wurden umgestürzt, die Stühle herumgeworfen, das Licht ausgelöscht, und unter gräßlichem Toben und Fluchen mitunter auch mancher ernstliche Stoß ausgetheilt. Der Steinbrecher zog den Kürzern und rumpelte Hülfe rufend unter den Tisch. Die beiden Andern warfen sich auf ihn. Die Wirthin wußte sich nicht zu helfen. Sie flog zum Schulzen. Sie hatte kaum das Haus verlassen, da erhoben sich lachend die drei lustigen Gesellen und räumten das Schlachtfeld.

Trotz der Mitternachtsstunde sprang der Vorsteher bereitwilligst vom Lager auf, ob mehr aus purem Diensteifer, oder aus Vorliebe zu einem guten Trunke, mag ruhig dahingestellt bleiben. Als er den Bericht über den gräßlichen Streit gehört, nahm er auf der Straße den Nachtwächter als Secundanten mit und forderte noch einen andern Bürger, bei dem er Licht erblickte, zur Begleitung auf. Der schüttelte bedenklich den Kopf und zeigte wenig Lust. Der Schulze versprach eine Maß einschenken zu lassen und das wirkte. Er kannte seine Pappenheimer, das heißt seine Hollberger. Vorsichtig, der Wächter mit seinem Spieße, die Andern mit Stöcken bewaffnet, betraten sie das Gastzimmer. Es stand weit offen und leer. Verblüfft sahen die Friedensstifter zuerst einander, dann die Wirthin an, und diese nicht weniger verlegen ihre Retter. „Was soll das eigentlich bedeuten?“ fuhr der Schulze nicht sehr höflich auf, während

die kluge Frau rasch einige Krüge auf den Tisch pflanzte, das beste Mittel, den drohenden Sturm zu beschwichtigen. „Wie kommt Ihr mir vor?" fragte der Entrüstete schon etwas milder. „Ich will doch nicht hoffen . . . ."

Kling — kling — kling! schlug es in diesem Augenblicke hell und scharf an das Fenster. Rasch wandte sich Alles nach dem Schalle, ohne etwas entdecken zu können. Der Schulze faßte sich ein Herz, trat näher, lugte durch die Scheiben, öffnete sogar das Fenster und sah hinaus. Die Straße war still und leer. Aergerlich schüttelte er sein Haupt und wandte sich wieder zu den Anwesenden. „Ich glaube, man will uns foppen. Dann gnade Gott den . . . ."

Kling — kling — kling! — unterbrach ihn derselbe Ton abermals scharf und laut und zwar in gemessenen Absätzen. Der Vorsteher sprang voll Muth und Wuth an das Fenster und riß es auf. Die Straße lag still und ruhig wie ein Grab. Kein Tritt, kein Laut ließ sich vernehmen.

„Das geht nicht mit rechten Dingen zu," flüsterte der Bauer Martin zu dem Wächter, welcher seinen Spieß fester umklammerte, that noch einen langen Zug aus dem Kruge und wollte unbemerkt nach der Thüre retiriren.

„Dageblieben!" kommandirte streng und gebieterisch der Ortsvorstand, welcher diese Bewegung noch rechtzeitig bemerkte.

„Ich muß heim, Herr Schulze."

„Was, ist das auch eine Manier? Kennt Ihr Eure Pflichten nicht besser? Es ist Eure Schuldigkeit als Ortsbürger, die Polizei in ihrem schweren Amte zu unterstützen, die Ruhe und das Eigenthum aller Bürger, Bei-, Vor- und Hintersassen beschützen zu helfen und Euer Leben für das Wohl und die Sicherheit der Gemeinde einzusetzen. Ich schlage seit zehn Jahren Tag für Tag und Nacht für Nacht mein Leben in die Schanze, und Niemand gibt mir eine Prise Schnupftabak für diese Aufopferung. Und ich bin Euer Ortsvorstand, meinem Beispiele sollt Ihr nachfolgen."

Diese salbungsreiche Pflichterklärung machte nicht den geringsten Eindruck. „Ich muß heim, Herr Schulze," wiederholte der Bauer und griff nach der Thürklinke.

„Nur zu," drohte der Ortsvorstand, „nur zu! Aber kommt nie wieder zu mir, und bettelt um Verlängerung der Weidezeit, oder um Holz- und Streuabgabe aus dem Gemeindewald, oder um Aufhebung eines Botenganges, oder um Nachlaß einer Frohnfuhre, oder um Stundung der rückständigen Gefälle, oder um einen Vorschuß aus der Distriktscasse. Kommt nur wieder mit so was, und ich will Euch zeigen, wer Herr und Meister im Dorfe ist und wo der Barthel seinen Most holt."

Diese Erläuterung der Begriffe, in einem Athem vorgetragen, wirkte besser. Der Bauer blieb, trotzdem daß es in diesem Momente wieder dreimal fest und hell anschlug: kling — kling — kling! —

„Nur Geduld!" rief der Schulze ingrimmig und schüttelte die geballte Faust nach dem Fenster. „Nur Geduld! Wir wachsen heute Nacht doch noch zusammen. Steffen" — wendet er sich sodann ärgerlich an den Wächter, — „jetzt nimmst du deinen Spieß, stellst dich hinaus an's obere Hauseck und behältst mir das Fenster scharf im Auge! Ich bleibe da auf der Lauer und der Martin macht die Reserve. Vorwärts!"

Mißmuthig zieht der Nachtwächter ab, denn er trägt seinen Rücken nicht gern zu Markt, während Andere sich am schäumenden Bierkrug laben. Kaum steht er übrigens auf seinem Posten und beaugapfelt das Fenster, da erscheint unser Schulze unter der Thüre und ruft: „Hast du nichts gesehen, Steffen? Gerade hat's wieder dreimal angeschlagen, noch heller und schärfer als vorher."

„Gott behüt'!" brummt der Nachtwächter und bekreuzt sich im Dunkeln. „Keine Seele!"

„Wir müssen d'rauf kommen. Nur fest aufgeschaut!" kommandirt der Schulze und kehrt in das Zimmer zurück.

Steffen hat keine Lust mehr, das Haus allein zu bewachen. Gebückt und vorsichtig schleicht er längs der Mauer her, um dem verhexten Fenster und wohl auch der offenen Thüre etwas näher zu sein. Schon hat er die letztere erreicht, überschreitet sie, rückt sogar noch einige Schritte vor, da: kling! — kling! — kling! — Der Schulze lugt heraus, sieht die gebückte Gestalt,

macht einen Satz, schwingt zugleich seinen Stock und zieht ihr einen Hieb über, daß die Rippen hätten brechen mögen. Steffen schreit laut auf, wendet sich rasch und läßt im Dunkeln mit aller Wucht seinen



Spieß auf den Angreifer niedersausen. „Wart', Lump!" brüllt dieser, schwingt noch hitziger seinen Stock und schlägt blindlings zu, wo er nur immer hinkommt. Der Nachtwächter muß unterliegen, aber in seiner Noth und unter dem Hagel von Streichen sticht und haut er mit dem Spieße nach dem Gesichte seines Gegners, so rasch und gewaltig er nur vermag, und schreit aus voller Kehle um Hülfe.

Endlich eilt der Bauer Martin mit der Wirthin herbei und reißt die Rasenden auseinander; sie erkennen sich, und der Schulze entbrennt von Neuem. „Warum bleibst du nicht auf deinem Posten?" fährt er den Nachtwächter zornig an.

„So, so?" heult Steffen und läßt den Thränen, die ihm Scham, Zorn und Schmerz auspressen, freien Lauf. „Wer gibt Euch das Recht, einen alten Mann, einen öffentlichen Diener so zu schlagen? Auf meinem Kopfe und Rücken stehen die Schwielen fingershoch, und all' meine Rippen sind gebrochen. Morgen laß' ich mich untersuchen. Ich verlange Schmerzengeld, oder ich gehe auf's Landgericht." So jammert der Nachtwächter laut auf und humpelt stöhnend in das Dorf hinein, daß da und dort sich die Fenster öffnen und neugierige Schlafhauben und Zipfelmützen herausnicken.

Die Wirthin hat die Hausthüre hinter sich zugezogen, und Martin ist längst verschwunden. Der Schulze wischt sich das rinnende Blut ab, denn der Spieß des Nachtwächters hat ihn schlimm genug zugerichtet. End-

lich wankt er voll Scham und Wuth nach Hause. Kaum hat der Letzte das Feld geräumt, da taucht hinter dem Brunnensteine, welcher hart am Wege steht, eine schlanke Gestalt auf, schleudert noch eine Hand voll Schrote nach dem Fenster, daß die Scheiben klirren, und verschwindet im Dunkeln zwischen den Häusern.

Ehe noch der Vorsteher sein Gehöfte erreichte, drang ihm schon ein lauter, wüster Lärm entgegen. Er blieb stehen, rieb sich die geschwollenen Augen und strich über sein pochendes, wund geschlagenes Haupt, ob denn wirklich heute Nacht Alles verhext sei. Endlich trat er durch das Thor. Welch' ein Anblick! All' sein Vieh war losgelassen und Pferde, Ochsen, Stiere, Kühe und Kälber tummelten sich wild durcheinander im Hofe. Die Pferde wieherten gellend durch die Nacht und schlugen hinten und vorn aus. Die Ochsen und Stiere balgten sich um die brummenden Kühe und rannten brüllend mit den Hörnern auf einander los, daß es weithin dröhnte und der Boden unter ihren Stößen erzitterte. Der Hofhund wüthete schäumend an seiner Kette, die Hühner und Gänse flatterten schreiend von einer Ecke zur andern, und selbst die Tauben schwirrten scheu von Dach zu Dach. Frau und Tochter des Hauses standen unter der Hausthüre, wie sie aus den Betten gesprungen waren, und schlugen die Hände über dem Kopfe zusammen. Kein Knecht, keine Magd hörte auf ihr Rufen. Der Schulze sah, daß hier nicht zu säumen war. Er fuhr unter das wilde Heer und hatte seine liebe Noth,

die Entfesselten nach und nach an ihre Plätze zurückzubringen. Dann trat er in das Haus, um mit seinem bluttriefenden Gesichte Frau und Tochter auf's Neue zu erschrecken und eine mündliche Belohnung in Empfang zu nehmen, wie sie ihm noch nie reichlicher zu Theil geworden war.

II.

Modern.

„Was man nicht schon am Bäumchen biegt,
Das bleibt am Baum wohl ungebogen.
Ein Bub', der keine Schläge kriegt,
Der bleibt sein' Lebtag' ungezogen."

Volksspruch.

Fröhlich und wohlgemuth stieg am andern Morgen der junge Tobias von seinem Stübchen herunter, nachdem er bis gegen zehn Uhr trefflich ausgeschlafen hatte. Er war bereits wieder zum Ausgehen hergerichtet, denn es gelüstete ihn nicht nach einer Tasse Kaffee, wie andere Menschenkinder beim Erwachen, sondern nach einem Trunke guten Weines, als dem besten Restaurationsmittel für seinen öden Magen. So calculirte wenigstens der Schwärmer und konnte um so eher auf Gesellschaft im „Adler" hoffen, als man zufällig im Dorfe einen sogenannten „abgeschafften" Feiertag beging. Aus alter Pietät mochten da die Wenigsten arbeiten, die Meisten gingen sogar in Festkleidern und sorgten aus eigenen Mitteln dafür, daß

ihnen der herkömmliche, feierliche Gottesdienst nicht fehlte. So läßt sich eben Manches in kirchlichen Dingen leicht verbieten, ob es aber gehalten wird, und der kluge, fromme Sinn des Volkes nicht von selbst seinen eigenen Pfad einschlägt, das ist eine andere Frage. Die Eltern des Jünglings, Herr Privatier Fleck und dessen Ehegattin Josepha, waren bereits von der Kirche heimgekehrt. Der Vater stellte einen stattlichen, wohlbeleibten Bürger vor, dessen Kleidung und ganze, selbstgefällige Haltung den Mann verriethen, der sich sein Vermögen selbst geschafft hat. Seine lichten Silberlocken standen vortrefflich zu dem runden, glatten, rosigen Gesichte und dessen feinen Aederchen. Um so kleiner und schmächtiger war Frau Josepha, deren blasse Wangen und milde, träumerische Augen eine ganze Welt von Güte und Nachsicht durchschimmern ließen. Beide erwarteten ihren hoffnungsvollen Sohn, wie es schien, mit Bangen und Unmuth. Endlich schwirrte Tobias in's Wohnzimmer statt des Morgengrußes mit lautem, lustigem Liederklang:

„Das Jahr ist gut, braun' Bier ist gerathen,
D'rum wünsch' ich mir nichts als dreitausend Dukaten ...."

„Ja, ja! — das Bier ist gerathen," unterbrach ihn der Vater, seines Grolles nicht mehr mächtig, „aber um so ungerathener bist du ausgefallen. Niemand könnte die dreitausend Dukaten besser brauchen, als ich."

„Daß ich nicht wüßte!" ließ sich Tobias gleich-

gültig vernehmen. „Hat mir doch die Mutter schon oft erzählt, daß du in früheren Zeiten manches schöne Sümmchen Geld verdient und bei Seite gelegt hast. Wozu also diese Begehrlichkeit?"

„Da lies selbst!" rief Herr Fleck mit einem strafenden Blicke auf seine Frau, welche sich unwillkürlich abwandte, und warf einen zerknitterten Zettel auf den Tisch. „Der Wirth von Erlach fordert von mir dreißig Gulden, die du ihm bei der letzten Kirchweih schuldig geblieben bist. Seitdem habe er dich weder gehört noch gesehen, schreibt er."

„Hm!" meinte Tobias nachdenkend. „Es wäre schon möglich. Ich erinnere mich kaum mehr. Uebrigens sei außer Sorge, Papachen! Der Wirth von Erlach ist eine kreuzbrave Seele und verlangt keinen ungerechten Kreuzer."

„Was nützt mir dieses leere Geplauder? Glaubst du denn, ich habe einen Wünschsäckel, der nicht zu erschöpfen ist, und zahle ewig fort deine liederlichen Schulden? Warum hast du in der Zwischenzeit den Posten nicht selbst mit deinem Taschengelde gedeckt oder wenigstens ein Wort davon gesagt?"

„Mit meinem Taschengelde? Das ist rein unmöglich," versicherte Tobias langsam und allen Ernstes. „Mein Taschengeld kann nicht reichen trotz der kleinen Zuschüsse, welche mir die Mutter manchmal gibt, oder ich müßte schlechter leben als ein Taglöhner. Verlange ich aber einen Kreuzer mehr, so begehrst du fürchterlich auf."

Ein grimmer Zornesblick streifte vom Sohne zur schwachen Mutter, die sich am Fenster zu schaffen machte, in banger Erwartung, der Sturm möchte sich nunmehr gegen sie wenden. Doch dazu kam es nicht. Der erbitterte Vater wandte sich wieder zu dem Jungen, welcher nachlässig vor ihm am Tische lehnte: „Hätte ich nur von jeher so aufbegehrt, wie du vorgibst, dann wäre es gewiß nicht so weit gekommen, Uebrigens ist noch nicht aller Tage Abend. Diese Schuld bezahle ich abermals ohne Anstand, kommt aber noch eine, nur noch eine einzige, so schiebe ich deinem Treiben einen Riegel vor für alle Zeiten. Ich lasse dich öffentlich ausschreiben, so wahr ich lebe! Verlaß' dich d'rauf!"

„Vater, das wirst du nicht thun," bemerkte Tobias ruhig und kalt. „Du würdest dich und mich so mörderisch blamiren, daß keiner von uns mehr einen Tag im Dorfe bleiben könnte. Und wofür? Um lumpige dreißig Gulden. Ja, wenn wir arme Schlucker wären, dann in Gottes Namen! Aber so? — Nein, nein, Papachen, laß' das schön gehen und geberde dich nicht so wild! Ich will dir lieber deinen Morgentrunk holen, dann wird Alles wieder in's rechte Geleise kommen."

Die Mutter lächelte verstohlen, der Vater wehrte mit beiden Händen, aber der Sohn kümmerte sich nicht darum und eilte hinaus. In wenigen Augenblicken brachte er eine Kanne Wein, auf zinnernem Teller ein appetitliches Stückchen Hausbrod und stellte beides auf den Tisch mit den Worten: „Prosit, Vater!" —

„Ich danke dir nicht für dein Profit und nicht für deinen Morgentrunk, so lange du mir durch dein leichtfertiges Betragen jeden Tropfen so verbitterst, daß er mir wie Wermuth die Lippen zusammenzieht. Wir sind noch nicht fertig mit einander. Die Hauptsache kommt erst. Was hast du denn heute Nacht wieder für gottlose Streiche mit dem Vorsteher und dem Nachtwächter getrieben? Glaubst du vielleicht, das läuft abermals so glatt ab? Der Schulze hat mich in aller Frühe holen lassen. Er ist arg zugerichtet, was du wohl am besten wissen wirst, lästerte fürchterlich und droht entschieden mit Anzeige, Gericht und Zuchthaus."

„Nun, was kümmert das mich?" fragte Tobias unbefangen. „Wem droht er denn eigentlich?"

„Den Attentätern droht er und behauptet, du seiest ohne Zweifel wieder der Anstifter gewesen."

„So? — Davon müßte ich doch auch wissen! Wahrscheinlich hat der Schulze wieder einen gehörigen „Habemus" gehabt und närrisches Zeug getrieben. Nicht?"

„Er und sein Nachtwächter haben sich in der Dunkelheit oder aus Mißverständniß geprügelt und . . ."

„Und da soll ich die Schuld tragen?" rief Tobias und lachte laut auf. „Köstlich, köstlich! Jetzt muß ich in's Dorf, ich muß den ganzen Verlauf hören."

„Du bleibst!" gebot der Vater, die Mutter sandte einen flehenden Blick nach dem Sohne, der sich übrigens um beide blutwenig kümmerte, rasch seinen Filzhut ergriff und zur Thüre hinaus wollte.

„Bleibe Se, Herr Fleck junior, bleibe Se!“ drängte sich ihm ein kleiner, alter Jude entgegen, die große, zerknitterte Patschkappe tief im Genick, den Zwergsack über der Achsel und den langen, schmierigen Rock mit den endlosen, vollgepfropften Taschen weit zurückgeschlagen. „Bleibe Se!“ drängte der Schacherer und schob in seiner Hast den Jüngling mit der einen Hand bis an den Tisch, mit der andern hielt er ein schmutziges Papier empor. „Der Herr Parteculierer were entschuldige, — aß ich do hab' e Wechselche, e klan's Wechselche von sei'm Herrn Suhn. Deß Wechselche is verfalle scho' vier Woche. Ich han geschriewe, ich han gediwwert — au wai! — au wai! — Was soll ich? — Soll ich laafe zum Gericht wider so' en schöne, junge Herrn, wider so reiche Leit? Gott behüt'! Amschel Maier, sag' ich, du gehst zum Herrn Parteculierer und der Herr Parteculierer wird decke des Bagatellche.“

Der Vater ballte die Faust und preßte die Lippen zusammen, die Mutter faltete die Hände und wagte kaum zu athmen, der Sohn aber spielte mit seinem Hute und meinte lachend: „Amschel, du bist halt die Perle aller Schacherjüden, ein kluger, nobler Kerl. Ganz recht hast du in diesem Falle speculirt, denn von mir hättest du so wie so niemals einen Kreuzer bekommen.“

„Was macht deine Forderung, Amschel?“ fragte Herr Fleck, um jede weitere Bemerkung abzuschneiden, und verhielt nur mühsam den Ausbruch seines Zornes.

„Wozu ſo preſſire? Schreibe mer des Wechſelche um uf den Herrn Parteculierer for drei, for ſechs Monat, nach Beliewe!“ —

„Was macht's?“ fragte dieſer ſtrenger und kürzer und erhob drohend die Hand.

„Sechzig Gülde und de Verzugszinſe von vier Woche. Aß ich hätt' verdiene könne e ſchön's Stück Geld in der Zeit, e ſchön's Stück.“ —

Der Privatier holte Geld aus einem Nebenzimmer, zählte dem Juden 65 Gulden auf den Tiſch und ließ ſich als vorſichtiger Geſchäftsmann quittiren. „So, Amſchel,“ ſagte er dann, „du kannſt meinem Sohne wieder borgen, ſo oft du willſt, aber von mir erhältſt du keine Zahlung mehr. Ich will ſchon vorſorgen.“ —

Der Jude achtete kaum auf dieſe Drohung, packte gierig und vor Freude grinſend das Geld zuſammen in ſein Schnupftuch, bat noch zehnmal um Entſchuldigung und ſuchte haſtig das Weite, als könnte ihm ſeine Beute wieder abgejagt werden.

Dem Schacherer gab ſo zu ſagen die Hand unter der Thüre ein ſchmucker Burſche in Jägertracht, nachläſſig den Zwilling über die Schulter geworfen, Halsband und Leine in der Hand. „Ein ſchönes Compliment“ — vermeldete er freundlich grüßend — „vom Herrn Revierförſter Behrend und dem Steinbrechers Nazi an Herrn Tobias, und ich ſoll den Fanghund abholen.“

„Was? — Welchen? — Unsern Fanghund?" fragte der Privatier betroffen.

„So lautet wenigstens mein Auftrag. Ihr Sohn hat ihn gestern Nacht im Spiele an den Steinbrecher verloren, und dieser hat das Thier heute Morgen an den Herrn Revierförster verkauft, weil er selbst keine Verwendung dafür hat."

Der Vater erbleichte und hielt sich an den Tisch, die Mutter sank auf einen Stuhl und bedeckte ihr Antlitz mit beiden Händen, um ihre Thränen zu verbergen. „Holen Sie ihn!" preßte der Erstere endlich mühsam hervor. „Holen Sie ihn! Er wird im Hofe laufen."

Der Jagdgehülfe empfahl sich höflich, jedoch nicht ohne einen scharfen, vielsagenden Blick auf Tobias, der noch immer gleichgültig an seinem Platze lehnte. Es entstand eine peinliche Stille. Der Vater unterbrach sie endlich, aber man fühlte der unsichern, zitternden Stimme an, daß der große, starke Mann dem Weinen näher stand als dem Poltern. „So," sprach er, „jetzt fehlt nichts mehr, als daß noch ein Wucherer erscheint und uns von Haus und Hof jagt, weil der Herr Sohn beides versetzt, verspielt oder sonst verputzt hat. Das fehlt noch. Dann hast du deinem Werke die Krone aufgesetzt."

„Tobias! — Tobias! — Um Gottes willen — wo willst du denn hinaus?" jammerte die Frau und rang flehend die Hände. „Hast du denn gar kein Fünkchen Lieb' mehr zu deiner armen Mutter?"

„Warum denn nicht, Mütterchen? — Lieb' in Hülle und Fülle, aber ich begreife nicht, wie man um eines Hundes, eines elenden Thieres willen ein solches Gejammer aufschlagen kann? Wir spielten, und ich verlor. Mit geborgtem Gelde wollte ich nicht weiter spielen, weil das jederzeit verloren ist, und doch hätten wir gern noch eine Partie gemacht. Da setzte der Steinbrecher einen großen Block, mein Freund Cornelius ein Stierkalb und ich meinen Fanghund. Ich verlor abermals. Was liegt daran? Eine famosere, eine drolligere Partie wurde noch nicht gemacht, seit der „Adler" steht."

„Eine schlechtere, eine leichtfertigere, würde ich sagen," versetzte der Vater voll Unmuth.

„Wie so? — Die beiden Andern setzten, was sie besaßen. Sollte ich zurückbleiben wie ein armer Schlucker? Sollte ich diesem Lumpen von Steinbrecher, sollte ich diesem armseligen Cornelius, dem Sohne eines herabgekommenen Pächters, nachstehen? Gott bewahre! Ihr habt mir selbst gesagt und hundertmal zu verstehen gegeben, daß, wer Geld hat, überall auftreten kann und sich vor Niemand zu scheuen braucht. Vater, Mutter, habt Ihr das nicht?"

„In diesem Sinne ganz gewiß nicht," behauptete der Vater im vollsten Ernste. „Uebrigens frage ich nicht nach dem Thiere und nicht nach dessen Werth; aber die Art und Weise, wie du ein Geschenk deines Vaters verschleuderst, ist unverzeihlich. Ich gab dir das

schöne Thier zum Angebinde, wir hatten alle unsere Freude daran, ich hoffte dich damit auf den rechten Weg zu bringen, und du — verspielst es auf einen Satz!" —

„Das ist eben der Punkt, den er nicht einsehen will," klagte die Mutter. „Es fehlt ihm alles Gefühl."

„Durchaus nicht, aber Ihr stellt seit einiger Zeit jede meiner Handlungen auf die scharfe Kante, jedem meiner sogenannten Fehltritte fügt Ihr eine so rührende Erklärung bei, daß ich mich nicht mehr auskenne. Ich kann mich doch nicht anders machen, als ich bin. So habt Ihr mich selbst erzogen und so müßt Ihr mich haben."

Das war ein hartes Wort und faßte tief und scharf. Die Mutter zuckte zusammen und starrte regungslos vor sich hin. Der Vater entfärbte sich, stemmte die Hand auf den Tisch, biß sich auf die vollen Lippen und wandte sich sodann nach dem Fenster. Der Sohn, dem diese Unterhaltung schon viel zu lange gedauert, nahm in der Zwischenpause die Weinkanne und leerte sie auf einen Zug.

Nach kurzem Bedenken tritt der Vater wieder an den Tisch, unschlüssig, was nun sagen und was beginnen? Mechanisch greift er nach der Kanne und führt sie zum Munde.

„So, Väterchen, trinke, dann werden wir uns leichter eini . . . ."

Noch ist das Wort nicht vollendet, so fährt die

Kanne mit lautem Krache zu Boden. Die Mutter springt erschreckt auf, Herr Fleck bebt an allen Gliedern, Zornesgluth färbt seine Wangen, und mit drohend geballter Faust springt er vor den leichtfertigen Burschen: „Jetzt hat meine ewige Nachsicht ihr Ende erreicht. Ich stehe da und predige im höchsten Kummer auf Leben und Tod, und du treibst Hohn und Spott mit mir? Ich kann dich nicht bändigen, aber ich will dir einen Herrn schaffen. Glaubst du, ich warte die Anzeige und Klage des Schulzen ab? Nein, ich gehe jetzt selbst zum Gerichte und verlange Hülfe gegen meinen nichtswürdigen Sohn."

„Soll ich mitgehen?" fragte dieser halb spöttisch, halb ungläubig.

Statt aller Antwort griff der Privatier nach Rock und Hut. Wohl trat ihm die Frau entgegen, aber sie sah sich diesmal so ernst und streng bei Seite geschoben, daß sie keinen weiteren Versuch mehr wagte. In wenigen Secunden verließen Vater und Sohn fast gleichzeitig das Haus, der eine, um die Hülfe des Gerichtes, der andere, um die Labung des Wirthes zu suchen. —

Wohl Mancher hat schon in seinem Leben, wenn auch zu spät, gefunden, daß es sehr rathsam ist, einen rasch gefaßten Entschluß wenigstens eine Nacht zu beschlafen und am andern Morgen noch einmal in Ruhe zu Faden zu schlagen, ehe man ihn zur Ausführung bringt. So erging es auch unserem Privatier Fleck. Gestern war er überhaupt zum ersten Mal energisch

gegen seinen Sohn aufgetreten, nach seiner Ansicht d'reinfahrend wie Wetter und Hagel, und heute lag ihm diese Energie wie Blei in allen Gliedern und verursachte ihm tausend und tausend Beschwerden. Nicht als ob er am Landgerichte keine Hülfe gefunden, im Gegentheile, die vollste, bereitwilligste Hülfe, denn zu gleicher Zeit mit ihm war die jammervolle Beschwerde des Schulzen eingelaufen. Ja, der Herr Landrichter hatte sogar vom Abholenlassen durch ein paar Gensdarmen gesprochen, damit der liederliche Schlingel sogleich Ernst sähe und Respect bekäme. Gestern hatte der schwache Vater in seinem Feuereifer die „paar Gensdarmen" gar keiner nähern Betrachtung gewürdigt, heute aber tanzten sie wie riesige Gespenster in seinem Kopfe herum, verdunkelten und verwirrten fast seine Sinne. Die Sache war einfach. Das Dorf und die ganze Umgegend erfreuten sich des besten Rufes und seit Jahren hatte kein Verbrechen ihre Marken besudelt. Um so größer war das Vorurtheil gegen Sträflinge und Zuchthäusler jeder Art. Wer bei diesen Leuten das Unglück hatte, von einem Gensdarmen abgeholt, transportirt und überdies noch eingesetzt zu werden, gleichviel ob eine Stunde oder ein Jahr, ob schuldig oder unschuldig, der hatte seine Reputation verloren. Er konnte in keiner ehrlichen Gesellschaft mehr auftreten, er mußte sich, so oft er einem Andern querkam, die „Doppeljacke" und den „Zuchthäusler" vorrücken lassen.

Das Alles fiel unserm Privatier leider erst heute ein. Es wurde ihm angst und schwül, wenn er daran dachte, welches Loos er selbst seinem einzigen, vielgeliebten Söhnlein bereitet. Darum stand er gegen seine Gewohnheit sehr spät und sehr unlieb auf, trank keinen Kaffee und ging den Seinigen aus dem Wege auf allen Schritten und Tritten. Je mehr er aber auswich, desto hartnäckiger verfolgte ihn seine Frau, die um jeden Preis wissen wollte, was er eigentlich bei der Behörde gerichtet habe. Immer mehr in die Enge getrieben, rannte er zuletzt aus dem Hause. Die Angst jagte ihn zum Schulzen. Zu jedem, selbst dem größten Opfer bereit, wollte er probiren, ob sich nicht rasch noch ein Gegenbericht expediren lasse. Der Vorsteher war nicht zu Hause, die Frau ließ ihn barsch und tüchtig abfahren, nicht um ihres Mannes willen, sondern weil sie die schöne, von ihr selbst projectirte und geförderte Heirath ihrer Tochter vereitelt sah. Rathlos kehrte Herr Fleck heim und sah sich alle zwei Schritte furchtsam um, ob nicht da oder dort ein Gensdarme hervorkäme. Als er aber den ganzen Weg über nirgends etwas gewahr wurde und alle Leute ruhig ihren Geschäften nachgehen sah, kam auch ihm allmälig der Muth und das Bewußtsein des reichen Mannes wieder. Er überredete sich selbst, daß der gestrenge Herr Landrichter das Ding wohl nicht so ernstlich gemeint habe und gewiß eine respectable Familie nicht in Schande bringen werde. So betrat er voll

Selbsttrost seine Schwelle wieder, um sich hier schlimm genug enttäuscht zu sehen.

„Sie kommen! — sie kommen!" stürzte ihm die alte Lene entgegen, welche seit dreißig Jahren als Magd in der Familie diente und ihr gut' Theil zur glücklichen Verziehung des Sohnes beigetragen hatte. „Sie kommen! — sie kommen!" schrie sie unaufhörlich, sprang dazu wie besessen hin und her, focht mit den Händen in der Luft, warf sich in ihrer Noth mitten im Zimmer auf die Kniee, versuchte laut zu beten, weinte und schluchzte dazwischen, rang wie verzweifelt die Hände und rief immer wieder: „Sie kommen! — sie kommen! Allmächtiger Gott, hilf! Uh, sie kommen!" —

„Wer kommt denn?" fragte sie der Hausherr, dem fast die Stimme versagte, und betrachtete mit Entsetzen das Treiben seiner Frau, welche geschäftig von einer Ecke zur andern trippelte, die Stühle durcheinander stellte, Staub abblies, wo keiner war, Tischtuch und Servietten auflegte und ihre besten Teller aufsetzte, als erwarte sie eine vornehme Gesellschaft. „Wer denn, einfält . . . ." —

„Sie kommen! — sie kommen!" — rief Lene statt jeder Antwort, rannte hinaus, schlug die Hausthüre zu und sperrte, anstatt einfach den Schlüssel umzudrehen, das gute Doppelschloß mit einem Holzspänchen, welches unter ihrer Hand wieder herabfiel.

„Wer kommt denn? So rede doch!" fragte Fleck die Zurückkehrende nochmals in voller Ungeduld, drückte

seine Frau sanft in einen Lehnsessel und räumte das Tischzeug wieder bei Seite. „Wer denn?"

„Die Gensdarmen! — Uh, wie gräßlich — die Gensdarmen! Sie sind Schuld daran. Sie ganz allein. Gott verzeih' Ihnen! Der Repsmüller ist vorübergefahren und hat mir's zugerufen. Die Gensdarmen sind schon auf dem Weg' und haben ihm selbst erzählt, daß sie unsern jungen, lieben, braven, schönen, guten Herrn holen müssen. Er ist ihnen rasch vorgefahren, um uns Nachricht zu geben. Sie kommen, sie müssen jeden Augenblick kommen," jammerte die Magd und stürmte fort, um ihren Liebling aus den Federn zu holen, während der Privatier seine Frau zur Ruhe und Besinnung zu bringen suchte.

So schnell war der junge Herr seit Jahren nicht aufgestanden und angekleidet. Ein jäher Schreck packte ihn an allen Gliedern, als ihm das wirre Jammern der Magd klar wurde. In einem Satze sprang er die Stiege hinab und ersah hier mit dem ersten Blicke auf den schreckensbleichen Gesichtern von Vater und Mutter die Bestätigung des Vernommenen. So frevelhaft leichtsinnig er seither mit Allem umgesprungen war, so fehlte ihm doch jetzt aller Muth, dem Unvermeidlichen entgegenzugehen. Allein wäre er keck und frech auf's Gericht gestiegen, aber in Begleitung, von Gensdarmen transportirt, am Ende gar in geschlossener Gesellschaft, da war's aus mit Renommage und Herrlichkeit trotz Geld und Gut für alle Zeiten. „Vater — Vater!"

rief er bitter und vorwurfsvoll. „Vater, was hast du mir gethan?"

„Wie, so kommst du mir?" wehrte sich dieser, und für den Augenblick loderte noch einmal das Feuer gerechten Zornes in ihm auf. „Du trägst die Schuld, nichtswürdiger Tropf, du allein! Du hast meine Nachsicht mit Füßen getreten, mich auf die äußerste Grenze getrieben, und mich noch gestern in der letzten schweren Stunde verhöhnt und verspottet. Jetzt trage die Folgen!"

„Sie kommen! — sie kommen!" schrie die Magd wieder laut auf und deutete, außer sich vor Entsetzen, nach der Straße. Richtig kamen sie daher, die verhaßten, grünen Tuchröcke mit den rothen Aufschlägen, die Wachstuch-Tschakos auf dem Haupte, und die Gewehre auf der Schulter, in gemessenem Feldschritte.

Der Privatier stand wie eine Marmorsäule und starrte gläsernen Auges nach den furchtbaren Gestalten, die Schritt um Schritt näher rückten. Das letzte Fünkchen des Zornes war von seinen Wangen gewichen, und eine unnennbare Angst überkam ihn, wie nie im Leben. Sie preßte ihm die Brust zusammen und drohte ihm den Athem zu benehmen, während die Hände sich langsam heraufzogen und convulsivisch wie zur Abwehr ballten. Viel leichter schien sich die Frau zu fassen. Einen Augenblick fixirte sie neugierig die Herren Gensdarmen, dann trippelte sie geschäftig nach dem Wandschranke und begann Teller, Messer, Gabel sammt Tischzeug wieder herauszuräumen. Lene sprang nach,

schob die Hausfrau unsanft und schmähend bei Seite und sperrte den Schrank zu, wobei mehrere Teller auf den harten Dielen ihr rundes Dasein in vieleckige Scherben verwandelten. Dann lief sie nach der Küche, kehrte die Minute wieder, in der einen Hand eine mächtige Feuerzange, in der andern ein Blasrohr. So ausgerüstet postirte sie sich vor ihren Liebling, um ihn mit ihrem eigenen Körper zu decken, und schwang ihre vulkanischen Waffen drohend in der Luft. Der Hauptbetheiligte spielte die kläglichste Rolle von der Welt. Er stand da wie ein ungezogener Knabe, der von seinem Vater die Ruthe erwartet und schon im Voraus wie zur Abwehr oder im Vorgefühl der Freuden, die ihm blühen, zu weinen anhebt. Dabei zitterte er am ganzen Körper und lugte ängstlich nach allen Ecken und Winkeln, nach der Decke und den Schränken, ob nirgends ein sicherer Versteck zu finden sei. Sein Auge suchte umsonst und blieb zuletzt hülfeflehend bald auf dem Vater, bald auf der Mutter haften, die heute zum ersten Mal keine Notiz von ihm nahm. Noch wenige Schritte, und die Gensdarmen hatten das Haus erreicht. Da schien dem Vater in der höchsten Noth ein rettender Gedanke gekommen. „Fort, fort!" stöhnte er, stieß die Magd bei Seite, packte den Jungen an beiden Armen, schob ihn zur Thüre hinaus und ebenso rasch die Stiege hinauf. Oben stand, keine fünf Schritte von der Stiegenöffnung entfernt, ein großer, alter Kasten, der gewöhnlich zum Aufbewahren von Kleie oder Futtermehl

für die wenigen Stallbewohner diente, welche der „geborgene" Mann noch zu halten beliebte. Hastig schlug er den schweren Deckel auf und drängte in tausend Aengsten: „Hinein — hinein!" Zu jeder andern Zeit hätte sich Tobias mit einem Ansatze hinauf-, hinein- und selbst über den ganzen Kasten hinweg geschwungen — heute setzte er dreimal an und rumpelte dreimal wieder herab. Endlich beim vierten Mal gab ihm sein Vater einen Stoß, daß er kopfüber hineinstürzte und dichte Staubwolken emporqualmten. Ohne sich weiter darum zu kümmern, das Auge unverwandt auf die Hausthüre hinabgerichtet, ließ Herr Fleck den Deckel herab, hängte mit einem gewaltsamen Drucke die Klappe ein und eilte wieder die Stiege hinab. Ihm entgegen öffnete sich die Pforte, der Brigadier stand vor ihm, kerzengerade, zog sein Gewehr an und bot einen „Guten Morgen!" —, was dem armen Manne wie purer Hohn klang. Der zweite Gensdarme blieb als Posten vor dem Hause, um die Ausgänge zu überwachen.

„Ich bin beauftragt," hub der Brigadier an und brachte dabei aus seiner Brieftasche ein ganz verdächtiges Blättchen Papier hervor, — „ich bin beauftragt, den Tobias Fleck junior, Privatiers-Sohn von Hollberg, zu arretiren und sofort beim Gericht einzuliefern. Wo ist er?"

Herr Fleck nahm die freundlichste Miene von der Welt an und erklärte ganz zuversichtlich: „Die Verhaftung, Herr Brigadier, wird jedenfalls unterbleiben

können. Ich habe wohl gestern selbst bei dem Herrn Landrichter Beschwerde geführt, aber bis heute hat sich die Sache anders gestaltet, vollständig ausgeglichen. Mein Sohn wird von nun an seine leichtsinnigen Streiche — schlecht waren sie ja nie — streng vermeiden, ich werde die Betheiligten entschädigen, was sie nur verlangen, und ziehe hiemit meine gestellte Klage ganz gehorsamst wieder zurück. Sind Sie so gefällig, das dem Herrn Landrichter zu vermelden."

„Auf einen solchen Rapport würde mir der Herr Amtsvorstand die Thüre weisen. Ich habe überhaupt keine fremden Aufträge entgegenzunehmen, noch weniger etwas zu untersuchen — ich habe einfach zu gehorchen. Ich bin commandirt, Ihren Sohn zu arretiren und das wird unter allen Umständen vollzogen werden. Eine solche Sache ist nicht zu ändern."

„O — doch, doch, doch!" meinte der Privatier.

„Von meiner Seite nicht. Es wird deshalb gut sein, wenn Sie uns kein Hinderniß in den Weg legen, denn im Nothfalle brauchen wir Gewalt. Am meisten warne ich Sie vor Widersetzung, da Sie selbst wissen, welche Folgen das nach sich ziehen kann."

„Aber, Herr Brigadier, die ganze Anzeige ist ja nur eine Uebereilung, eine unüberlegte Geschichte von mir gewesen. Sie werden doch um einer solchen Lumperei willen mich und mein ganzes Haus nicht in Schande und Spott bringen wollen? Bedenken Sie nur, daß meine Familie zu den ersten und angesehensten

und reichsten in der Gegend zählt, und daß ich gewiß für Ihre Nachsicht dankbar sein werde. Wir sind ja doch kein Gesindel, kein Lumpenpack, das man mir nichts, dir nichts in's Zuchthaus steckt. Gehen Sie! Trinken wir lieber ein gutes Glas Wein zusammen. Nur eingetreten — herein!"

„Hier ist mein Verhaftsbefehl," erklärte der Brigadier voll Ernst und Nachdruck, „den muß ich vollziehen. Jedes Wort, das Sie weiter verlieren, ist unnütz. Wo ist Ihr Sohn?"

Der Privatier merkte wohl, daß hier mit guten Worten und Bestechung nicht anzukommen sei. Deshalb sann er auf Mittel und Wege, um die Arretirung durch List und Trug zu verhindern.

„Wo ist Ihr Sohn?" fragte der Gensdarme nochmals.

„He, Lene, weißt du nicht, wo unser Tobias ist?" rief der Vater in's Zimmer hinein. „Am Ende schon wieder ausgegangen?"

„Ich soll's wissen?" schrie diese heraus. „Ich? Unser junger Herr kann hingehen, wo er will, und Niemand hat ihm etwas zu befehlen. Ich brauche ihn nicht. Ha, ha, ha! Wer ihn braucht, soll ihn suchen."

„Das wollen wir thun," stimmte ruhig der Brigadier bei, dessen Späherauge längst ringsum die Räume durchforscht hatte. „Potz Blitz und Granaten, was ist denn das für ein Stiefel?" fragte er lachend und zeigte nach dem Boden. „Sehen Sie 'mal, Herr

Fleck, da droben unter dem Kastendeckel lugt ein Stiefel hervor. Und was für ein närrischer Kauz! Sehen Sie nur, manchmal zuckt er, als wenn's ihm unter dem schweren Deckel nicht recht wohl wäre. Am Ende steckt gar ein Fuß in dem Stiefel und an dem Fuße hängt ein Mann. Das muß ich untersuchen."

Im Geschwindschritt eilte der Gensdarme die Stiege hinauf. Der Privatier drängte sich trotz seiner Beleibtheit nebenher, gewann sogar einen kleinen Vorsprung und postirte sich mit seinem Rücken vor den verrätherischen Stiefel. „Herr Brigadier!" —

„Sie werden Platz machen, Herr Fleck, — im Namen des Gesetzes!" —

„Herr Brigadier!" —

„Ich muß in diesen Kasten. Hören Sie?" —

„Herr Brigadier!" —

„Machen Sie keine Umstände!" —

„Es ist ja ein Futterkasten. Sehen Sie, Herr Brigadier ...."

„Mag sein, aber aus einem Futterkasten wächst kein Stiefel." —

„Herr Brigadier!" —

„Es nützt Alles nichts. Ich muß hinein." —

„Die Stiefel können ja einem Knechte gehören. Bedenken Sie, Herr Brigadier ...."

„Das wird sich beim Oeffnen zeigen. Ich sage Ihnen, widersetzen Sie Sich nicht dem Gerichte, sonst arretire ich Sie sammt Ihrem Sohne." —

„Herr Brigadier!“ —

„Aufgemacht — vorwärts!“ —

Nein, Herr Brigadier, nein! Es bleibt zu. Sie können meinen Sohn arretiren, aber meine Kisten und Kasten bleiben geschlossen.“ —

„Wer sich beim Arretiren nicht freiwillig stellt, den suche ich und das im Nothfalle mit Gewalt. Jetzt Platz gemacht, oder — —“

„Nimmermehr!“ —

„So muß ich.“ Mit diesen Worten rückt der Gensdarme langsam vor, packt Herrn Fleck am Arme und will ihn so bei Seite schieben. Dieser entwindet ihm mit einer heftigen Bewegung seinen Arm, stützt sich wider den Kasten, stemmt beide Hände dem Angreifer entgegen und sucht ihn mit aller Macht nach der Stiege zurückzudrängen.

„Keine Gewalt!“ warnt dieser nochmals, „oder ich greife zum Seitengewehr. Zurück jetzt!“ Dabei läßt er sich absichtlich einige Schritte zurückschieben, um dann mit einem Rucke, mit einer raschen Wendung in den Rücken des Privatier und an den Kasten zu gelangen. Jetzt will er seine List ausführen, packt Herrn Fleck fest an beiden Armen und sucht ihn rasch zu schwenken. In demselben Momente stößt dieser vorwärts, der Gensdarme geräth auf den letzten Tritt der Stiege, gleitet aus, stürzt, reißt Herrn Fleck mit sich nieder, und beide kollern und rumpeln mit dröhnendem Gepolter und Klirren die Stiege hinab in den Hausgang,

wo sich das Gewehr des Gensdarmen mit einem fürchterlichen Schlage entladet und zum Glücke die Kugel tief in einen Balken einschlägt. Staubwolken und Pulverdampf umhüllen den zappelnden Knäuel. Der Brigadier ist zuerst wieder auf den Füßen. „Sie sind mein Gefangener!“ ruft er in höchster Wuth mit einem gräßlichen Fluche und zieht den Säbel. Er bringt nur einen Stumpf heraus, während die übrigen Trümmer lustig in der Scheide klirren. Hastig rafft er sein Gewehr vom Boden auf. Das Bajonnet ist abgebrochen, der Hahn zerschmettert. Der zweite Gensdarme ist auf den Schuß herbeigestürzt, während Lene mit gellendem Geheul ihrem Herrn auf die Beine hilft.

„Den bewache! Keinen Schritt vom Platz'!“ commandirt der Brigadier seinen Begleiter, steigt die Treppe wieder hinauf, sprengt den Kastendeckel, reißt den Stiefel in die Höhe, zieht und zieht und zieht wirklich an dem Stiefel ein Bein, an dem Beine einen Leib, Arme, Kopf, kurz einen ganzen Mann heraus, der unserem Tobias auf ein Haar gleicht, nur daß er über und über mit Kleie und Mehlstaub gepudert ist und auf dem gepreßten Fuße kaum stehen kann. Ehe sich's Tobias versieht, sind ihm beide Hände geschlossen, seine mehlige Wenigkeit die Stiege hinabgestoßen und sammt seinem Vater von den beiden Gensdarmen in die Mitte genommen. „Vorwärts!“ commandirt der Brigadier rauh und alles Bitten, alles Widerstreben ist nutzlos. Sie müssen folgen. Die Mutter sitzt im Zimmer und

sieht durch die offene Thüre dem ganzen Auftritte starr und regungslos zu, während ein eigenthümliches, blödes Lächeln um ihre Lippen spielt. Lene aber stürzt mit zwei großen Bürsten herbei, denn ihr braver, junger Herr ist ja über und über gepudert. „Halt, halt!" schreit sie den Abziehenden nach, und wie Niemand hören will, schlägt sie voll Verzweiflung und laut jammernd ihre Bürsten über dem Kopfe zusammen, während draußen bunte Stimmen durcheinander schwirren und alle der Ruf überschallt: „Vorwärts, marsch!" — — —

III.

Freies Logis.

„Ist die Noth am Höchsten,
Ist Gott am Nächsten."
Sprichwort.

Das war ein Empfang auf der Straße und ein Marsch zum Gerichte, wie sich wohl Niemand einen zweiten wünschen wird. Der Knall der Muskete und das gellende, unbändige Geheul der alten Lene hatten das ganze Dorf auf die Beine gebracht und um das Haus versammelt. Wer ja die Wahlstatt nicht mehr erreichen konnte, stellte sich da oder dort am Wege auf, um den ungewohnten Aufzug mitanzusehen und auf die eine oder andere Art seine Meinung dazuzugeben. Sobald

die beiden Arrestanten aus dem Hause geschoben waren, sahen sie sich von einem dichten Schwarme umringt. Die liebe Gassenjugend natürlich war allen Andern voraus. Wer will es ihr verargen? Abgesehen von der Neugierde hatte Tobias in seinem Uebermuthe gar Manchem im Vorbeigehen einen Fitzer oder eine Patsche verabreicht, ohne daran zu denken, daß stets der Tag der Rache kommt, und daß dann gerade die Kleinen die unerbittlichsten Gegner sind. „Schneemann, Schnapphahn! — Schneemann, Schnapphahn!" gellte es ihm jetzt von allen Seiten entgegen, und zwar so unabläßig, daß, so oft eine Kehle verstummte, sechs andere dafür anhoben, während die übrigen mit Lachen, Schreien, Pfeifen, Zischen und Klatschen einen hundertstimmigen Lärmchor dazu lieferten. Ja, selbst die Erwachsenen wurden von dem kleinen Volke angesteckt und stimmten in den allgemeinen Hohn mit ein. Alle schienen sich Glück zu wünschen zu der herrlichen Gelegenheit, dem lang verhaltenen Groll einmal ordentlich Luft machen zu können.

„Mich dauert nur der Vater," meinte ein gutmüthiger Nachbar, seines Zeichens ein Schuhmacher, und offerirte den Umstehenden eine Prise. „Seht nur hin, wie er keucht, glüht und schwitzt, als hätte er in fünfzehn Minuten ein ganzes Klafter Holz gespalten. Bei Gott! — der Alte thut mir leid, aber dem jungen, ungezogenen Gimpel schadet's nichts, wenn ihm einmal die Flügel ordentlich gestutzt werden. Dem geschieht sein Recht."

„Wenn dem Jungen endlich einmal Recht geschieht," eiferte dagegen ein Anderer, „so geschieht dem Alten doppelt Recht. Er ist der Vater. Warum hat er den Burschen so herwachsen lassen? Hättest du deine Buben so verzogen, so würde das ganze Dorf schreien: „„Schlechtes Haushalten, liederliche Wirthschaft, der Lump, wie die Alten, so die Jungen!"" — aber bei diesen zuckt man nur die Achsel, verzieht den Mund, traut sich kaum mit der Sprache heraus und meint ganz verzagt, es sind halt reiche Leute, die machen's nicht anders."

„Jacob, du hast Recht," bekräftigte ein Dritter, „dieses Protzencorps soll nur auch einmal verspüren, daß Geld nicht alle Berge ebnet, und daß Vorsteher, Nachtwächter und Polizeidiener nicht allein für die armen Schlucker gemacht sind. Wäre ich Landrichter, sie kämen mir unter vierzehn Tagen nicht aus dem Loche. Dafür steh' ich Euch!"

„Platz — Platz!" drängten ein paar alte Weiber dazwischen und schoben sich mit Hülfe ihrer spitzigen Ellbogen keck bis in die erste Reihe vor. „Streck' dich, Bärbel, da kommen sie!" mahnte lachend die eine und faßte trotz aller Gegenwehr der von ihrem Platze Verdrängten Posto. „Hi, hi! — siehst du, wie du schaust? Ach Herrjechen, wie der junge Prinz so nobel mit dem rechten Fuß nickt, als wollte er uns bei jedem Tritt ein Compliment machen! Recht so, das laß' ich mir gefallen."

„Potz Blitz," kicherte die andere, „ist der auf

einmal höflich geworden! Aus lauter Respect vor uns hat er ja heute gar keinen Hut aufgesetzt. Wenn sich der arme Junge nur nicht verkältet und am Ende den Schnupfen bekommt! Es wäre doch Jammerschad'!"

„O du Tapperle, du! Dafür ist er ja gepudert. Siehst du, Bärbel, die alten Moden kommen wieder



auf. Gerade so hat's unser alter, steifer Schulmeister an Sonn- und Feiertagen getragen. Erinnerst dich noch?"

„Ob ich mich erinnere? — Das will ich meinen. Sein süßes Angedenken hat sich meinen Händen und meiner verkehrten Front so tief eingeprägt, daß ich es nicht vergesse, und wenn ich noch hundert Jahre alt werde. Glaub' mir!"

Die Weiber lachten bei dieser angenehmen Jugenderinnerung laut auf, streckten dann neugierig die Hälse und stellten sich auf die Fußspitzen, weil die Arrestanten gerade vorbeikamen.

„He, Tobiasle, d'rauf! — als d'rauf!" rief die alte Bärbel und schüttelte dem Herankommenden voll Zorn die geballte Faust entgegen. „Nur d'rauf, Bürschchen! Magst meinem armen Spitz das linke Bein nicht auch noch entzwei werfen, he? D'rauf, Tobiasle, genir' dich nicht!"

„Sei doch still, Schreihals!" wehrte die Andere noch lauter. „Siehst denn nicht, daß der junge Herr jetzt keine Zeit hat? Er trägt heute silberne Ehrenketten um die Finger und kann sich mit deinem krummen, elenden Vieh nicht abgeben. Ein ander' Mal!"

Diese und viele andere Spottreden mußte sich Tobias in Hülle und Fülle in's Gesicht schleudern lassen. Er fühlte, daß er sie verdient hatte, aber sein wilder Trotz wurde dadurch nicht gebändigt. Er kochte blutige Rache in seinem Herzen, das ein solches Eingeständniß durchaus nicht zuließ, sondern ganz andere,

ungestüme Regungen in ihm hervorrief. Doch er wollte den Triumph der Spötter nicht steigern, und schleppte sich, die Lippen zusammengepreßt, und die Augen auf den Boden geheftet, so gut es mit dem gequetschten Fuße gehen mochte, vor den Gensdarmen her. Anders sein Vater. Der schaute bald rechts, bald links, bald vor-, bald rückwärts, grüßte mit dem wehmüthigsten Gesichte von der Welt gute Bekannte, ohne einen Dank zu bekommen, und forschte ängstlich nach allen Seiten, ob denn gar nirgends her ein rettender Engel erscheine. Vergebens. Sein Auge traf nur lachende, höhnende Gesichter, auf denen die Schadenfreude in lichten Zügen geschrieben stand.

Nur ein- oder zweimal, wenn ein ganz bekannter Ton an sein Ohr schlug, warf Tobias von unten herauf einen flüchtigen Blick über die Menge. Da entdeckte sein Auge das breite Antlitz des Pächterssohnes und Freundes Cornelius, wie es gerade vorsichtig hinter einer Gruppe von Mädchen emportauchte. So voll des bittersten Spottes und der hellsten Schadenfreude hatte er in seinem ganzen Leben keine Fratze gesehen. Eine plumpe Faust winkte ihm wie zum Abschiede in der Luft, und laut schlug es an sein Ohr: „Viel Vergnügen, Bruderherz, viel Vergnügen!" — Dann verschwand die eckige Gestalt, die Brust voll Freude, daß sie nicht auch von der Partie war. In demselben Momente, aber tief im Hintergrunde bemerkte Tobias auch den Steinbrecher's Nazi, der sich vorsichtig hinter einer

Mauerwand hervorbog. Lustig winkte ihm dieser zu, hielt dann die eine Hand halb gebogen vor sich hin, wie wenn er ein Kartenspiel halte, machte mit der andern einige rasche, kräftige Bewegungen in der Luft, als wollte er „Trumpf — Trumpf — Trumpf!" — spielen und erhob zuletzt jubelnd die Rechte, als habe er ein volles Glas und trinke des Arrestanten Wohl. Dieser hatte genug gesehen. Er zog die Augenlider finster zusammen, biß sich krampfhaft in die bleichen Lippen und rüttelte wild an seinen Fesseln. Das also waren die Freunde, die er so oft regalirt hatte, die wie Hunde vor ihm gekrochen waren! „Denen will ich's eintränken," knirschte er zwischen den Zähnen, wandte aber kein Auge mehr vom Boden.

Doch an des Schulzen Haus mußte er aufblicken. Das Herz forderte gebieterisch seine Rechte. Breit lag der Vorsteher am Fenster, den Kopf mit Tüchern umwickelt. Er labte sich an dem Anblicke seiner Feinde. Hinter ihm stand die Frau Vorsteherin. Sie schnitt ein bitterböses Gesicht; sie sah den lang gehegten Lieblingsplan unwiderbringlich gescheitert. Das war es Alles nicht, was Tobias suchte. Endlich am Kammerfensterchen entdeckte er's: ein paar roth geweinte Augen und ein paar sich wund ringende Hände. Nein, sein Blick täuschte ihn nicht, sein Herz betrog ihn nicht! Anna bemitleidete ihn, Anna liebte ihn. Was kümmerte ihn die Welt? Er schwur im Stillen, sich ihrer Liebe würdig zu machen, und die schwerste Last war ihm vom Herzen gewälzt.

Endlich hatte man das Dorf im Rücken. Die Leute verliefen sich, Jeder mit einem letzten Kraftausdrucke seiner Schadenfreude. Aber damit war noch wenig gewonnen. Die rastlose Fama verbreitete mit der Schnelligkeit eines Lauffeuers die Kunde im ganzen Bezirke. Es war, als schickte sie beflügelte Vorreiter von Haus zu Haus, von Dorf zu Dorf. Bei jedem Weiler, bei jedem Gehöfte, bei jedem Flecken wiederholten sich dieselben Scenen, bis die Unglücklichen endlich nach einem dreistündigen Marsche voll Höllenqualen, erschöpft an Körper und Geist, todesmatt an Leib und Seele, unter das schützende Obdach des Gerichtsgebäudes traten. —

Es war still wie ein Grab. Vater und Sohn mußten unter Aufsicht des einen Gensdarmen geraume Zeit im sogenannten „Arrestanten-Stübchen" warten, ohne daß sich auch nur eine Seele um sie bekümmert hätte. Wie ungewohnt, wie kränkend kam das dem reichen Manne vor! Wenn er sonst geladen oder ungeladen zu Gericht kam, hatte der Amtsdiener stets einen freundlichen „Guten Morgen!" und ein halbes Dutzend tiefer Bücklinge in Bereitschaft, öffnete ihm höflich die Thüre, ließ Alles liegen und stehen und rannte von Zimmer zu Zimmer, bis der Privatier seine Sache an den Mann gebracht hatte. Wer sonst bestellt war, oder etwas zu bestellen hatte, mußte sich in Gottes Namen gedulden. Das verständliche Murren, daß dies nicht umsonst geschehe, wurde nicht beachtet,

oder höchstens mit barschen, drohenden Worten zum Schweigen gebracht. Der Bevorzugte ging mit stolzem Schritte und gehobenem Haupte an den Harrenden vorüber, und nach Hause zurückgekehrt, wußte er die Leutseligkeit und den Diensteifer der Behörde und besonders des Amtsdieners nicht genug zu preisen. Heute war's anders. Es geht nirgends immer gleich her in der Welt; aber den bösen Tag nimm auch für gut, Gott schuf beide.

Der Brigadier wanderte von Canzlei zu Canzlei, klopfte zuvor überall an und visitirte sodann vergebens die Schlösser. Sämmtliche Schreibstuben standen leer, selbst das Botenstübchen und das stets überfüllte Wartzimmer waren ausgestorben. Das einzige lebende Wesen, welches sich in diesen „heiligen Räumen" sehen ließ, war der alte, steife, halb blinde und taube Pudel des Gerichtsdieners, der gemüthlich vor dem Botenzimmer schlummerte und nur von Zeit zu Zeit ausschlug, wenn ihn die Mücken gar zu frech umschwirrten. Wir wollen hoffen, daß er kein Sinnbild der hier waltenden Gerechtigkeit abgeben sollte. Dem Brigadier wurde es unheimlich in dem leeren Gebäude, er eilte, einer guten Ahnung folgend, in einen benachbarten Wirthschaftsgarten. Hier fand er endlich, was er dort so lange vergeblich gesucht hatte. Er kehrte in Begleitung eines luftigen, lustigen Schreibers, des Herrn Actuars, wie er sich schelten ließ, zurück, der trotz seiner vorgerückten Jahre und seines Kahlkopfes federleicht die Stiegen hinauftanzte und dabei unvermerkt einen langen Gänsekiel aus der Tasche

zog und hinter das rechte Ohr steckte, als wäre er keine Minute vom Amte entfernt gewesen. „Wenn man nur einmal im Jahre eine Stunde vergnügt sein will," plaidirte er in voller Wichtigkeit zu seinem Begleiter, „so kommt solches Lumpengesindel daher und verdirbt Einem die Freude. Es soll rasch abgemacht sein. Ein kurzes Protokoll und dann — marsch in's Loch! Meine Kegelpartie laß' ich heute nicht im Stich, und wenn ich noch zehn solcher Gesellschaften einstecken müßte. Ich habe schon zwei „Neuner" und einen „Kranz" geschoben. Hurrah! Nur vorwärts!" —

Die Arrestanten wurden vorgeführt, der Actuar setzte seine wichtigste Amtsmiene auf, und der Brigadier begann seinen Vortrag. „Ah, ah, das ist eine schlimme Geschichte!" meinte der Schreiber nach Beendigung des Rapports, zerkaute verlegen die lange Fahne seiner Feder und fuhr mehrmals mit der Linken nachdenklich durch die dünnen Haare. „Schlimm, schlimm, sehr schlimm! Hm, hm! Je nachdem der Herr Landrichter die Sache auffaßt, können die beiden Arrestanten ein öffentliches Amt bekommen und noch mehr. Jedenfalls sehen sie die „Armensünderbank." Eine kitzliche Geschichte! Da werde ich mich hüten, die heißen Kastanien aus dem Feuer zu holen."

„Ich möchte gern den Herrn Landrichter selbst sprechen," trat Vater Fleck einen Schritt vor und suchte wie sonst eine imponirende Haltung anzunehmen.

„Das wird sich ganz und gar gleich bleiben," ver-

setzte der Actuar etwas beleidigt. „Der Herr Landrichter kann so wenig ein Jota am Gesetze ändern als ich oder ein Anderer. Und für jetzt stehe ich da. Verstanden? Ueberhaupt haben Arrestanten nichts zu wünschen, sondern zu thun, was ihnen befohlen wird. Merken Sie Sich das!"

„Der ganze Vorfall," bemerkte der Privatier ruhiger, als man erwarten durfte, „wurde in einem Lichte hingestellt, daß ich unbedingt dagegen Einsprache erheben muß und deshalb ...."

„Ja wohl!" fiel der Schreiber höhnisch dazwischen, „daß doch diese Delinquenten allesammt so unschuldig sind wie die neugebornen Kinder. Und je ärger die Strolche, desto weißer suchen sie sich zu waschen. Von der Gensdarmerie wird doch gewiß Keiner für nichts und wieder nichts eingebracht? He!"

„Das mag Alles sein," versetzte Fleck mit erregter Stimme, während Zornesgluth seine Wangen dunkler färbte, „aber der andere Theil muß auch gehört werden, und deshalb ersuche ich nochmals, mich vor den Herrn Landrichter oder den Herrn Assessor zu führen."

„Ja wohl, nur schnell gelaufen! Die beiden Herrn haben sonst gar nichts zu thun, als da her zu sitzen und zu warten, bis irgend eine geschlossene, unschuldige Gesellschaft von der Gensdarmerie eingeschafft wird. Sonst gar nichts! Für heute ist Niemand zu Hause. Jetzt sind die Gemeinde- und Kirchenwahlen im Bezirke, und wenn Ihr den Herrn Landrichter oder Assessor mit

Gewalt sprechen wollt, so müßt Ihr Euch von den Gensdarmen noch ein paar Stunden im Lande herumführen lassen. Ich hab' nichts dagegen. Ganz nach Belieben!"

„Die Herrn werden jedenfalls heute oder morgen zurückkehren," versetzte Tobias kleinlaut, „und dann könnten wir ja wieder erscheinen."

„So!" rief der Schreiber gedehnt und lachte laut auf. „Ei, wie klug! So listig Ihr seid, Herr Junker, sind andere Leute zehnmal. Nein, nein! Gut ist gut und besser ist besser. Ihr bleibt da, ganz schön da. Wir haben freie Logis genug."

„Sie werden uns doch nicht ohne Verhör und Urtheilsspruch mir nichts dir nichts einsperren wollen?" fragte der Privatier entsetzt. „Dagegen müßte ich feierlich protestiren."

„Das Protestiren ist Euere Sache und das Einsperren meine. Nach dem Gesetze wird jeder Frevler in Haft gehalten bis zur ausgemachten Sache; das Gericht kann ihm seine Untersuchungshaft später an der Strafe abziehen. Wer steht mir denn dafür, daß — ich will nicht sagen Ihr — aber dieser junge Lufticus da über Nacht durchbrennt? He? Wer hätte dann die Verantwortung? Nein, nein! Jetzt kommt's Protokoll und dann marsch in's Loch so gut wie jeder Andere auch." —

Das Protokoll war bald aufgesetzt und der Actuar schellte nach dem Gerichtsdiener. Als dieser nicht er-

schien, nahm er aus einem benachbarten Zimmer selbst einen Bund Schlüssel, ließ die beiden Arrestanten vor sich her einen langen Gang hinabführen, an dessen Ende er eine schwere, eiserne Thüre aufsperrte. Trotz allen Widerredens und Protestirens, trotz allen Bittens und Sträubens, trotz aller Thränen und Drohungen wurden Vater und Sohn hineingeschoben, die Thüre zugezogen, und knarrend schied sie der verhängnißvolle Schlüssel von dem Verkehr mit der Außenwelt ab. —

Mitternacht mochte wohl vorüber sein, und noch deckte kein erquickender Schlummer die Augen der beiden Gefangenen. Lautlos saßen sie in der dumpfen, engen Keuche, und bis zur Stunde war keine Silbe über ihre Lippen gekommen. Tiefe, peinliche Stille herrschte ringsum, nur manchmal von dem leisen Rascheln und Knorpsen eines Mäuschens unterbrochen, das unter dem morschen, halbverfaulten Bretterboden seine spärliche Nahrung zu suchen schien. Der Privatier ruhte in halbliegender Stellung auf der hölzernen Pritsche, den Kopf fest und schwermüthig auf den rechten Arm gestützt. Die Größe des Schmerzes, die Last der Schande schien ihn förmlich zu Boden zu drücken und die große, imponirende Gestalt gebrochen zu haben. Tiefe, tiefe Seufzer, die ihm sein unnennbares Herzeleid auspreßte, entstiegen von Zeit zu Zeit der beklommenen Brust und Thräne um Thräne rieselte über seine Wangen. Wohl schon fünfzig und hundert Mal hatte er den Verlauf des Tages in sein Gedächtniß zurück-

gerufen und immer und immer wieder verweilte er bei dem schrecklichsten, schmählichsten Bilde. Es war also wahr: der stolze, herrliche Bau, den er seit Jahren mit unendlicher Mühe aufgerichtet, war mit einem Schlage in sich selbst zusammengebrochen, und ein Schandpfahl bezeichnete die Stelle, wo er kühn seine Giebel nach den Wolken gestreckt, ein Schandpfahl, gesetzt durch sein eigenes Fleisch und Blut, gesetzt — er gestand es widerstrebend zu — durch ihn selbst! Nein, nein! — es mußte ein böser, wilder Traum sein. Er konnte und wollte es nicht glauben, und doch sagten ihm die feuchten, schimmligen Wände, der scharfe, garstige Modergeruch und die harte Pritsche, daß Alles die nackte Wirklichkeit war.

Tobias saß auf dem blanken Boden, die Beine weit von sich gestreckt, den Rücken an die eisenbeschlagene Thüre gelehnt, und stierte hinauf nach dem kleinen, trüben Fenster, das hoch oben die Wand verunstaltete. Staub, Schmutz und Spinngewebe verfinsterten es von Innen, dicke Eisenstäbe und ein zerbrochener Fensterkorb von Außen. Letzterer war reiner Luxus, denn keine zwei Schuhe von dem Fenster stieg die dunkle Holzwand eines Nachbarhauses kerzengerade in die Höhe, so daß weder Licht noch Luft, noch viel weniger ein blinkender, erquickender Sonnenstrahl dieses feuchte Loch erhellen und erwärmen konnte. Je länger der Jüngling an dieses Fenster des Todes hinaufstarrte, desto trüber und schwerer wurde es ihm um's Herz. Er

sehnte sich hinaus nach der goldenen Freiheit, nach der Schenke, nach Lieder- und Gläserklang, nach Würfel- und Kartenspiel. O, ein tief schmerzendes Gefühl durchzuckte ihn, wenn er daran dachte, daß die heutige Schande ihn für lange Zeit von der Gesellschaft ausschließen könnte! Er sann und sann und fand kein Mittel, sie ungeschehen zu machen. Um so bitterer kochte der Groll in seinem Herzen, und der verblendete Junge warf die ganze Schuld auf den bedauernswerthen Vater. —

Wie lange beide so dagesessen und stumm und still vor sich hingebrütet haben mochten, wußten sie selbst nicht. Tobias nickte trotz aller Härte des Schicksals und des Bretterbodens zuletzt doch ein, als ein scharfer, sengerlicher Geruch seine Nase zu kitzeln und seine Lungen zu reizen anfing. Er hustete und hustete und strengte lange Zeit in dem dunkeln Raume seine schlafmüden Augen an, die Quelle dieser lästigen Erscheinung zu entdecken. Da sprühte plötzlich ein lichter Feuerfunken, dann noch einer, dann noch einer vor der kleinen Oeffnung vorbei, welche der zerbrochene Fensterkorb freiließ. Bald folgten mehrere, erst vereinzelt, dann in Masse, prasselnd, leuchtend, glühend, daß man die dichten Rauchwolken, welche der Wind bereits zwischen die Mauern gedrängt, genau unterscheiden konnte.

„Um Gottes willen! — es brennt!" stürmte jetzt der Privatier von seinem Lager auf und blickte entsetzt bald nach dem Fenster und den leuchtenden, zischen-

den Funken, bald nach den hohen, glatten Wänden und der eisenbeschlagenen Thüre.

„Feuerjoh — Feuer!" johlte Tobias und sprang mit einem Satze auf die Füße. „Feuerjoh — Feuer! — Zu Hülf'! — Feuer!" tönte sein Allarmruf fort und fort, stärker und stärker, und sein Vater, vom Schrecken überwältigt, schrie aus Leibeskräften mit, bis endlich der Rauch beiden den Mund verschloß.

„O Gott! — o Gott! — wir sind verloren," jammerte der Privatier, am ganzen Körper zitternd, und sandte ängstlich forschend seinen Blick rings umher, ob nirgends ein Ausweg zu finden sei. Sein Auge suchte vergebens. Er trippelte entsetzt in der Keuche herum, rang die Hände und jammerte laut: „Wir sind verloren. Niemand hört uns. O weh! — o weh! — Wir müssen in diesem Loche ersticken, verbrennen."

Bestürzt und sprachlos starrte der Jüngling bei diesen Worten dem Vater in's Antlitz. An diese Möglichkeit, welche mit einem Schlage so grell, so schauervoll vor seinem Geiste stand, hatte er in seinem leichten Sinne nicht gedacht. All' sein Blut drängte sich nach dem Herzen, ein eisiger Fieberschauer schüttelte seine Glieder, entfärbte seine Wangen, und trieb ihm den Todesschweiß in großen, kalten Tropfen auf die Stirne. Endlich suchte er sich zu fassen.

„Wir sind verloren," wiederholt er fast unwillkürlich und springt nach der Thüre, und hebt und zieht und rüttelt daran mit Riesenkraft. Sie wankt

und weicht nicht. „Wir müssen klopfen — wir müssen Lärm schlagen. Man wird, man muß uns hören.“ — Und er schlägt mit aller Wucht gegen die doppelt gefügten Bretter, bald mit den Fäusten, bald mit den Füßen, dann mit beiden zugleich, und sein Vater hilft ihm getreulich d'rauf loshämmern und lärmen, daß es weithin schallt und dröhnt. Dazwischen machen sie kurze Pausen und lauschen in ihrer Todesnoth, ob kein Ruf antwortet, ob kein Tritt sich nähert. Alles umsonst. Wieder und immer wieder und mit verdoppelter Kraft erneuern sie ihre Anstrengungen, um ebenso wenig gehört zu werden als das erste Mal. Endlich lassen sie ab. Ihre Kraft ist erschöpft; sie sinken nieder in stumpfer Verzweiflung.

„Luft — Luft!“ stöhnt der Privatier, streicht sich die Schweißtropfen von der Stirne und schlägt mit beiden Händen heftig um sich, als müßte er den immer dichter und dichter werdenden Rauch abwehren. „Luft! Luft! Luft! — Tobias hilf! Ich ersticke. Herr Gott und Vater!“ —

„Ich will an's Fenster hinauf,“ antwortet Tobias und mißt mit kundigem Auge die Höhe. „In diesen Hundethurm scheint Niemand eingesperrt, als wir. Von Außen wird man unsern Hülferuf eher hören!“ —

„Still, still!“ wehrt mit einem Mal der Vater, und ein lichter Freudenstrahl erhellt für den Augenblick seine Züge. „Pst! — Still, Tobias! Hörst du? — Jetzt kommen die Leute in Allarm. Gott sei Dank!

Horch: lautes Geschrei, Glockengeläut', Lärmschüsse und Spritzengerassel." —

„Jetzt gilt's!" ruft Tobias voll Muth und will die Pritsche an's Fenster ziehen. Sie ist mit schweren, eisernen Bändern an die Wand befestigt.

„Klettere auf meinen Rücken — nur vorwärts!" mahnt der Vater und stemmt sich wie eine Leiter gegen die Wand.

So rasch es gehen konnte, stieg Tobias hinauf. Endlich stand er auf den Schultern seines Vaters, die unter der ungewohnten Last zitterten und schwankten, schmiegte sich vorsichtig mit dem Körper gegen die Wand und suchte mit letzter Kraftanstrengung das Fenster zu erreichen. „Zu kurz — zu kurz!" jammerte er verzweiflungsvoll. „Eine Hand breit und noch die Fensternische. O elendes Gemäuer!" —

Der Träger erbebte bei diesem Schreckensrufe, der Steiger glitt aus, kam nicht sehr sanft auf den Boden zu sitzen und riß im Falle den Vater mit um.

„Puh — puh!" stöhnte dieser, sobald er sich wieder erhoben, und preßte beide Hände vor sein Antlitz. „Ich ersticke. O Gott, steh' uns bei! — Luft! Luft! — O weh — o weh!" —

Immer stetiger und immer mächtiger drang der Rauch durch die Ritzen und Spalten des Fensters, immer dichter, immer heller und sprühender regneten die Feuergarben in den Fensterkorb nieder. Zum Glück erhellen sie die Keuche und lassen Tobias hinter der

Pritsche einen großen, leeren Wasserkrug entdecken. Wie ein heißhungriges Raubthier auf seine Beute, stürzt er mit einem Satze d'rauf los, packt den Krug am Halse und schleudert ihn mit sicherem Wurfe nach dem Fenster, daß Krug und Scheibe in tausend und tausend Splitter zerschellen und der Korb sich ächzend senkt. „Zu Hülf'! — zu Hülf!" — hallt jetzt ihr verzweiflungsvoller Ruf in kurzen Absätzen durch die Nacht. Aber das Echo bricht sich an den Wänden, und das Geschrei und Getöse von Außen, das Schießen, Läuten und Fahren ersticken ihr Angstgeschrei in der Tiefe des Kerkers.

Das Fenster ist zerschmettert, ihr Hülferuf kann hinausdringen, dafür aber der Rauch, der sich seither nur in dünnen Streifen durch die Spalten gedrängt, um so leichter herein. So schlägt denn unabläßig Welle auf Welle durch die Lucke, dichter und immer dichter wälzt sich der Qualm, dampfend, siedendheiß durch die Gitterstangen und umnachtet den ganzen Kerker, die Gefangenen, daß sie sich kaum mehr sehen. In maßloser Bestürzung gewahrt Tobias den mächtigen, unerbittlichen Feind, dem er selbst Thüre und Thor zu ihrem eigenen Untergange geöffnet. Mühsam und mühsamer ringt der Privatier, den kalten Angstschweiß auf der Stirne, nach Luft und stöhnt und keucht, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Plötzlich sinkt er auf die Kniee nieder und fleht laut, mit ausgespannten Armen, in gebrochenen Worten zu Gott um Hülfe

und Verzeihung. Dieser Anblick erschüttert Tobias bis in die Tiefe des Herzens. Ueberwältigt von Schmerz und Reue sinkt er an der Seite seines Vaters nieder, umspannt in glühender Liebe seinen Leib und ruft mit einer Stimme, die Mark und Bein durchdringt: „Vater, liebster Vater — vergib mir! Um Christi willen fluche mir nicht! Ich trage die Schuld, — ich allein. O Vater, verzeih' mir! Gern, gern will ich sterben, wenn nur du gerettet wirst. O Gott, Allmächtiger, hab' Erbarmen!" —

„Sei still, Tobias, sei still!" mahnt der Vater mit schwacher Stimme und thränenschwerem Auge. „Meine Brust zerspringt. Die Schuld, die schwere Schuld bleibt mir, mir allein. Ich hätte dich nicht verziehen sollen. Ich ersticke ... Ich sterbe gern ... wenn nur dir Zeit ... zur Besserung bleibt ... O Gott sei uns gnädig .. und .. barmh ...." Sein Auge schließt sich, die Stimme versagt ihm, er sinkt zu Boden, Tobias mit ihm. Noch wenige Secunden, und beide sehen, hören und fühlen nicht mehr, was um sie her vorgeht. —

Die Noth war am höchsten, aber auch Gott am nächsten. Eilige Schritte hallen durch den Gang, Schlüssel drehen sich im Schlosse, die Riegel springen zurück, die Thüre fliegt auf und der Herr Actuar erscheint mit mehreren Männern auf der Schwelle. Er hatte, sobald die beiden Arrestanten nach seiner hochweisen Meinung wenigstens „versorgt" waren, fortgekegelt und fortge-

trunken, bis ihm die Sinne schwanden. Schwer wie Blei in den Gliedern und noch schwerer im Kopfe fiel er auf sein Lager und hätte richtig den ganzen Feuerlärm verschlafen, wenn ihn nicht sein Hausherr mit dem gellenden Rufe: „Im Landgericht' brennt's!" — aus den Federn gescheucht hätte. Der Gedanke an die Arrestanten fiel ihm wie Centnerlast auf's Herz. Er sprang auf, stürzte nach der Brandstätte und drang mit dem Amtsdiener und seinen Gehülfen in den verlassenen Gang, an dessen Ende der vereinzelte Kerker lag. Noch eine Minute, und die Unglücklichen wären nicht mehr zu retten gewesen.

Am andern Morgen erwachten Vater und Sohn in einem hübschen, freundlichen Zimmer des Gasthauses zur Sonne und „athmeten lang und athmeten tief und begrüßten das himmlische Licht." Die vergangene Nacht lag wie ein schrecklicher, verhängnißvoller Traum hinter ihnen; sie wagten kaum, daran zu denken. Tobias verlor seinen Vater keinen Augenblick aus dem Gesichte; ja, er schmiegte sich so fest und ängstlich an ihn an, als fürchtete er, von ihm weggerissen zu werden. Bald erschien der Herr Landrichter bei ihnen, welcher auf die Meldung von dem Brande noch in der Nacht heimgeeilt war. Er erkundigte sich voll Freundlichkeit, Theilnahme und Besorgniß nach ihrem Befinden. „Herr Fleck," erklärte er sodann, „der liederliche Schreiber, welcher Ihnen gestern so schweres Ungemach bereitet hat, ist bereits entlassen. Wollen Sie weitere Schritte gegen denselben thun, so ist ihm das Zuchthaus gewiß."

„Ich verzichte auf jede Rache gegen Jedermann," bemerkte Fleck ruhig, aber bedeutungsvoll.

„Auf Wort! — das heiße ich edel und großmüthig gehandelt," rief der Gerichtsvorstand, sichtlich beruhigt und ordentlich erleichtert. „Ihrer Heimkehr," fuhr er mit einer höflichen Verbeugung fort, „liegt selbstverständlich kein Hinderniß im Wege und stelle ich Ihnen mit Vergnügen meinen Wagen und meine Pferde zur Verfügung!" — — —

Eine Stunde später rollten die beiden Arrestanten in dem prächtigen Gefährte des Herrn Landrichters auf der Heerstraße dahin, um sich zu Hause von einer gaffenden, rasch umgestimmten Menge, dem endlosen Jubelgeschrei der alten Lene, und dem ruhigen, resignirten Lächeln der Mutter empfangen zu lassen. —

So viel stand bald in dem Glauben der Leute von Hollberg fest, und dieser Glaube erhielt sich für alle Zeiten: Tobias war von diesem Tage oder vielmehr von dieser Nacht an ein anderer besserer Mensch geworden und das stichhaltig. Niemand sah ihn mehr spötteln und streiten, Niemand mehr lose Streiche und Schabernack ausführen, Niemand mehr spielen, trinken, schwärmen. Sein Vater kaufte ihm ein kleines Landgut; das bebaute er selbst, fleißig, umsichtig, musterhaft. Der Vater wurde von dem Beispiele des Sohnes angesteckt und kehrte in seinen alten Tagen zur rüstigen Thätigkeit zurück. Er konnte Gott nicht genug danken für diesen Umschwung der Dinge. Tobias selbst machte

kein Geheimniß aus seinem kurzen Zuchthausleben, er pries es laut und offen als die Quelle seines Glückes; um so weniger wurde es ihm von der Welt angerechnet. Bald erwarb er sich die allgemeine Achtung, und schon nach wenigen Monaten dachte Niemand mehr der Vergangenheit. Sollte der Schulze allein jedes Gebot der christlichen Nächstenliebe außer Acht lassen und seinen Groll fortnähren? Nein! — auch er wußte zu verzeihen. Der junge Fleck und seine Tochter, die schmucke Anna, waren ja längst im Stillen einig, und so gab ihnen auch der wieder versöhnte Vorsteher sammt Ehehälfte sein Jawort und seinen väterlichen Segen. —

Treffer und Niete.

I.

Am häuslichen Herd.

„Der Frühling ist ihr Leben,
Die Blüthe ist ihr Traum;
Ein And'rer preßt die Reben,
Ein And'rer leert den Baum."

Mit gebildeten Männern, auf welcher Rangstufe der menschlichen Gesellschaft sie auch immer stehen mögen, ist leicht zu verkehren; mit halbgebildeten Emporkömmlingen dagegen und rasch reich gewordenen, brutalen Glückspilzen um so schwerer. Das mochte recht tief im Herzen der Diurnist Auer empfinden, als er im Spätherbste des Jahres 18— aus dem stattlichen Bürgermeistershause am Marktplatze zu Tiefstadt trat, und unter vielen und tiefen Bücklingen die breiten Stufen mit einer Halbwendung herunterstieg. Diese Ehrenbezeugungen galten dem derzeitigen Hausbesitzer. Derselbe erschien hinter dem Scheidenden unter der Thüre. Glaube aber Niemand, daß er dem complimentösen Scribenten, seinem Untergebenen, das Geleite

geben wollte! Ach nein! — er pfiff nur seinem Lieblingshunde, welcher in der Nachbarschaft herumstreunte, und würdigte all' die Beweise der Ehrfurcht und Ergebenheit, welche ihm galten, nicht eines Blickes, noch weniger einer dankenden Bewegung. Wer diesen Mann nur einmal in seinem Leben gesehen, konnte ihn so leicht nicht wieder vergessen. Denke dir, freundlicher Leser, eine große, vierschrötige Figur mit derben Fäusten, die den ehemaligen Arbeiter verrathen, und mit eckigen, ungehobelten Gliedern; dazu einen Kopf in wo möglich noch größerem Maßstabe, mit struppigen Haaren, mit breitem Munde, einem Circumflex nicht unähnlich, und von dicken, aufgeworfenen Lippen umgrenzt, mit breiter, abgeplatteter Stumpfnase à la Bulldogg, — und das Bildchen ist so ziemlich fertig. Die ganze Erscheinung, jeder Zug, jede Bewegung, jedes Wort, selbst jedes Kleidungsstück ist eine Prahlerei. Das perlengestickte Hauskäppchen mit der langen, gold- und silberdurchwirkten Quaste, die wie der Kamm eines Truthahns zur Seite baumelt, die glitzernden, schweren Goldreife an jeder Hand, welche kaum die starken Finger zu umspannen vermögen, und die gliederreiche, vollgewichtige, goldene Uhrkette, welche den halben Leib wie ein Gartenzaun garnirt, geben prunkendes Zeugniß von dem Reichthume ihres Besitzers, während die kleinen, grünlichen Augen mit unheimlich zuckendem Feuer und unstät brennender Gier nach mehr und immer mehr zu lechzen scheinen. Das ist also Herr Eisenbrecht, der

Bürgermeister des — wie soll ich sagen? — Dorfes, Marktes oder Städtchens. Jedes ist richtig, so sonderbar es auch klingen mag. Tiefstadt war nämlich nichts mehr und nichts weniger als ein großes Dorf. Da fiel es einigen Geographen bei, wiewohl sie niemals seine blüthen- und garbenreiche Flur betreten hatten, einen Marktflecken daraus zu machen. Der Mensch gibt sich aber niemals mit dem zufrieden, was er hat und ist. Er kennt kein größeres Vergnügen, als in den Augen Anderer größer zu scheinen, als er in der That ist. Die Tiefstädter waren Leute wie andere. Sie petitionirten bei der Regierung fort und fort, bis der unschuldige Ort vom Dorfe zum Markte und vom Markte zur Stadt erhoben wurde, und noch obendrein einen Bürgermeister erhielt, und als Zugabe statt des gut besoldeten Marktschreibers einen schlecht besoldeten Diurnisten. Es war allerdings kein „rechtskundiger" Bürgermeister, aber doch auch kein Dorfschultheiß mehr, sondern ein Stadtbürgermeister. „Wenn er auch vom Processiren nichts versteht," meinten die Tiefstädter, „dann läßt er's um so eher gehen; er soll sich nur tüchtig um Ackerbau, Handel und Gewerbe kümmern, das wird uns mehr frommen." Und die Leute mochten nicht so Unrecht haben.

Der Diurnist hatte indessen nicht ohne Gefahr die letzte Stufe erreicht, machte unter einem vernehmlichen: „Gehorsamster Diener, Herr Bürgermeister!" die letzte Verbeugung und eilte beflügelten Schrittes nach seiner

eigenen bescheidenen Wohnung in einem entfernten Seitengäßchen. Der trübe Blick, welcher scheu und tief gekränkt am Boden gehaftet, lebte freier und immer freier auf, je mehr sich der junge Mann von dem stolzen, prahlenden Hause am Markte entfernte. Bald blickte das große Auge wieder heiter und klar zum blauen Himmel empor und man konnte durch diesen krystallhellen Seelenspiegel in ein stilles Reich voll inneren Friedens und hochherziger Gefühle sehen, die jede Falschheit, jede Selbstsucht von vornherein ausschloßen und nur auf dem Boden einer schuldfreien, an Arbeit und Entbehrung reichen Vergangenheit sproßten und sich nährten. Und Auer's Vergangenheit war mehr als schuldfrei. Wenn er überlegend zurückdachte, so konnte er trotz Armuth, trotz Demüthigung mit seinem „Diurnisten" so zufrieden sein, wie mancher seiner ehemaligen Studiengenossen als derzeitiger Advokat, Assessor, Sekretär oder Revierförster. Auer hatte nämlich auch studirt. Seine Mutter, die Wittwe eines Subalternbeamten, schaffte mit ihrer geringen Pension, welche eine kunstfertige Nadel mit unermüdlichem Fleiße zu verdoppeln strebte, die nöthigen Mittel dazu. Eine langwierige Gicht, welche die arme Frau in Folge übermenschlicher Anstrengungen heimsuchte, änderte die Lage. Rasch hatte der wackere Studio seinen Entschluß gefaßt. Er vertauschte die lateinischen und griechischen Classiker mit der Feder und trat bei einem Anwalte in Dienste. So hart Anfangs die einförmige Abschreiberei ging, der

kindliche Muth wankte nicht. Wenn er am Ende des Monats fünfzehn Gulden Honorar in die Hände der kranken Mutter legen konnte, so war jede Mühe, jede Widerwärtigkeit vergessen. Durch Freudenthränen lächelte ihm der Mutter Segen, eine kostbarere Mitgift auf den Weg des Lebens, als Edelgestein und Perlen. Anstrengende, fortgesetzte Nachtarbeiten hatten die Jugendfrische seiner Wangen etwas gebleicht und eisernstrenge Pflichterfüllung mit unbedingtem Gehorsam gegen die Vorgesetzten dem jungen Manne ein gewisses ernstes, gemessenes, sinniges Wesen aufgeprägt, wie es die staubigen Kanzleistuben nnr in lauteren Seelen erzeugen.

Bevor noch der Diurnist den eisernen „Klopfer" an der Thüre seiner Behausung rühren konnte, sprang diese weit auf. Ein munterer, blondgelockter Knabe von drei bis vier Jahren empfing voll Jubel den Vater, sprang frohlockend an seinen Hals, drückte die kirschrothen Lippen an seinen Mund, klammerte die runden Aermchen fester als eine Schmarotzerpflanze um seinen Nacken und ließ sich so in's Zimmer tragen. Lina, die junge, blühende Gattin des Diurnisten, war gerade emsig bemüht, den Tisch für das frugale Abendmahl herzurichten. Sie empfing den Eintretenden mit einem sehnsüchtigen Blicke, beredter als der wortreichste Gruß, und ihr Lachen drang beim Anblicke der herzlieben Gruppe frisch und glockenhell über die rosigen Lippen. Lina's Vater, dem siebzig Winter schneeige Flocken auf das Haupt geschüttelt hatten, seit Jahren erblindet,

streckte die Hand zum freundlichen Willkomm aus seinem Sorgenstuhl hinter dem Ofen hervor. Selbst die „Minz" schmiegte sich schnurrend und spinnend um die Füße des Hausherrn und hielt vor lauter Feierlichkeit den Schweif kerzengerade wie einen Mastbaum. Seelenvergnügt ließ Auer seinen Blick im trauten Kreise die Runde machen, wo ihm ein weites, weites Meer herzlichen Einverständnisses und häuslichen Glückes entgegen wogte, das oft Millionäre mit allen Schätzen Kaliforniens nicht zu erkaufen vermögen. Stolz konnte er die freudigen, liebevollen Blicke begrüßen, denn er war der Begründer, der Förderer dieses irdischen Paradieses. Mit flammenden Zügen, ewig wahr, stand es in diesem Augenblicke in seiner Seele fest, daß dem Hausvater nur am eignen Herde, nur in den eignen vier Pfählen, seien sie noch so eng und noch so beschränkt, wahres Glück blüht. Wer draußen im Weltgetümmel seinen Frieden sucht, beim Kredenzen der Pokale, beim Trompeten- und Paukenschall der Concerte, im Rauschen der Bälle, wird ärmer und immer ärmer heimkehren, und zuletzt im wahnwitzigen Drange nach einem unerreichbaren Luftgebilde Leib und Seele opfern.

Bald dampften die ungerupften Feldhühner, in der Gegend auch „Grundbirnen" oder nobler Erdäpfel getauft, auf dem Tische. Man sprach ein kurzes Tischgebet. Der kleine Ludwig eilte, den Großvater an der Hand herbeizuführen, indeß sein Vater den schweren Sorgenstuhl auf den eisernen Rädchen herbeirollte.

„Die ganze Welt ist doch verkehrt," scherzte der Greis, während er sich niederließ. „Das Kind führt den Mann, der Knabe zeigt dem Großvater den Weg. Aber daran sind nur unsere schlechten Gewerbsmeister Schuld. Ihr erzählt mir immer von neuen Entdeckungen, wichtigen Erfindungen und den riesigen Fortschritten in Künsten und Gewerben. Lauter Dunst und eitles Geplauder! Zu meiner Zeit war das Alles viel besser."

„Warum denn, Vater?" fragte Lina ungläubig.

„Der Beweis hiefür dürfte Ihnen schwer werden," meinte Auer.

„Durchaus nicht. Ich beweise an mir selbst. Nur ein Exempel: nimm der Reihe nach all' die Optiker, welche wir für meine Augen consultirten. Diese Herrn bauen lange, ellenlange Fernröhren wie Dachtraufen und wollen damit die Sterne am Himmel regieren. Die Einen möchten gar gern in die Sonne schauen, was da brennt und wärmt und leuchtet; Andere wollen die glitzernden Sternlein nachzählen und nachrechnen, ob der liebe Gott keines vergessen; wieder Andere möchten den Mann im Monde Trauben naschen sehen: — und doch kann Keiner eine tüchtige Brille, ein paar kleine Gläser, nicht größer wie ein halber Kronenthaler, schleifen, mit denen ich gut sehe." —

„Will's wohl glauben," antwortete Auer; „das kann nur ein Optiker." —

„O, den kenn' ich auch," lächelte der Greis; „aber der liebe Herr arbeitet nicht auf Bestellung. Er hat

meine ersten Gläser gemacht. Sie hielten volle sechzig Jahre. Eine schöne Zeit! — Jetzt kann ich mir im Dunkeln noch einmal ruhig überdenken, was ich Alles gesehen habe. Meine Kinder mögen einstweilen für mich arbeiten, wie ich sonst für sie. Das ist der Welt Tausch." —

„Von Herzen gern!" riefen die jungen Ehegatten zu gleicher Zeit. „Sie dürfen nur auf Ihrem Stuhle sitzen, Vater, und angeben, was und wie Sie es haben wollen."

„Ei, Gott bewahre!" wehrte der wackere Greis, sich rasch eines Bessern besinnend, mit beiden Händen. „Ich bin noch kein unnützes Glied, das abgehauen und in's Feuer geworfen wird. Ich kann Bohnen putzen, Zwiebeln schälen, Gurken schneiden, Zwirn drehen, Flachs spinnen, Wolle haspeln und, was die Hauptsache ist, Kinder warten, Kinder erziehen und sie beten lehren. Seht Ihr nicht, wie Ludwig und ich stundenlang zusammen plaudern und spielen? Da spielt ein Kind mit dem andern, d'rum geht's so gut." —

Unter ähnlichen Gesprächen ging das Abendessen vorüber. Der kleine Ludwig retirirte sich unbemerkt auf den Schooß seiner Mutter, wo ein süßer Schlummer in kurzer Zeit die hochrothen Wangen des Kindes noch dunkler färbte.

„Hast du die Abschlagszahlung bei dem Herrn Bürgermeister besorgt?" fragte Lina ihren Gatten.

„Ja wohl!" seufzte dieser; „es war ein schwerer

Gang wie immer. Ich versteh's nicht. Ich bringe diesem Manne Geld — und doch dünkt mir die Luft so schwül, wenn ich sein Haus betrete, der Boden brennt mir wie Lava unter den Füßen und meine Beine sind schwerer, als von Blei gegossen."

„Das will ich Euch erklären," fiel der Großvater seinem Schwiegersohne in's Wort. „Das Geld wird wahrscheinlich nicht mit rechten Dingen bezahlt. Daher dieses Bangen, dieser Widerwillen. Wo stammt denn eigentlich die ganze Schuld her?"

„Von meiner Mutter selig," erzählte Auer. „Am Tage nach ihrem Tode ließ mich der Bürgermeister kommen und erklärte mir, daß er der Verblichenen, so lange ich Student war, nach und nach fünfhundert Gulden geliehen habe. Er könne das vor jedem Gerichte, vor Gott und allen Heiligen beschwören und werde es auch thun. Ich möge sofort oder in Fristen zurückzahlen."

„Und deine Mutter hat dich niemals davon in Kenntniß gesetzt?" fragte Lina.

„Niemals!" —

„Die Sache scheint mir nicht ganz richtig," behauptete der Greis. „Ich kannte die Frau doch auch. Der Bürgermeister, ein Fremdling ohne Hab' und Gut, ist mir zu schnell reich geworden und prahlt zu sehr. Wenn Einer leicht oder mit Unrecht Geld verdient, so soll später der Glanz des Erworbenen die Art des Erwerbes decken und das polternde Ge-

wissen besänftigen. Indessen — er hat dir die Diurnistenstelle verschafft, damit du ihn bezahlen kannst, und das ist auch etwas werth."

„O, ich muß dies jedes Mal hören," versicherte Auer, „und zwar in den bittersten Worten."

„Laß das gehen!" mahnte der Greis. „Der Bürgermeister schenkt dir nichts. Du zahlst jährlich fünfzig Gulden Abtrag, dazu fünf Procent Zinsen, besorgst seine Schreibereien und Rechnungen, und unterrichtest noch obendrein seinen Knaben. Heil der Wohlthat, die dem Armen einen Groschen borgt und sechs damit verdient! Laß das gehen! — in einigen Jahren ist Alles vorbei."

„Sie haben Recht, Schwiegervater; dann kann ich wieder frei aufathmen. O ich wollte, ich gewänne irgend woher dreihundert Gulden auf einen Schlag! Das wäre Glück!"

„Wünscht Euch nur nicht immer Geld! Sucht lieber das Reich Gottes und seine Gerechtigkeit, und alles Uebrige wird Euch beigelegt. Plaudert von etwas Anderem! Wo ist denn der Brief, Lina, welcher heute Mittag kam?"

„Um Gottes willen!" fuhr die junge Frau hastig in die Höhe; „beinahe hätt' ich darauf vergessen. Hier ist er." —

Auer entfaltet den Brief. Bilder und Druck leuchten dem überraschten Auge in buntem Wechsel entgegen. Ein prachtvoller Landsitz mit hohen Thürmen, unzäh-

ligen Fenstern und blumenbesetzten Balconen, von blühenden Gärten und englischen Anlagen umgrenzt, ziert in einem weiten, üppigen Kranze von Blüthen und Blättern, Zweigen und Früchten den Kopf des Briefes. Als Einfassung laufen ringsum, durch Reben und Aehren sinnig verbunden, Garten- und Schweizerhäuschen mit sprudelnden Springbrunnen, lachende Fluren mit wogenden Garben und fröhlichen Schnittern, spiegelglatte Seeen, mit Enten und Schwanen bevölkert, schwer belastete Weinberge mit jubelnden, festlich bebänderten Winzern, Feld- und Waldgegenden in herrlicher, wilder Pracht! Und in der Mitte zwischen den durchbrochenen Buchstaben winken fette, scharf geprägte Zahlen, so groß und mächtig, als wollten sie mit ihren riesigen, epheuumrankten Armen Jeden anziehen und festhalten.

„Zwei Lotterieloose," erklärte Auer, nachdem er das Schreiben gelesen, und hielt die schimmernden, röthlichen Blättchen in die Höhe, daß die gewundenen Zahlen und bläulichen Wasserzeichen prächtig durchschimmerten. „Das Stück kostet sieben Gulden, beide vierzehn. Ich soll sie behalten, oder an spiellustige Freunde abgeben. Ein großes Rittergut am Rhein ist der Haupttreffer, im Werthe von 120,000 Gulden; dazu noch hundert und fünfzig größere und kleinere Geldgewinnste."

„Wir behalten beide!" entschied sofort Lina und heftete den gierigen Blick starr auf die gespenstigen

Zahlen und lockenden Bilder. „Noch keine zehn Minuten und du wünschtest dir dreihundert Gulden. Hier sind sie tausendfach. Das ist ein Wink von oben. Gott selbst will uns glücklich machen, und sendet die Loose."

„Prrr!" wehrte der Großvater; „diese Loose kommen von einem Frankfurter Händler; unser Herr Gott macht keinen Lotterieagenten. Geld ist nicht immer Glück. Selbst wenn Ihr gewinnt, so ruht kein Segen auf solchem Gelde. Leicht gewonnen, leicht zerronnen."

„Wir nehmen sie," eiferte die junge Frau, welche sich schon im Besitze des schönen Landgutes wähnte. „Jedem Erdenkinde blüht nur eine Glücksstunde im



Leben. Versäumt es diese, so kehrt sie nimmer wieder. Man muß dem Glücke die Thüre öffnen, wenn es herein will. Ohne zu setzen, kann Niemand gewinnen.“ —

„O ja! den eigenen Einsatz. Das ist ein sicherer Gewinn, der immer bleibt.“ —

„Nur langsam und überlegen!“ mahnte der Diurnist. „Vierzehn Gulden sind für einen Mann, der monatlich fünfundzwanzig Gulden einnimmt und jährlich fünfzig Gulden abzahlen muß, ein Capital.“ —

„Sei außer Sorgen!“ tröstete Lina. „Ich bedarf für den nächsten Winter ein Kleidchen. Ich will darauf verzichten und mich behelfen. Dann essen wir zwei Monate lang kein Frühbrod mehr zum Kaffee, und die Sache ist im Reinen.“ —

„So!“ schalt der Greis unwillig, „hungern und erfrieren, um das Geld zu verspielen? Eine schöne Wirthschaft! — Nicht die Spieler, die Unternehmer machen bei dieser Prellerei die besten Geschäfte. Sie würden sonst die Mühe und Plage nicht übernehmen. Gewöhnlich ist Alles nur die Hälfte werth oder lauter Schwindel. Ich will Euch drei Nummern sagen, die unbedingt gewinnen — diese setzt: Festes Gottvertrauen, rührige Arbeit und weise Sparsamkeit. Bedenkt doch, wie viele Tausende verlieren müssen, bis Einer gewinnt!“ —

„Vielleicht sind wir die Glücklichen,“ besänftigte die junge Frau. „Wer kann's wissen?“ —

„Möglich, aber nicht wahrscheinlich,“ meinte Auer. „Ereifert Euch nicht unnöthig! Beide Loose können wir nicht brauchen. Zudem sind auswärtige Lotterien bei uns verboten; ob auch diese Art, weiß ich nicht. Meiner Pflicht gemäß werde ich dem Herrn Bürgermeister den Brief vorlegen. Nimmt der ein Loos, so können wir uns wegen des zweiten noch bedenken.“ —

Lina war froh, einen Aufschub erzielt zu haben. Der Großvater opponirte fort und fort und stützte sich auf hundert Beispiele. Er schöpfte aus dem Born langjähriger Erfahrungen, in dem ein frischeres und reineres Lebenswasser quillt, als die bloße Theorie uns reichen kann.

* * *

Wuthentbrannt kehrte des andern Mittags der Diurnist, so gelassen er auch sonst sein mochte, vom Amte nach Hause. „Hier liegt das verwünschte Loos!“ rief er in seinem Grimme und schleuderte den Brief auf den Tisch, daß er noch einige Extrasprünge machte. „Komm' mir je wieder Einer mit solchen Commissionen! Was hatte ich davon? Mühe und Arbeit, und als D'reingabe eine Portion Grobheiten. Wißt Ihr, was der Bürgermeister sagte? — „„Ich glaube gar, Er colportirt verbotene Lotterieloose? Wenn ich das mit Sicherheit wüßte, so würde ich ein ernstes Wort von Polizei wegen mit Ihm reden. Kein Wunder, wenn Ihr Leute zu nichts kommt. Jeder Kreuzer, der erübrigt wird, wandert in die Lotterie oder zum Krämer für Kaffee.““

Und so ging das Raisonniren in Einem fort. Ich schämte mich vor mir selbst."

„Wir behalten die Loose", argumentirte die Frau auf's Neue und schloß den Brief in's allerinnerste Gemach ihres Schränkchens, als sollte er nie mehr zum Vorschein kommen. „O, mein guter Genius täuscht mich nicht! Auch diese üble Behandlung, diese giftigen Reden des Bürgermeisters sind mir ein neuer Fingerzeig, ein höherer Wink. Laßt ihn nur plaudern und schmähen! Die ganze Stadt kennt diesen Mann. Von Kopf bis zu Fuß ist er aus Unverschämtheit und Stolz, Uebermuth und Brutalität zusammengesetzt. Jedes Wort, das über seine Zunge geht, ist eine Kränkung oder Beleidigung."

„Es ist nur noch ein Loos", berichtigte Auer. „Nachdem sich der Herr Bürgermeister sattsam ausgelassen und seinem Aerger Luft gemacht hatte, erklärte er ganz herablassend: „Auswärtige Geldlotterien sind strengstens verboten. Güterlotterien, wie diese, meines Wissens nicht. Ich will die größere Nummer 13,680 behalten, denn die kleineren, wie dieses 475, gewinnen selten. Das kann Er nach Belieben sieden oder braten. Jedenfalls wird Er gut thun, von der ganzen Geschichte gegen Jedermann reinen Mund zu halten."" —

„Ich will nicht gewinnen, Frau," setzte Auer nach kurzem Bedenken hinzu, „und weiß gewiß, daß wir nicht gewinnen; aber bevor ich das Loos noch einem Anderen anbiete, zahle ich es lieber dreimal. Zerreiße

es, verbrenne es, schicke es zurück oder behalte es! Mir ist Alles gleich."

Die junge Frau hatte ihren Zweck erreicht. Das Loos war und blieb fester eingeschlossen als ein Heiligthum. Mit freudig verstohlenem Blicke lugte sie manchmal nach dem unscheinbaren Kästchen. Welch' eine unendliche Fülle süßer, kühner Hoffnungen knüpften sich nicht bis zur Ziehung an den kleinen, röthlichen Papierstreifen! —

„Spielt nur zu!" plauderte halblaut der Großvater in seinem Sorgenstuhl. „Manche gute Lehre muß im Leben mit Gold bezahlt werden. Nach der Ziehung seid Ihr um sieben Gulden ärmer und um hundert Pfund Aerger, Reue und Erfahrung reicher. Jedem nach seinem Wunsche!" —

II.

Gegen Erwarten.

„In alles Unvermeidliche
Gib dich geduldig d'rein;
Sonst steigert in's Unleidliche
Sich dir des Lebens Pein."

J. N. Vogl.

Wie die Braut dem lang ersehnten Hochzeitsfeste, so harrte Frau Auer ungeduldig dem Ziehungstage entgegen. Zuerst zählte sie die träge Zeit nach Monaten

und Wochen, dann nach Tagen, Stunden und Minuten. Sie hätte gern, wie sie das schnurrende Spinnrädchen gewandt mit dem Fuße herumschnellte, das kreisende Rad der Zeit in donnerndem Fluge dahinsausen lassen. Manchmal aber nahm sie sich ernstlich vor, gar nicht mehr an die ganze Geschichte zu denken, denn „groß' Glück kommt unverhofft.“ Vergebliches Beginnen! Die lachenden Hoffnungsbilder umgaukelten ihren ruhelosen Geist unaufhörlich, bei Tag und Nacht. Sie schienen förmlich mit der Luft in ein Ganzes verwebt und wie von unsichtbarer Hand aus dem Boden hervorgezaubert. Wenn Lina am Herde stand und kochte, leuchteten ihr aus dem kräuselnden Dampfe weite Speisesäle mit schimmernden Lüstern, lange Tafeln, mit dem feinsten, schlesischen Linnen gedeckt und mit silbernen Bestecken belegt, fröhliche Gäste und steif gallonirte Diener entgegen; wenn sie noch so emsig nähte oder strickte, stiegen aus dem Boden zu ihren Füßen blumige Gärten und Wiesen, Feld- und Waldpartien mit fischreichen Bächen und sprudelnden Quellen hervor; wenn sie mit dem kleinen Ludwig spielte, schossen seine roth und weiß bemalten Häuschen zu reizenden Landsitzen mit weiten Hallen und Remisen in die Höhe, und seine hölzernen Pferdchen wurden zum muthigen Viergespann; selbst wenn sie scheuernd den Reisigbesen schwang, schien junges, frisches Leben die dürren Reiser zu durchwehen; sie sproßten vor ihren Augen empor zu einem blätterreichen Dache mit Blüthen und Früchten, wie nur das

ferne Ausland sie erzeugt. Mehr als einmal fuhr die junge Frau aus ihren Träumen auf und beugte lauschend das Haupt nach dem Fenster. Hatte sie nicht schallenden Hufschlag, Peitschenknall und das schmetternde Horn eines Estafettenreiters durch die Stille vernommen? —

Endlich erschien der Ziehungstag und noch einer und noch einer. Jede Stunde wurde der Harrenden zur Ewigkeit. Sie eilte bei jedem Schritte, bei jedem Geräusche, das sie vernahm, auf den Fußtritt am Fenster und spähte die Straße hinauf, die Straße hinab nach dem Glücksboten mit dem Posthörnlein auf der Mütze. Sie glaubte so hart und fest an die freudige Kunde, daß ihr jeder Zweifel daran wie ein Frevel gegen sich selbst vorkam. Der Postbote erschien nicht; aber der Diurnist selbst hielt, als er am dritten Morgen mit Ludwig vom sonntäglichen Gottesdienste heimkehrte, den gewichtigen Brief spielend in der Hand.

„Sind wir's?" rief Lina dem Eintretenden mit freudigem Aufschrei entgegen und preßte zugleich bange die Hand auf das pochende Herz.

„Beim Zahlen wenigstens war ich's", entgegnete Auer, während er langsam das Schreiben öffnete; „denn der Brief kostete volle vier und zwanzig Kreuzer." —

„So eile dich doch! Die Ungeduld verzehrt mich. Wer wird denn so himmelschreiend langsam, so unverzeihlich phlegmatisch öffnen? Ein Ruck, ein Riß und das Loos ist entschieden." —

„Ja wohl", erklärte Auer, nachdem er die graue,

fast schmutzige Ziehungsliste, himmelweit verschieden von der prunkenden Ankündigung, herausgenommen und die eng gedruckten, undeutlichen Zahlen überflogen hatte; „ja wohl, das Loos hat entschieden, daß Nummer 475, das heißt, der Diurnist sammt Frau und Kind eine Niete gezogen hat, zu deutsch durchgefallen ist, und —"

„Und?" fragte Lina im Tone der schmerzlichsten, bittersten Enttäuschung, unfähig, die quellenden Thränen zu bannen.

„Und daß Nummer 13,680, das heißt, Herr Bürgermeister Eisenbrecht den Haupttreffer gemacht und somit das Landgut gewonnen hat."

Ernst und feierlich sprach der Diurnist diese Worte. Ueberrascht, doch mit männlicher Ruhe und gefaßt legte er das Unglücksblatt auf den Tisch. Die junge Frau aber schlug die Hände zusammen und sank vor Schrecken fast zu Boden. Zur Trauer über den Verlust des nie besessenen Gutes gesellte sich Unwillen und offener Neid. Sie ließ ihren Thränen freien Lauf und klagte und jammerte, daß es die Wände hätte erbarmen mögen. „Ist's möglich?" rief sie im höchsten Schmerze; „Eisenbrecht, der überreiche Mann, der sein Geld nur zur Kränkung und zum Drucke Anderer gebraucht, gewinnt auch noch dieses Gut? Der hartherzige Filz, welcher den Armen Luft und Licht abschneiden möchte, um es lothweise zu verkaufen, ein solches Glück — und wir, die wir das Glück in Händen hatten, die wir es ihm

aufgedrungen, die wir von der Hand zum Munde leben müssen, die wir's so nothwendig gebraucht hätten — wir sind ärmer als je! Wo bleibt da die göttliche Vorsehung, wo die göttliche Gerechtigkeit, wenn der Reiche mit Scheffeln Gold und Güter ärntet und der Dürftige elend verkümmert?"

„Ruhig!" donnerte der Großvater — seither ein stiller Zuhörer — hinter dem Ofen hervor und stieß seinen Stock auf den Boden, daß die Fensterscheiben klirrten. „Kein Wort mehr! Wohin führt dich deine neidische, gottlose Lästerzunge? Du beschimpfest die Menschen und beleidigst Gott. Noch eine solche Rede und ich nenne dich nie mehr Tochter! Gott ist gerecht, Gott ist allweise, Gott ist allgütig. Bist du sicher, daß das Landgut Euer Glück gegründet, für alle Zeiten gegründet hätte, und daß Ihr nicht den Fußstapfen des Bürgermeisters in Hartherzigkeit und Uebermuth gefolgt wäret? Nein, nein! — der häusliche Friede, Euer einziges und bestes Gut, wäre entflohen und der Teufel der Habsucht hätte sich frech eingenistet. Ihr habt, was Ihr braucht: thätige Hände und Gesundheit. Murre mir nicht mehr gegen die göttliche Vorsehung, welche Menschenverstand nicht ergründet! Den Unzufriedenen schlägt die Hand Gottes."

Diese ernsten, eindringlichen Worte des blinden Greises verfehlten ihre Wirkung nicht. Die Tochter, von jung auf an Gehorsam gewöhnt, bezwang wenigstens äußerlich ihren Kummer und stillte ihre Thränen, wenn

auch das getäuschte Herz fortweinte und fortblutete. Sie gönnte ja den Bürgermeisterischen alles, alles Gute, nur nicht — diesen fetten Bissen.

„Beruhige dich, Lina", tröstete sie ihr Gatte, während er sich zum Gehen anschickte, „wenn ich heimkomme, bringe ich gute Nachrichten. Ich eile jetzt zum Bürgermeister, um ihn von seinem Glücke in Kenntniß zu setzen, im Falle er noch keine Kunde davon haben sollte, und um ihn zu beglückwünschen. Ein saurer Apfel das! — Sein Hochmuthsrößlein wird fortan noch höher traben, und ich möchte nicht gern getreten sein. Doch wir gewinnen auch. Sei nur zufrieden!"

„Wie so?" fragte diese neugierig, und dachte im Herzen schon wieder an ein neues Loos.

„Laß dir sagen: ich habe dem Bürgermeister die Loose gebracht und fast aufgedrungen; er hat sich das bessere ausgewählt und darauf gewonnen. Einige tausend Gulden sind jetzt für diesen Rothschild eine wahre Kleinigkeit. Er könnte sie uns als Dank vor die Füße werfen. Allein wir fordern das nicht. Er soll uns nur die schuldigen dreihundert Gulden nachlassen, und wir danken ihm die Zeit unseres Lebens. Gibt man ja doch jedem Boten, wenn er gute Nachricht bringt, einen Zwölfer Trinkgeld."

„Das wird er, — das soll er, — das muß er!" behauptete freudig die junge Frau. „Er wäre ja sonst kälter als Marmor und härter als Eisen. Wir denken

dann, so viel wäre als Gewinn auf unser Loos gefallen. Geh' nur! — eile dich!"

„Fehl geschossen, — weit fehl!" behauptete der Greis auf seinem Sorgenstuhle. „Ihr werdet Euch nochmals bitter täuschen. Ich habe Niemand so stolz gefunden, als den Emporkömmling, und Keinen so hartherzig, als den Glücklichen. Wofür auch all' dieses Wünschen und Hoffen, Sehnen und Fürchten? Zahlt Eure Schuld und laßt Gott sorgen! Dreimal zwanzig Jahre und noch zehn dazu — und Fürst und Bauer, Millionär und Bettler liegen Einer wie der Andere im Grabe." —

Auer traute kaum seinen Augen, als er die Schwelle des bürgermeisterlichen Hauses überschritten hatte. So weit es sich vom Vorplatze aus überblicken ließ, war da Alles im herrlichsten Durcheinander und in völligem Umsturz begriffen. In den unteren Zimmern, wo sonst die Familie des Hausherrn gewohnt, standen alle Thüren weit auf, die Möbel waren theils fortgeschafft, theils verrückt oder ihres Schmuckes beraubt. Die Dienstboten hausten und wirthschafteten darin so willkürlich und ungenirt, als sei das von jeher ihr Eigenthum mit Fug und Recht gewesen. Niemand kümmerte sich um den Eingetretenen. Knechte oder Bedienten, Mägde oder Zofen — ihr Character war schwer zu erkennen — rannten lachend und schreiend, singend und lärmend hin und her. Sie machten die geschäftigsten Mienen von der Welt, während sie einander nur stießen und

hinderten und im Grunde nichts thaten. Die wohlbejahrte Christine, eine zahnlose, vergilbte Küchenmumie, polterte mit Wort und Hand in der nahen Speisekammer. Sie ließ sich von den Mägden nicht mehr „Jungfer," sondern „Fräulein Köchin" schimpfen. Manchmal blickte sie heraus und überschüttete die „Schreiberseele" mit den verächtlichsten Blicken, die sich denken ließen. Er hatte sie ja zu einer gewissen Zeit trotz aller Deutlichkeit nicht verstanden, oder nicht verstehen wollen, und — verschmähte Liebe rächt sich. Selbst die Hunde, welche sonst den Diurnisten mit freudigen Sprüngen umkreisten, fletschten heute die Zähne, und knurrten und bellten ihn an. Zu allem Ueberflusse hallte noch vom oberen Stocke herab der Familie fröhliches Jauchzen und des Bürgermeisters rohes, gewaltsames Lachen.

Endlich konnte Auer ein flüchtiges Individuum, das mit Gläsern und Flaschen die Stiege hinauf wollte, zum Stehen bringen. „Ich wünsche den Herrn Bürgermeister zu sprechen."

„Den gnädigen Herrn!" bemerkte der Bediente verbessernd und warf den Kopf in die Höhe. Eine sonderbare Figur. Ein langer, schaumfarbiger Rock, förmlich zum Hineinwachsen gerichtet, umspülte wie Regenfluth die gekrümmten Glieder; eine ehemals weiße Binde schnürte die Drossel zum Ersticken, und mehrere Lagen Fett gaben dem struppigen Haare einen eckelhaften, widerlichen Schimmer.

„Den Herrn Bürgermeister wünschte ich zu sprechen," erklärte wiederholt und deutlich Auer; „ich habe ihm eine Freudenbotschaft mitzutheilen."

„Zu spät! — viel zu spät!" versicherte der Aufwärter. „Sie können höchstens gratuliren. Schon gestern Nacht kam ein Courier angesprengt. Er brachte eine Estafette, daß unser gnädiger Herr das schönste und größte Rittergut am Rhein gewonnen hat. Geld ändert Alles," fuhr der geschwätzige Diener in einem Athem fort und stieg eine Stufe höher. „Der neue Haushalt ist, so weit Personal vorhanden, schon arrangirt, darunter auch meine Wenigkeit. Ich war früher, wie Sie wissen, als Hausknecht in den drei Kronen angestellt. Mit der Bürgermeisterei ist's auch vorbei, mein Lieber, denn Geld macht Courage, Geld ändert Alles. Nicht mehr Herr, nicht mehr Eisenbrecht, nicht mehr Bürgermeister, sondern Herr Baron, Herr Hochwohlgeboren und gnädiger Herr Rittergutsbesitzer lautet jetzt der Titel. Sie wollen also gratuliren, oder vielmehr Sie bitten ganz gehorsamst um eine Audienz und ich soll Sie hochgefälligst melden."

„Ich ersuche Sie darum," bat betäubt der Bittsteller, welchem vor Erstaunen der Kopf schwirrte und summte, als sei ein Schwarm junger Bienen darin zur Welt gekommen.

Nach wenigen Augenblicken erschien der Aufwärter oben an der Stiege, und meldete mit vornehmer Stimme: „Seine Gnaden wollen Ihn weder jetzt noch später em=

pfangen. Der gnädige Herr sind zu sehr in Anspruch genommen. Sie befinden sich gerade bei der Frau Rittergutsbesitzerin, um einige Flaschen zu verspeisen und ein Gabelfrühstück zu trinken. Das Weitere wird Ihm ein Billet des Herrn Baron zu wissen thun."

Der Diurnist machte nach diesem Bescheide eine Verbeugung, als habe er den gestrengen Gebieter selbst vor sich, stammelte einige unverständliche Worte und eilte so schnell als möglich zum Hause hinaus. Heiseres Hundekläffen und das schadenfrohe Gelächter der alten Christine gaben ihm das Geleite.

Solch' einen trübseligen Sonntag hatte die kleine Diurnistenfamilie seit ihrem Bestehen noch nicht erlebt. Selbst der muntere Ludwig verhielt sich gegen alle Gewohnheit ruhig und trauerte mit den Eltern. Nur der Großvater war wie immer frohen, ungetrübten Muthes und nahm von der ganzen Geschichte wenig Notiz. Das rechte Maß des Kummers sollte jedoch das Billet des Herrn Bürgermeisters voll machen, welches bald nach dem Mittagstische überbracht wurde. Noch immer voll Hoffnung erbricht Auer den Zettel und überfliegt neugierig dessen Inhalt. Sein Auge umdüstert sich von Wort zu Wort mehr und mehr, seine Stirne zieht sich in krause Falten, seine farblose Wange entfärbt sich noch mehr und das Blatt entfällt unwillkürlich seiner zitternden Hand. Bestürzt rafft es Lina vom Boden auf und liest hastig folgende Zeilen:

„In Berücksichtigung meines bedeutenden, wohl erworbenen Vermögens lege ich mein seitheriges Amt dahier nieder und verlasse in den nächsten Tagen die Stadt, um mein Gut am Rheine zu beziehen. Ich fordere Sie deshalb zur Vermeidung aller Weiterungen hiermit auf, die mir noch schuldigen dreihundert Gulden sammt Zinsen von drei Monaten her längstens binnen vierundzwanzig Stunden heimzuzahlen. Im Gegenfalle müßte ich klagend gegen Sie auftreten und die Sache einem Anwalte übergeben. Alle weiteren Besuche sind unnöthig und werden verbeten.

E. v. Eisenbrecht,
Rittergutsbesitzer."

Die bange Lage der armen Familie läßt sich leichter fühlen, als schildern. Den blinden, erfahrnen Greis ausgenommen, hatte Niemand diesen grausamen Schlag erwartet. „Hab' mir's wohl gedacht", meinte dieser, „und wieder einmal richtig prophezeit! Eine alte Geschichte: je reicher und je unverdienter reich, desto schmutziger und habsüchtiger, und je leichter gewonnen, desto schneller zerronnen. Das Ende wird's lehren. Dieser Fall war schon hundert Mal da, und wird noch hundert Mal wiederkehren."

„Hätten wir nur dem Vater gefolgt", klagte Auer und faltete besorgt die Hände, — „hätten wir doch gefolgt! Es wären uns sieben Gulden erspart gewesen, dazu zwei Mal vierundzwanzig Kreuzer für Porto und

der Aerger über das immense Glück unseres Gläubigers; der Bürgermeister hätte kein Loos gehabt, folglich nicht gewinnen können, und unsere Schuld stünde noch lange Jahre gut. Statt zu gewinnen, sind wir dreifach gestraft. Eine Nachsicht von diesem Manne ist nicht zu hoffen, denn das Wörtchen „Humanität" steht nicht in seinem Wörterbuche. Woher sogleich dreihundert Gulden sammt Zinsen schaffen? Wenn der Allmächtige nicht hilft, ich sehe keinen Ausweg aus dieser Noth."

„Geh' noch einmal hin", bat Lina unter Thränen, „und gib ihm die himmelsbesten Worte! Wir wollen ja gern zahlen, so gern, als wir das Leben haben, — er soll uns nur nicht drängen."

„Nie und nimmermehr!" betheuerte der Diurnist ernst und entschlossen; „jedes Wort, jeder Schritt ist da umsonst. Ehe ich wieder dieses Haus betrete, lass' ich mich verklagen und in Gottes Namen auspfänden."

Eine dumpfe, schwüle Stille lagerte gewitterschwer über dem kleinen Kreise, nur manchmal von den tiefen Seufzern des Gatten oder dem schmerzlichen Schluchzen der Gattin unterbrochen, die schon Hab' und Gut im Geiste auspfänden und verkaufen sah. Alles Sinnen, alles Denken, alles Ueberlegen war fruchtlos.

„Hilf du uns!" wandte sich endlich die junge Frau an ihren Vater, welcher die ganze Scene ruhig mit angehört hatte, — „oder gib uns wenigstens einen guten Rath! Wir wollen gewiß das nächste Mal . . ."

„Wieder nicht folgen", unterbrach sie der

Greis, „ganz gewiß nicht! Hilf nur diesmal! Spring, Großväterchen, spring, was du kannst! — Spring und schaffe Geld herbei! Finde es, leihe es, schlage es, treibe, was du willst — nur schaffe Geld und zieh' die jungen Leutchen aus der Patsche! Seht, das ganze Jahr studirt Ihr und jetzt wißt Ihr doch keinen Rath. Ihr erzählt immer merkwürdige Geschichten, wo in der höchsten Noth Geld und Hülfe wie vom Himmel kommt. Macht's einmal nach! — Wenn wir nur einen Garten und einen alten Birnbaum darin hätten! Augenblicklich würde er umgehauen, ob nicht sein Stamm einen goldenen Kern birgt. Untersucht einmal die Wände! Vielleicht findet Ihr so ein geheimes Fach, eine Mauervertiefung, wo noch von den französischen Kriegen her verborgene Schätze stecken." Und der Sprecher klopfte muthwillig mit seinem Stocke an die Wand, ob's nicht dumpf und hohl klinge. Alles klang so fest, so hell und klar wie gegossen. „Geduld!" rief der Greis wieder, „jetzt kommt mir ein guter Gedanke. Lina, unser Beil herbei! Wir zerspalten meinen Großvaterstuhl. Vielleicht hat ihn ein alter Geizkragen mit verschimmelten Kronenthalern statt mit Roßhaaren gefüttert, um einmal unglücklichen Lottospielern damit aus der Klemme zu helfen." —

„Verspotten Sie uns nicht, Vater!" bat Lina; „wir sind gestraft genug." —

„So? Gelobt möchtet Ihr noch obendrein werden? Nein, nein, kluge Leutchen, Jedem das Seine! Wer

nicht hört, muß fühlen." — Doch der Kummer der jungen Leute bewegte des Großvaters Herz. Er wurde ruhiger und fuhr nach längerem, stillem Nachsinnen, während dessen keines ein Wort zu sprechen wagte, fort: „Will wohl sehen, wie weit der Credit noch reicht. — Gebt mir Rock und Hut! Ludwig, du wirst mich führen."

Nach einer Stunde kehrte der Großvater mit seinem Enkel zurück und rollte die Summe in blanken Kronenthalern auf den Tisch. Freudig dankten die jungen Eheleute Gott im Herzen, dem Vater mit Wort und That, und nahmen sich fest vor, nie mehr zu spielen. —

III.

Treffer und Niete.

„Aller Schätze, aller Güter
Ist der Erdensohn ein Hüter,
Die des Höchsten Huld ihm leiht,
Bis an's Thor der Ewigkeit:
Weh — hat er die Zeit genossen,
Nur an ihnen sich zu laben!
Wohl ihm — wurden ihm die Gaben
Einer Himmelsleiter Sprossen!" —

J. Lentzen.

Wenn wir einen Mann, den wir vor vielen Jahren in einer unbedeutenden, niedrigen Stellung gekannt, nach längerer Zeit unter seinen Mitbürgern mit einem ehrenvollen, einflußreichen Amte bekleidet und überdies inmitten eines blühenden Hausstandes wieder finden,

so ist häufig ein liebloses Urtheil rasch bei der Hand. Der Neid flüstert und der Mund spricht: er hatte einflußreiche Verwandte, die ihn ohne Rücksicht auf Kenntnisse und Fleiß von Stelle zu Stelle schraubten; oder: er wußte sich tüchtig einzuschmarotzen und durch allerlei Mittelchen einflußreiche Gönner zu gewinnen; oder: er ist eines von den Glückskindern, die von Stufe zu Stufe geschoben werden und selbst nicht wissen, wie und warum? Wir bedenken aber nicht, daß mancher Brave so verurtheilt wird, der in seinen jungen Jahren mit Mühe und Arbeit, unter Nachtwachen und bangen Sorgen rastlos vorwärts gestrebt, der vielleicht die schönsten Tage seines Lebens mit den härtesten Schicksalsschlägen, mit Hunger und Elend gekämpft, der erst nach langem, schwerem Ringen dem Glücke den ersten Sonnenblick, den ersten Schimmer einer gesicherten Existenz fast gewaltsam abgetrotzt hat. Unter die Zahl dieser Braven dürfen wir ohne Bedenken den Diurnisten Auer setzen. Nach Abgang des Herrn Eisenbrecht wählten sich die Tiefenstädter einen erfahrnen, bejahrten Mann, der sein Geschäft niedergelegt und längst den Ehrgeiz und Uebermuth der Jugend abgestreift hatte, zu ihrem Oberhaupte.

Unter dem neuen Bürgermeister fand Auer Gelegenheit, sich nach allen Richtungen hin auszubilden und auszuzeichnen. Er arbeitete vom lichten Morgen bis zum späten Abend, und wenn es die Noth erheischte, bis wieder zum lichten Morgen, um seine

mannigfachen Geschäfte in einer pünktlichen, stricten Ordnung zu erhalten. Die vorgesetzten Behörden bemerkten dies bald. Ihre Anerkennung blieb nicht aus. Manche schmeichelhafte Belobung lief zur größten Freude des alten Herrn ein. Der aber setzte das Lob nicht auf seine, sondern ehrlich auf des Gehülfen Rechnung, wohin es gehörte, und erklärte mehr als einmal in den Sitzungen der Bevollmächtigten, daß der Diurnist Auer seine rechte Hand sei, und er ohne diesen bei seinen vorgerückten Jahren nicht bestehen könne. Die Bevollmächtigten meinten:

„Der Junge sei der Thater,
Der Alte sei der Rather,"

und übertrugen Ersterem nach wenigen Jahren als Zeichen ihrer Anerkennung die Verwaltung des Kirchenvermögens und sämmtlicher Stiftungen.

Dieses Aemtchen brachte Auer außer einer tüchtigen Portion Arbeit eine ansehnliche Vermehrung seines Gehaltes und noch obendrein den Titel als „Stiftungspfleger." Diesem Titel folgte bald ein anderer. Der thätige Geschäftsmann wurde nach weiteren vier Jahren zum Bevollmächtigten erkoren und in den hohen Rath eingeführt.

Von da an gewann sein Wirkungskreis eine freiere, selbstständigere Haltung und sein rastloses, redliches Streben drang nachhaltig und wohlthuend durch alle Schichten der städtischen Bevölkerung.

Das häusliche Glück der anspruchslosen Familie

hielt mit der gesteigerten, öffentlichen Wirksamkeit des Hausvaters gleichen Schritt. Letztere schuf eine bessere Einnahme und diese dem wackern Paare heitere, sorgenfreie Tage und einen sonnenhellen Blick in die Zukunft. Lina stand ihrem Gatten in Liebe und Frömmigkeit, durch Sparsamkeit und klugen Haushalt kräftig zur Seite. Ihr verdankte das Hauswesen einen gewissen Wohlstand, der unbemerkt starke und immer stärkere Wurzeln schlug. Auch die Nachkommenschaft mehrte sich. Auf Ludwig, indessen zum munteren Knaben und Jüngling heran gereift, folgten noch drei Schwesterchen, und der Großvater hatte die Freude, sie alle beten und spielen zu lehren.

Als der Greis hochbetagt und heiteren, zufriedenen Sinnes aus dem Leben schied, so verwischte wohl die Zeit den scharfen Stachel der Trauer, aber nie sein Andenken. „So pflegte der Großvater zu sagen, — das war unsers Großvaters Spruch und Meinung," — konnte man bei jeder Erzählung, bei jeder Berathung von Eltern und Kindern hören, und seine wohl erprobten, kernigen Sentenzen galten bei allen als Richtschnur. Heiter wie des blinden Greises Leben war auch sein Abschied. „Ich will Euch ein probates Rezeptchen gegen die Trauer verschreiben," erklärte er lächelnd, als die letzte Stunde herannahte. „Geht zum Vetter Fischbäcken, der wird Euch dreihundert Gulden übermachen, die ich vor Zeiten unglücklichen Spielern lieh. Sie wurden sammt Zinsen ehrlich heimgezahlt

und gehören jetzt zu Eurem Erbtheil. Möge Euch der Allmächtige vor Glück und Unglück im Lotto, vor jedem Spiele auch ferner bewahren!" —

Fast zu gleicher Zeit segnete auch der neue Bürgermeister nach fünfzehnjähriger Amtsthätigkeit das Zeitliche. Sein beständiger Wunsch, zum Besten des Gemeindewohls den Stiftungspfleger als Nachfolger zu wissen, sollte in Erfüllung gehen. Die Bevollmächtigten und Bürger Tiefenstadt's traten nach seinem Ableben zusammen und wählten ohne Bedenken und einstimmig den Stiftungspfleger Auer zu ihrem Bürgermeister. —

*
* *

„Kommt, Kinder, kommt! — Puh, wie kalt!" rief an einem stürmischen Winterabend Lina, die stattliche Bürgermeisterin, und eilte mit ihren drei Töchtern von der Hausflur in das warme Vorderzimmer, wo der Vater im großblumigen Schlafrock am Schreibpult saß, behaglich seine lange Pfeife dampfte und emsig darauf losschrieb. Es ist das nämliche große Haus am Markte, welches einst der arme Diurnist als Schuldner mit Furcht und Zittern betrat, und das er jetzt als wohlbestallter Bürgermeister bewohnt. Und ein tüchtiger Bürgermeister war's, rechtlich, wohlwollend, verständig und herzensgut von Innen, ernst und fest von Außen. Die „stadtväterlichen" Sorgen schienen aber den Körper eher zu nähren, als an ihm zu zehren, denn die freundlichen, glänzenden Augen, die leicht gerötheten, blühenden

Wangen und der verrätherische Anflug eines Doppelkinns erinnerten unwillkürlich an das alte Sprichwort:

„Aemter und Zeit
Aendern die Leut'!" —

„Hu, wie kalt!" huscherte Lina und retirirte an den Ofen. „Bei diesem Wetter sollte man keinen Hund hinausjagen. Die Nase bitzelt, die Ohren werden blau und der Athem bleibt gefroren vor dem Munde stehen. Husch, husch!"

„So bleibt schön hinter'm Ofen," rieth der Hausvater lächelnd, ohne von seiner Schreiberei aufzusehen, — „da werdet Ihr sicherlich nicht erfrieren."

„Wir wollten ja draußen unsern Ludwig abwarten, Vater," erklärte Anna, ein blühendes Mädchen von achtzehn Jahren, „um ihn sogleich bei seiner Ankunft einstimmig begrüßen und alle zusammen überraschen zu können."

„Ueberfallen zu können, willst du wohl sagen," verbesserte der Vater. „Ich will Euch einen guten Rath geben: wenn er kommt, hört Ihr das Schlittengeläute, und wenn er da ist, werdet Ihr ihn sehen. Also Geduld!"

„Nicht wahr, Mama," plauderte die kleine Maria, „wenn mein Ludwig kommt, hat er immer viel Geld und kauft mir eine große, große Puppe mit Hut und Schleier, die gehen und stehen, sitzen und knieen kann, — nicht wahr?"

„Ja wohl!" sagte die Mutter und küßte den blauäugigen Lockenkopf auf die kirschrothen Lippen; „so

kleine Personen, wie du, gehen überall voran. Ludwig muß Alles stehen und liegen lassen, wenn er kommt, und deine Puppe besorgen. Wenn er nur erst da wäre! Ich fürchte, ich fürchte, es ist ihm etwas passirt! Der Wind saust und heult durch die Straßen, als wolle er die Häuser wegfegen, und peitscht den gefrornen Schnee gegen die Fenster, daß es prasselt wie lauter Glassplitter. O, wie wird's ihn frieren!"

„Warum nicht gar?" lachte der Vater, während er seine Pfeife ausklopfte. „Ein junger Bursche von vierundzwanzig Jahren, gesund und kräftig wie eine Eiche, einen Rock wie ein Pelz, einen Schlitten, funkelneu und trefflich gepolstert, zwei Rappen, die ausgreifen, als hätten sie Meilenstiefel, — und frieren! Eine wahre Himmelslust muß ihm diese Schlittenfahrt sein: er jagt ja seinen Eltern und Geschwistern entgegen. Bedauert lieber Leute, die müde und hungrig, obdach- und heimathlos, ohne Geld und Freunde auf der breiten Heerstraße ziehen und . ."

„Horcht! — Horcht!" ruft plötzlich die Mutter.

„Klingklang! — Klingklang!" jauchzt die kleine Maria, und hinaus stürmen alle in freudigem Fluge. Der Schlitten saust heran und hält. Nur das Geläute erzittert noch in einzelnen Nachklängen. Das ist ein Rufen und Begrüßen, ein Jubeln und Frohlocken, ein Küssen und Drücken, daß Einem ordentlich das Herz aufgeht, wenn man zusieht. Endlich bringen sie den neuen Ankömmling, einen schmucken Jüngling,

herein. Das Auge strahlt vor Freude und Lust, die Wange glüht wie Feuer vor Kälte und Entzücken. Die kleine Maria auf dem Arme, die Mutter und die Schwestern am Halse, reicht er dem Vater Hand und Mund zum herzlichen Willkommen.

Als die erste Freude vorüber war, eilten die Frauen hinaus, um ihrem Namen Ehre zu machen, und Zimmer und Bett, Küche und Keller zu bestellen.

„Hier setze dich her, Ludwig!“ sagte der Bürgermeister, indem er noch einen Stuhl an den Pult schob. „Ich habe etwas Wichtiges mit dir zu reden. Ich schrieb dir, du möchtest auf drei Tage Urlaub nehmen, und hatte meine triftigen Gründe dazu. Weißt du wohl, warum?“ —

„Ja, Vater.“ —

„Wie, du weißt es? — Woher denn?“ —

„Die Mutter schrieb es ganz klein an den Rand des Briefes, welchen der Kutscher mitbrachte.“ —

„O Weiber über Weiber!“ rief der Vater lachend. „Ich hatte strenges Stillschweigen geboten, um dich recht zu überraschen, und doch mußte es geplaudert werden. Sie können einmal nicht schweigen. Also zur Sache! Du bist jetzt volle vier Jahre auf dem Rentamte in M. Dein Herr Vorstand hat mir wiederholt geschrieben, daß er mit deinen Kenntnissen, deinem Fleiß und deiner Aufführung vollkommen zufrieden sei. Unser seitheriger Diurnist dahier ist Marktschreiber in

der Nachbarschaft geworden. Du sollst nun Diurnist in Tiefenstadt werden. Bist du einverstanden?"

„Einverstanden?" entgegnete freudig und dankbar Ludwig, — „von ganzem Herzen! Ich war zwar bis jetzt auch glücklich, weil ich mich nähren konnte und den Meinigen nicht mehr zur Last fiel. In dieser neuen Stelle aber werde ich es doppelt und dreifach sein, weil ich wieder bei meinen Eltern und Geschwistern weilen kann. In der Fremde ist man nie recht daheim."

„Die Sache wäre demnach in Ordnung. Ich schreibe so eben eine Eingabe für dich, weil solche zu den Acten gehört. Die Stelle ist dir gewiß. Ich will dich sogleich morgen früh in der Sitzung vorschlagen und deine Wahl wird unbedingt einstimmig erfolgen. Du kannst darauf bauen: wenn ich Mittags heimkomme, werde ich dich als Tiefenstadt's und deines Vaters Diurnisten begrüßen. Jetzt geh' in's Wohnzimmer," gebot schließlich der Vater, um allen weiteren Dank abzuschneiden, „und mache dir's commod'. Sobald ich fertig bin, folge ich nach." —

„So, das wäre geschehen!" sprach Auer nach einiger Zeit halblaut vor sich hin, während er sich erhob und sorgfältig seine Feder ausputzte. „Morgen wird die Sache bereinigt, und ich fahre in den nächsten Tagen selbst nach M., um mit dem Herrn Rentbeamten über den Austritt des Jungen zu sprechen. — Klopft's denn nicht? — Wahrlich ein später Besuch. Herein!"

Langsam öffnete sich die Thüre. Ein junger Mensch

betrat schüchtern das Zimmer. Er mochte vielleicht in gleichem Alter mit Ludwig stehen, aber die unsichere, gebeugte Haltung, die abgemagerte Hand und der schwankende Tritt ließen ihn weit älter erscheinen. Unwillkürlich erwachte das Mitleid, wenn man diese eingefallenen, erdfahlen Wangen betrachtete, von denen jedes Fünkchen gesundes Roth gewichen war, und in diese matten Augen blickte, welche geisterhaft aus den tiefen Höhlen schimmerten. Die dünne, fadenscheinige Kleidung zeigte noch da und dort an Farbe, Schnitt und Besatz Spuren von früherer Eleganz, gönnte aber Wind und Wetter freien Durchlaß, und klebte halb durchnäßt, halb gefroren an den abgezehrten, zitternden Gliedern.



„Sie wünschen?“ fragte Auer, nachdem er dem Eintretenden einen Sitz am warmen Ofen geboten.

„Ich bitte um gütige Entschuldigung, Herr Bürgermeister,“ antwortete dieser demüthig, „daß ich bei Nacht und Nebel wie ein Dieb einbreche. Ich bin das nicht, aber ärmer und elender bin ich, als der lumpigste Bettler auf Gottes weiter Erde. Ich will mich kurz fassen. Man sagte mir in der Herberge, daß an Ihrem Amte eine Schreiberstelle frei ist. Ich bitte Sie, ich beschwöre Sie um Gottes willen, geben Sie mir diesen Platz! Sie retten zwei Menschen vom sichern Untergang.“

„Das liegt nicht allein in meiner Hand,“ versicherte Auer. „Schreiben Sie heute noch ein Bittgesuch, denn morgen läuft der Termin für die Bewerber ab. Legen Sie die nöthigen Zeugnisse bei und suchen Sie die Herrn Bevollmächtigten noch vor der Sitzung zu sprechen.“

„Dann sind wir verloren!“ seufzte der Fremde, ließ traurig das Haupt sinken und weinte bitterlich. „Armer Vater! ich kann dir keinen Trost bringen. Der Hunger tödtete meinen älteren Bruder, er raffte meine Mutter weg, und uns blüht gleiches Loos. In der Heimath verriegelte man Thür' und Herz vor unsern Bitten, — hier geht es nicht besser.“ —

„Nur Muth!“ mahnte der Bürgermeister theilnehmend. „In Ihrem Alter darf man die Hoffnung nicht aufgeben. Nur Muth und Gottvertrauen!“ —

„Es ist zu spät, — viel zu spät! Wo soll ich

Vertrauen, wo Muth, wo Zeugnisse hernehmen? O, meine Geschichte wäre die beste Eingabe, und unser Elend das beste Zeugniß! Herr Bürgermeister, wir waren nicht immer arm. Aber dem verarmten Reichen thut Hunger und Elend dreifach weher, als dem arm Gebornen. Mein Vater besaß Häuser, Güter und Geld in reicher Fülle. Er kannte leider nur einen Stolz, nur eine Freude und Lust — die Sucht, zu glänzen. Er wollte der reichste, der gefeiertste Mann im Gaue sein. Wie Schwalben zogen Fremde und Einheimische bei uns ein und aus, aßen und tranken, und erhoben den gastlichen Wirth bis zum Himmel. Dafür folgte ein Fest, ein Gastmahl dem andern. Land- und Wasserpartien, Bälle und Theater, Scheibenschießen, Wettrennen und Jagden reichten einander ununterbrochen die Hand. Bei all' dem mußte mein Vater, unkundig der Landwirthschaft, das ganze Gut betrügerischen Verwaltern und Pächtern überlassen. Diese wurden mit den Jahren reich, wir arm. Aber meine Eltern bemerkten viel, viel zu spät ihren Ruin. Es sollte nun um jeden Preis der alte Glanz gerettet werden. Es entstand ein furchtbares Ringen zwischen dem seitherigen Flitter und der künftigen Schande, zwischen der unhaltbaren Pracht und dem sichern Verderben. Listige Mäkler riethen zur Speculation auf Staatspapiere, dem gefährlichsten aller Spiele. Mein Vater kaufte und verkaufte und kaufte wieder, speculirte und speculirte, bis das letzte Fleckchen Land verspielt war, bis die letzten hundert Gulden in fremde

Taschen rollten. Die treuen Freunde meiner Eltern verschwanden wie Spreu. Die Gläubiger fielen ein und wir wanderten von Haus und Hof." — Erschöpft schwieg der Jüngling einen Augenblick und fuhr dann fort: „Wenig war geblieben, ein Wirthshaus unsere Zuflucht. Mein Vater suchte nun im Trunke und Kartenspiel Vergessenheit und Hülfe. Er sank vom Weine zum Bier, und vom Biere zum Branntwein. Als endlich der letzte Heller verzehrt, verspielt und vertrunken war, warf uns der Wirth unbarmherzig auf die Straße. Niemand nahm uns auf, Niemand gab uns eine Rinde Brod. „„Zurück! — fort mit Euch!"" riefen die Leute verächtlich und ergrimmt. „„Ihr habt die Armen mit Peitschenhieben von Eurem Hause getrieben, Ihr habt die dürftigsten Bettler unter Hohngelächter mit Hunden fortgehetzt. Nur fort! — Versucht jetzt, wie der Hunger thut!"" Wir versuchten es. Mein Bruder und meine Mutter erlagen dem zehrenden Fieber in einer verfallenen Scheune. Meinen alten, reuevollen Vater aber trieb der schwarze Hunger trotz alles Widerstrebens hierher, wo er einst gelebt. Eine Stunde vor der Stadt brach er vor Kälte, Erschöpfung und Müdigkeit ohnmächtig zusammen. Ich glaubte, seine letzte Stunde sei gekommen. Hülflos wie er selbst kniete ich mich zu ihm nieder und rief durch Sturm und Wetter zu Gott und allen Heiligen um Hülfe. Mein Gebet wurde erhört. Ein junger Herr kam mit einem Schlitten heran und nahm die Ver=

lassenen barmherzig auf. So gelangten wir zur Herberge und er beschenkte mich noch überdies reichlich mit Geld zur Pflege meines kranken Vaters. — Herr Bürgermeister! — Sie sind vielleicht Vater, haben Kinder? O, erbarmen Sie Sich, helfen Sie! Es ist die einzige, die letzte Hoffnung!" —

„Sie heißen?" fragte Auer, der gespannt diesen Worten gefolgt war, mit innerem Beben.

„Ich heiße Georg Eisenbrecht. Mein Vater war in früheren Jahren hier Bürgermeister." —

Lina, welche indeß unbemerkt eingetreten ist, kann einen lauten, jähen Aufschrei nicht unterdrücken, und schlägt zitternd und staunend die Hände zusammen. Die braven Gatten wechseln, sobald sie sich wieder gefaßt, einen vielsagenden, bedeutungsvollen Blick. Der Bürgermeister nimmt die Eingabe, welche er so eben für seinen eignen Sohn vollendet, rollt sie ernst und schweigend zusammen, und läßt das Blatt am Lichte in Flammen aufgehen. „Sie erhalten die Stelle," spricht er sodann milde zu dem Fremden. „Ich werde all' meinen Einfluß für Sie aufbieten und den einzigen Bewerber, der vorhanden ist, zum Rücktritte bewegen. Meine Frau wird Ihnen heute noch andere Kleider und alles Nöthige übersenden. Also morgen das Weitere."

Als der Fremde unter tausend und tausend Dankesworten das Zimmer verlassen hatte, barg Lina ihre thränenschweren Augen an der Brust des geliebten Gatten. Sie dachte zurück an die übereilten, sträflichen Worte,

welche sie einst im Unmuthe ausgestoßen, sie dachte zurück an des blinden Greises ernste, kluge Mahnung. „Wir wollen Gott kniefällig danken, Lina," — sprach der Bürgermeister bewegt, — „daß er uns vor jenem großen Loose, daß er uns vor einem ähnlichen Geschicke bewahrt hat. Jener Haupttreffer wurde zur Niete und die Niete führte zum Haupttreffer, zur Zufriedenheit. Sei beruhigt, der Allgütige wird auch für unsern Ludwig sorgen, wie er seither für uns sorgte." —

Die Brautwahl.

I.

Aechtes Gold.

„O Noth, o Schmerz, o Jammer!
Bei mir geht's Sick und Sack,
In meines Herzens Kammer
Thut's immer Tick und Tack."

Volkslied.

„Ich habe die Ehre, meine gehorsamste Gratulation zu machen," rief die Frau Canzlist Weber, indem sie beim Bäcken in der Kreuzgasse in's Ladenstübchen trat, und vor der stattlichen Meisterin, Frau Cäcilie Knack, ein so zierliches und trefflich exerciertes Compliment machte, daß ihr Kleid einen weiten, künstlichen Bogen schlug und sich für einen Augenblick rund und bauschig wie der Abschnitt eines Luftballons auf den Boden stülpte. Unmittelbar darauf kam Fräulein Theophyl, die Schwester und Haushälterin des Herrn Stadtpfarrers, welche ganz dieselben Worte hervorbrachte, wenn auch ihre seriöse Verbeugung theils wegen überschwänglicher Corpulenz, theils wegen längst abgethaner

Blüthezeit etwas schwerfällig und altmodisch ausfiel. Nach dem Fräulein folgte die Frau Stadträthin Lisette Böscher. Ihr Mann war ein ehrlicher Bürstenbinder, aber wehe dem, der sie mit diesem gemeinen Titel belegt und nicht wenigstens die „Bürstenfabrikantin" daraus gezimmert hätte! Sie schwatzte etwas vom Begratuliren daher, was Niemand verstand, und schlug dazu fünf bis sechs kleine, hastige Knixe, die es außer Zweifel stellten, daß niemals ein Magister der höhern Tanzkunst und des feinen Anstandes sich mit ihr abgeplagt hatte. Die ganze Geschichte sah aus, wie ab=



gekartet, und hätte fast für feierlich gelten können, wenn es nicht gar zu komisch gewesen wäre, als nun die drei Damen ihre Complimente wie auf ein Commando nochmals producirten und einstimmig riefen: „Wir wünschen von ganzem Herzen alles Glück."

„Wozu denn, meine Lieben?" fragte die Bäckerin, dem Anscheine nach sehr überrascht und frappirt, in Wirklichkeit aber kaum fähig, ein selbstgefälliges Lächeln zu unterdrücken. Dazu reichte sie ihre gewaltige, fleischige Rechte über ganze Berge von Schwarz- und Weißbrod, von Semmeln und Bretzen, von Mundlaibeln und Zwieback, von Hörnlein, Kümmelstollen, Mohn- und Wasserwecken hinweg den Freundinnen und Klatschschwestern zum Willkommen.

„Zur Verlobung des ehr- und tugendsamen Fräuleins Babette Knack mit dem reichen, jungen und braven Erben der Firma W. Reichold et Compagnie," proclamirte die Frau Canzlist voll Ernst und Würde, und schlug zum Schlusse abermals ein zierliches Compliment.

„Ei, du meine Güte!" rief nun die Meisterin sichtlich erfreut, schüttelte das große Haupt und faltete andächtig die Hände über dem Leibe. „Bis dahin kann noch manches Tröpflein Wasser in's Meer fließen. Es ist wirklich zum Erstaunen, wie die Leute nur so vorschnell sein können. Ein paar Besuche und ein kleiner Spaziergang sind ja noch keine Verlobung."

„Können aber leicht dazu führen. Ich kenne das," versicherte Fräulein Theophyl mit einer Wichtigkeit,

die noch Manches errathen lassen sollte. „Und in diesem Falle wäre es für beide Familien ein sehr — sehr großes Glück.“

„Mag sein, aber ich werde durchaus keine Uebereilung dulden,“ betheuerte Frau Knack. „Es handelt sich um das ganze Lebensglück meines Kindes, und Mutter bleibt Mutter.“

„Das will ich meinen,“ stimmte die Canzlistin bei, nicht ohne einen spöttischen Blick auf die Sprecherin. „Man hat seine schweren Pflichten und ein Kind ist leicht unglücklich gemacht.“

„Ach Gott!“ seufzte die Stadträthin, — „Vorsicht schadet niemals. Diese Reichold's sind ohnehin gar sonderbare Leute, so still und grausam abgeschlossen, daß man sich fast fürchten könnte.“

„Aber brav, durchweg brav,“ ergänzte Fräulein Theophyl, welche sich sehr für dieses Heirathsproject zu interessiren schien. „Ich kenne dieses Haus besser, als irgend Jemand in der Stadt. Wenn unser Kirchner wohin kommt, so trägt er seine Augen nicht umsonst im Kopfe.“

„Also wirklich brav?“ fragte die Bäckerin, welche nur mühsam ihr gewohntes Phlegma bewahrte und kaum das hohe Interesse zu unterdrücken vermochte, welches ihr dieser Gegenstand bot.

„Durchweg. Den älteren Bruder, der seit neun Jahren in W. etablirt und verheirathet ist, rechne ich nicht; die beiden jüngeren Geschwister aber lebten nur

für ihre Eltern. Fräulein Anna war zu ihrer Zeit eine glänzende Partie. Sie blieb am Krankenbette ihrer Mutter sitzen und opferte derselben ihre schönsten Lebensjahre, leider auch ihre Gesundheit."

„Das ist zu viel verlangt," platzte die Stadträthin heraus, „und wird selten genug vorkommen."

„Durchaus nicht. Ich könnte Ihnen noch eine Tochter nennen," erklärte Fräulein Theophyl und schlug sittsam die Augen nieder, „welche ihren Eltern auch Alles opferte. Doch weiter! Gerade so handelte und handelt Herr Eduard. Dieser dachte selbst nach dem Tode der Eltern nicht an's Heirathen, einzig und allein aus Liebe und Anhänglichkeit zu seiner Schwester. Jetzt freilich hat sich die Situation geändert. Die eiserne Nothwendigkeit gebietet, er — muß heirathen."

„Er muß?" riefen alle drei wie aus einem Munde.

„Er muß!" bekräftigte das Fräulein ruhig. „Da seht Ihr wieder einmal, wie trefflich Manchem die Quellen fließen. Ja, Heirathen, Kindstaufen und Sterbfälle gehören in mein Capitel, keine thut mir's darin zuvor. Er muß, sage ich, weil ihn seine Schwester in wenigen Tagen verläßt."

„Nicht möglich!" rief die Frau Canzlistin mit einem prüfenden Blicke auf die Bäckerin, welche sich so weit als möglich über die gefüllten Körbe beugte, ihre Hand zutraulich auf den Arm der Sprecherin legte und ihr voll der freudigsten Hoffnung die Frage zuflüsterte: „Wirklich, meine Liebe? — Wirklich?"

„Nicht allein möglich, sondern gewiß," erwiederte das Fräulein laut auf die laute, wie auf die leise Frage. „Vor vierzehn Tagen ist die Frau des älteren Bruders gestorben, und dieser hat nun einen jammervollen Brief geschrieben und die himmelsbesten Wörtlein ausgegeben, daß Schwester Anna zu ihm ziehen und sein Hauswesen dirigiren möge, weil sonst seine fünf armen Würmlein unter den Händen der Mägde verkümmern müßten."

„Und sie geht?" fragte die Bäckerin gespannt.

„Anna geht, wohin sie die Pflicht ruft, und der junge Geschäftsmann muß sich in kürzester Frist eine Gattin suchen, weil ein solches Haus ohne die leitende Hand einer Frau oder die Sorge einer opferwilligen Schwester nicht existiren kann."

„Und er ist bereits auf dem besten Wege," ergänzte die Stadträthin, „sich eine vortreffliche Lebensgefährtin in der Tochter unserer Freundin hier zu gewinnen."

„Nun gestaltet sich freilich die Sache anders," meinte diese, und ihr Auge strahlte vor freudigem Entzücken. „Ich habe nichts dagegen einzuwenden, wenn der junge Reichold die Liebe meiner Tochter erringen kann, und meinen Mann will ich schon bestimmen. Indessen — man wirft sein Kind nicht weg, und meine Babette kommt nicht mit leeren Händen."

„Das ist richtig," bemerkte die Frau Canzlistin gedehnt, „allein jede Bürgerstochter wird bei Reichold's zwanzigmal mehr finden, als sie einbringen kann."

„Wer weiß?“ entgegnete die Bäckerin, welche sich in ihrer Freude durch diese Anspielung nicht irre machen ließ. „Bei Reichold's geht das Vermögen in drei Theile; dann sind die Hauptbrodschaffer, die Geldverdiener, die Eltern, todt. Hier leben sie, und Niemand kann voraussagen, was ich und mein Mann noch vor uns bringen werden. Dann — Ministerstühle und große Handelshäuser stürzen gern über Nacht.“

„Ja, viel Geld muß dort sein,“ versicherte die Stadträthin, „wenn man anders den seltenen Brocken trauen darf, welche der alte Daniel manchmal fallen läßt.“

„Geht mir! Dieser alte Daniel ist der abgefeimteste Schlingel, welchen die Erde trägt,“ schalt Fräulein Theophyl hitzig dazwischen. „Kein Sterbenswörtlein kann man von ihm herausbringen, man mag sich plagen, wie man will. Entweder gibt er keine Antwort, oder eine verkehrte, oder er verzieht sein großes Maul zu einem höhnischen Grinsen.“

„Wer will ihm das verargen?“ fragte allen Ernstes die Canzlistin, welche gern Widerpart hielt, um ihre Ueberlegenheit zu zeigen. „Seit vierzig Jahren servirt der Mann in dem Geschäfte, genießt hübsche Vorrechte und schaltet und waltet in vielen Stücken, wie der Principal selbst. Glaubt mir, schon manche Magd, schon manche Köchin, ja schon mancher Commis und Buchhalter mußte dort aus dem Dienste wandern, weil dieser alte

Daniel darauf drang und seine triftigen Gründe vorzubringen wußte."

„Das geht gegen alle Kleiderordnung," lachte die Stadträthin. „Der Hausknecht soll schön pariren, nicht verschlafen und seine Arbeit thun. Das Andere ist meine Sache."

„Hausknecht?" fiel Fräulein Theophyl gedehnt ein. „Wer kann das behaupten? Viele wollen wissen, dieser Daniel sei ein verkappter Handelsagent, ein Werber, ein Ueberläufer, ein Unterhändler, ein Spion, ein Wechselreiter oder wie diese Spitzbuben in der Handelssprache alle heißen mögen, und wieder Viele beehren ihn mit allen möglichen andern Titeln. Die Einen schimpfen ihn freilich kurzweg Hausknecht, Andere aber taufen ihn Schaffner und Oberschaffner, Andere Hausmeister, Andere Magazinier und die Allerklügsten machen einen „Herrn Verwalter" aus ihm. Der alte Cujon läßt sich alle diese Titulaturen gefallen. Da werde nun Einer klug!"

„Wenn mir das Regiment in diesem Hause übertragen würde," versicherte Frau Knack, und nahm eine außerordentlich wichtige Miene an, „so wollte ich bald Ordnung herstellen. Er kann meinetwegen ein guter Hausknecht oder Packer sein und bleiben, aber damit genug. Und heirathet meine Babette hinein, so seid unbesorgt, denn sie ist in solchen Dingen noch weit rascher und schärfer als ich."

Eine Magd trat ein und unterbrach die Klatsch-

schwestern. Gewandt wurde die Unterhaltung auf ein anderes Thema geleitet, die halbe Stadt der Reihe nach durchgehechelt, wozu jede ihren Beitrag lieferte, und in der freudigen Hoffnung geschieden, sich morgen um dieselbe Stunde wieder zu treffen. —

Während der edle Frauenzirkel über den alten Daniel zu Gericht saß, lehnte dieser behaglich in einem großen Waarenlager an einem Baumwollballen, indessen sich sein junger Principal vier Schritte davon auf einen Sack Mocca oder Java postirt hatte. Daniel war eines jener vierschrötigen, herkulischen Aufläderexemplare, wie sie selbst an großen Handelsplätzen immer seltener auftauchen. Auf dem kurzen, gedrungenen Halse saß ein gewaltiges Haupt, aus dem ein paar kleine Augen ebenso gutmüthig und freundlich, als lauernd und schlau in den Tag blickten. Die langen Arme hingen steif und eckig am Körper, daran ein paar Riesenhämmer als Fäuste, unter deren Schlag und Griff im Ernste zu kommen ich Niemanden gerathen hätte. Den breiten Körper deckte vom Halse bis zu den Füßen ein noch breiteres Schurzfell, das um die Hüften ein Gürtel schloß. In diesem Gürtel stack der „Hacken," ein gekrümmtes Eisen mit bequemem Holzgriff, das kleine, aber unentbehrliche Handwerkszeug des Aufläders, ohne das auch der Stärkste zu einer Null herabsinken würde. Den direkten Gegensatz zu diesem Monstrum bildete der Principal, Herr Eduard Reichold, eine nette, schlanke Figur, fein und modern

gekleidet und frisirt. Er führte ein ganz acceptables Gesicht, etwas bleich von Farbe, treuherzig im Blicke und regelmäßig in den Zügen. Kurz und gut, es war ein junger Kaufmann, wie es deren Tausende gibt, nur mit dem Unterschiede, daß Reichold Erbe der Firma war, was nicht jeder von sich behaupten kann, und daß diese Firma einen guten, seit Jahren erworbenen Klang hatte, was auch nicht überall der Fall ist.

Diese beiden Männer besprachen dasselbe Thema, wie die Klatschschwestern, nur von einem andern Standpunkte aus. „Eine Frau müssen wir hereinbekommen," behauptete Daniel und blickte trübselig genug vor sich hin. „Wenn wir so fortmachen, verschleppen uns die Leute in acht Tagen mehr, als wir in vier Wochen verdienen. Es muß also sein."

„Ich bin ja daran," rief Eduard mißmuthig, „aber eine solche wichtige Sache, die für das ganze Leben entscheidet, kann man doch nicht über das Knie abbrechen!"

„Probirt hab' ich's nie," meinte Daniel, „aber ein kitzlicher Punkt muß es sein. Kenne Kameraden, welche sich die Finger dabei so verbrannt haben, daß die Wunde bis zum Grabe nicht heilen wollte."

„Siehst du? — Aufgeschaut! heißt's bei diesem Geschäfte, oder continuirlicher Verlust. Ja, du mein Gott! Mädchen gäbe es nach Tausenden. Die reiche Kaufmannsfrau spielen, den Hut mit Federn schmücken, in Sammt und Seide rauschen, Bälle geben, Lustpar-

tien arrangiren, Spazierfahrten machen, das wäre bald gelernt."

„Gott soll uns behüten!" seufzte Daniel.

„Wird's Licht in deinem Kopfe? Wir brauchen eine Wirthschafterin, mit einem Worte: eine Hausfrau. Sie soll nicht selbst Hand anlegen, aber Alles im Hause soll sie dirigiren, und was der Hauptpunkt ist, zu dirigiren verstehen."

„Und „f-r-i-sch" muß sie sein," ergänzte Daniel mit schlauer Miene.

„Wie verstehst du das?"

„Ja, sehen Sie, Herr Eduard, dieses kleine Wörtchen ist ein Etui, worin alle möglichen guten Qualitäten stecken, und wenn ein Mädchen diese vorlegen kann, so ist's superfeine Waare. Sie muß „frisch" sein. Jeder Buchstabe hat da seine Bedeutung."

„Ei, so erkläre dich deutlicher! Was nützt uns dieses Herumphantasiren?"

„Frisch, das heißt: **f**romm, **r**eich, **j**ung, **sch**ön," erklärte Daniel und gab bei jedem Worte mit der Hand den Tact dazu.

„Nun, den Buchstaben „R" will ich ihr schenken", meinte Eduard lachend, „wenn nur die andern gehörig vertreten sind."

„Warum nicht gar?" rief der Aufläder voll heiligen Eifers. „Im Handel wird nichts verschenkt. Unser Geschäft steht zwar flott, aber so ein paar Mal zwanzigtausend Thälerchen sind auch nicht von Blei,

und könnten nirgends besser und rentabler angelegt werden, als gerade bei uns."

„Ich verzichte d'rauf," wiederholte Eduard entschieden; „wer zu viel verlangt, bekommt zuletzt nichts."

„Auch richtig," bestätigte Daniel und fuhr fort: „Die Hauptschwierigkeit fiele also weg; nun gut! das Andere wird sich bald heben."

„Nein, Daniel; die Situation bleibt sich gleich. Bedenke, daß wir ein durch und durch braves Mädchen finden müssen, ein Mädchen, das uns achtet, uns zu schätzen weiß und uns lieb hat; ein Mädchen, das sich in uns hineinlebt zu Einem Herzen und zu Einem Willen; ein Mädchen, das in die Fußstapfen der guten Mutter selig tritt und uns die Anna ersetzt."

„Wo aber soll ich ein solches Kleinod finden?" fragte der treue Diener und schüttelte bedächtig sein schweres Haupt. „Was halten Sie denn von der schönen Bäckerstochter in der Kreuzgasse?" fuhr er nach einer Pause lächelnd fort. „Gleicht sie Fräulein Anna?"

„Eine herrliche, stolze Gestalt, ein feuriges Auge, man könnte sich darein verlieben, aber . . ."

„Aber?" fragte Daniel neugierig.

„Ein Ding fehlt, das sich schwer schildern läßt. Ich meine das Zarte, Gemüthvolle, Bescheidene, ächt Weibliche, oder wie man es immer bezeichnen mag, das den Frauen und Jungfrauen so gut steht. Manchmal kommt mir das hübsche Mädchen vor wie eine pracht-

volle Puppe, außen Flitter und Gold, innen — Werg und Holz."

„Wenn's das ist, Herr Eduard," mahnte Daniel, „dann Vorsicht, Vorsicht — keine Uebereilung! Ich bitte Sie."

„Und dann," fuhr Eduard fort, „so oft ich dort bin, schwadronirt und renommirt der Vater von seinem lucrativen Geschäft und seinem Gelde, die Mutter lobt den Fleiß, die Güte und Schönheit ihrer Tochter in's Aschgraue, während diese wie besessen dabei im Zimmer herumarbeitet mit einem Geräusch und einer Hast, daß sie sich kaum Zeit nimmt, ein paar Worte mit mir auszutauschen. Ist das immer so?"

„Will mich auf Kundschaft legen," versprach der Aufläder, . . . „werde bald Avis geben."

„Du kannst das durch deine Leute und Bekannten am besten und sichersten erfahren."

„Ja, ja, werde mich auf Kundschaft legen, muß mich auf Kundschaft legen, denn Sie, Herr Eduard — verzeihen Sie mir! — Sie sind ein schlechter Beobachter; Sie betreiben das Geschäft en gros, Sie sollten's aber auch en détail betreiben; Sie sollten weniger das Ganze in's Auge fassen, als das Einzelne, die sogenannten Kleinigkeiten, die unscheinbarsten Vorfälle. Eine Bewegung, ein Lächeln, ein Blick, ein Wort, welches den Lippen entgleitet, wirft oft das hellste Licht auf das Herz eines Menschen."

„Ei, ei, du plauderst und raisonnirst ja wie ein

ächter Menschenkenner," sprach der Kaufmann verwundert. „Wo hast du denn das her, alter Schlaukopf?"

„Praxis, pure Praxis — und hab' mich noch selten getäuscht. Mund zu, Augen und Ohren auf! Folgen Sie mir — machen Sie's auch so! Sie werden gut fahren."

Der junge Kaufmann nahm sich die weise Lebensregel zu Herzen und achtete von nun an fleißig darauf. Allein Wochen vergingen, und er fand keine der gerühmten „Kleinigkeiten" zu beobachten, die ein so helles Licht werfen sollten. Die herrliche, hohe Gestalt des Bäckermädchens blendete ihn von Tag zu Tag mehr. Er vergaß zuletzt selbst des gewissen Etwas, das er im Anfange so schmerzlich vermißt hatte, und suchte sich selbst einzureden, nicht alle Temperamente könnten nach Einer Form gemodelt sein. Inzwischen hatte man sich bereits zu dem vertraulichen „Du" verstiegen, das so häufig mißbraucht wird, und Frau Knack sorgte redlich dafür, daß die jungen Leutchen möglichst oft einander sahen und sprachen. Auch ihr Begegnen auf der Straße wußte sie meisterlich zu dirigiren, damit sie gesehen wurden, und bald dachte, sagte und wußte die ganze Stadt nicht anders, als sie habe ein wohl organisirtes und approbirtes Brautverhältniß vor sich.

So standen die Sachen, als Eduard eines schönen Mittags ausging, um frische Luft zu schöpfen und einen kleinen Wechsel einzukassiren. Frau Knack, die eine förmliche Postenkette von Aufpassern um das

Kaufhaus aufgestellt hatte, erhielt alsbald von einer ihrer Getreuen Nachricht. Die Fräulein Tochter wurde sofort beauftragt, in der und der Straße Wolle, Seide, Bänder und Schlingen zu kaufen, weil man jetzt doch ernstlich an die Ausstattung denken müßte. Und wirklich — was doch der Zufall nicht thut! — stieß Babette auf Eduard und Eduard auf Babette. Beide trippelten voll Vergnügen das Trottoir mit einander auf und ab, scherzend, lachend und da und dort die hübschen Auslagen bewundernd.

„Sieh' 'mal diesen schönen Schmuck!" rief plötzlich Eduard, den Spaziergang unterbrechend, und zog das Mädchen an die Schaufenster eines Goldarbeiters. „So niedlich, einfach und geschmackvoll habe ich noch nichts der Art gesehen. Sieh' nur 'mal her!"

„Wunderschön!" sagte Babette und betrachtete den Schmuck mit strahlendem Blicke. „Hm, hm! — dürfte nicht übel stehen."

„Das können wir sogleich probiren. Ich habe gerade eine kleine Summe eingenommen, die längst verloren gegeben war. Eine bessere Verwendung kann sie nicht finden. Komm', wir kaufen den Schmuck, und sollte es — setzte er leise bei — dein Brautschmuck werden."

Fröhlich hüpften beide in den Laden. Der Eigenthümer holte mit Vergnügen den verlangten Gegenstand von seinem Posten herein, während die Augen des Mädchens hastig und gierig den Inhalt der ganzen Juwelenkammer verschlangen. Der Goldarbeiter mochte

so ein Menschenkenner von der Sorte des alten Daniels sein; er öffnete unaufgefordert einen Glasschrank und stellte einen zweiten Schmuck auf die Tafel mit den dürren Worten: „Auch nicht übel!"

„Ah, wie schön, welche Pracht!" platzte Babette heraus und schlug vor Verwunderung die Hände zusammen. „Neben dem darf sich dieses kleine Ding da gar nicht sehen lassen. . . . Ein Prachtstück, ja, ein Prachtstück!"

„Ein glänzender, schreiender Prahlhans," meinte Eduard belehrend; „was Schönheit und Geschmack anbelangt, reicht er dem andern das Wasser nicht."

„Warum nicht gar?" rief Babette heftig. „Nein, ich wiederhole es — der Pfifferling verschwindet ganz neben diesem Meisterwerke. Betrachte nur die vielen Verzierungen, die kostbaren Steine, die herrlichen Rosetten!"

„Alles viel zu viel, überladenes Zeug," erwiederte der junge Kaufmann wegwerfend. „Glaube mir, dieser Schmuck ist total geschmacklos, ich will nicht sagen, plump. Nicht wahr, Herr?" wandte er sich an den Goldarbeiter.

Der Angeredete zuckte die Achseln und versetzte lächelnd: „Das sind Geschmackssachen. Das Einfache steht auch nicht Jedermann. Es kommt auf das Aussehen, die Größe, die Haltung, den Wuchs, die Bildung, die Gelegenheit, die Stunde, die Gesellschaft und auf tausend andere Dinge an."

Das Bäckermädchen hörte nichts von dem Allem und flüsterte dem Geliebten zu: „Nimm den großen,

Eduard, nimm den großen, um so mehr, als es mein Brautschmuck werden soll! Er muß mir prachtvoll stehen. So ein kleines Ding kauft heut zu Tage Jeder. Der elende Pfifferling würde mich und dich nur verschimpfiren."

„Wie stellen Sie die Preise?" fragte Eduard den Goldarbeiter.

„Den kleinen kann ich Ihnen zu 150 Gulden ablassen, den großen dagegen nicht unter 400 Gulden. Abgesehen von der Arbeit und den Steinen, ist er wenigstens zweimal so schwer an Gold."

Babette winkte ihrem Begleiter mit den Augen, zupfte ihn heimlich am Rocke und stieß ihn mit dem Fuße. Dieser aber bedachte, daß er nur 200 Gulden in seiner Brieftasche hatte, und wollte für den Augenblick die Sache abbrechen, ohne sich eine Blöße zu geben. „Nun, es ist ja noch nicht aller Tage Abend," sagte er zu dem Goldarbeiter. „Wir wollen uns die Sache überlegen und besprechen. Ich werde dann morgen oder übermorgen Antwort sagen lassen. Entschuldigen Sie!" —

Freundlich grüßend verließ er mit diesen Worten den Laden; seine Begleiterin, die den schimmernden Goldklumpen schon in ihrem Besitze geglaubt hatte, folgte widerstrebend mit langem, mißmuthigem Gesichte, das ein tüchtiges Schmollen zur Schau trug.

„Nein, das funkelnde, schreiende Stück könnte ich wirklich nicht an dir sehen," suchte sie Eduard zu be-

lehren und zu besänftigen; „dagegen das einfache, kleinere ist wirklich wunderhübsch, — das will ich dir kaufen.“

„Wenn ich den großen Schmuck nicht werth bin,“ versetzte das Fräulein scharf und spitzig, „den kleinen kannst du der nächsten besten Bettlerin kaufen, ich will ihn nicht.“

Schweigend gingen beide weiter, kalt und frostig verabschiedete man sich vor der Thüre des Bäckerhauses, während Frau Knack überselig aus dem Fenster schaute und es an freundlichen Complimenten nicht fehlen ließ.

„Der nächsten besten Bettlerin kaufen? — ich will ihn nicht?“ wiederholt Eduard wohl zwanzigmal, während er heimkehrt, und schlägt das Ding bedeutend zu Faden. Vor lauter Gedanken bemerkt er bei seinem Eintritte gar nicht, daß im Vorplatze drei große Reisekoffer stehen und der alte Daniel im Hofe auf- und abtrippelt, manchmal stehen bleibt, das gewaltige Haupt schüttelt, mit den Händen in der Luft ficht und laut mit sich selbst plaudert.

Ohne Aufenthalt eilt Eduard auf sein Zimmer und nimmt einen Briefbogen mit den Worten: „Ja, ja, alter Daniel, — du hast Recht! Das ist so eine „Kleinigkeit“, die helles Licht wirft.“ Dann schreibt er folgende Zeilen:

„Verehrtestes Fräulein!

Nachdem Sie den von mir erwählten Schmuck ablehnen, ich aber nicht Willens bin, einen andern zu kaufen und ebenso wenig eine Braut ohne Schmuck haben möchte, so bitte ich Sie ganz ergebenst, Alles,

was seit einigen Wochen über diesen Punkt zwischen uns und Ihren verehrten Eltern besprochen wurde, für abgemacht und beendigt ansehen zu wollen und zeichne ꝛc. ꝛc."

Der Auslaufer mußte das Brieflein sofort bestellen und konnte darauf schwören, ein tüchtiges Trinkgeld davonzutragen, so sehr auch später die Empfängerin enttäuscht sein mochte. —

II.

Aechte Wolle.

„Zu dumm war mir die Eine,
Und gar zu klug die Kleine,
Die Eine war nicht reich,
Die Andre mir zu bleich."

Volkslied.

„Herrjemine! — herrjemine!" rief Fräulein Theophyl ganz außer sich, indem sie nach wenigen Tagen fast unanständig in's Ladenstübchen der Frau Knack stürmte, die Hände zusammenschlug, die bereits versammelten Damen mit sprühenden Augen musterte und dabei ihr Haupt so gewaltig hin- und herwarf, daß die Spitzen und Bänder der Haube wie Blätter unter dem Drucke des Windes rauschten und rasselten. „O jemine! — o jemine! — Was muß ich hören?"

„Jedenfalls," versetzte die Frau Canzlistin Weber,

„kommen Sie mit Ihrer Neuigkeit, wiewohl sie zu Ihrem Capitel gehört, diesmal zu spät, viel zu spät. Die halbe Stadt spricht schon davon und die Spatzen pfeifen es als öffentliches Geheimniß von den Dächern."

„Ja, wer läßt sich denn das träumen?" fragte Fräulein Theophyl entrüstet. „Wer denn auf Gottes Erdboden? Mit einem Schlage eine fremde Person im Hause oder gar zwei, und die ganze Geschichte mit unserer Babette aus, rein wie abgeschnitten!"

„Nun, den letzten Punkt habe ich besorgt — ich selbst," behauptete die Meisterin hochfahrend und scheinbar ohne alle Beachtung des hämischen Lächelns, das die Frau Canzlistin zum Beweise für das Gegentheil recht absichtlich zur Schau trug. „Wo es sich um die Ehre und den guten Namen meiner Tochter handelt, kenne ich keine Rücksichten. Entweder biegen oder brechen."

„Sie hätten es also noch rechtzeitig erfahren?" fragte Fräulein Theophyl spitzig.

„Zeitig genug, um meinem Kinde eine Schande ersparen zu können. Ein paar Zeilen, und die ganze Geschichte war bereinigt."

Die Canzlistin lachte noch spöttischer und räusperte vernehmlich, während die Stadträthin meinte: „Ich hab' es neulich und immer behauptet, diese Reichold's sind sonderbare Leute. Die gar so scheinheiligen und abgeschlossenen Gesichter kann ich nun einmal nicht leiden. Stille Wasser gründen tief und bergen tiefe Löcher. Eine alte Geschichte."

„Nun, in dem Falle paßt der neue Zuwachs vortrefflich zum Stamm," versicherte die Canzlistin. „Ich sah gestern die ganze Gesellschaft in aller Unschuld lustwandeln und konnte nicht genug staunen, wie sittsam und züchtiglich das Mädchen die Augen niederschlug, als kostete es ihm ordentlich Mühe, während die Mutter stolz nebenher marschirte und nach allen Seiten wachsame Blicke aussandte."

„Wo kommen sie denn nur eigentlich her?" fragte Fräulein Theophyl. „Sie können doch nicht mir nichts dir nichts mit Sack und Pack in's Haus eingefallen sein?"

„Warum denn nicht? Ungeladen und ungerufen," behauptete die Stadträthin. „Das genirt solche Leute wenig."

„Was für Leute?" fragte das Fräulein wieder.

„Was für Leute? — Armselige Hinterbliebene irgend eines Schuldenmachers, Bankerottirers oder herabgekommenen Beamten. Sie sollen weitläufige Verwandte der Reicholdischen sein und haben zufällig die verlassene Lage des jungen Erben vernommen. Da sind Mutter und Tochter in rührender Liebe und Freundschaft herbeigeeilt, um ihm die Last seines Geschäftes und Hauswesens zu erleichtern."

„O, diese Liebe und Freundschaft kennt man schon!" rief die Bäckerin. „Zu Hause nichts zu nagen und nichts zu beißen, deshalb wird ausgezogen, um einen fetten Fisch zu fangen. Nun, dieser einfältige Laffe ist ihnen zu gönnen."

„Ei freilich," stimmte die Stadträthin würdevoll bei. „Wer mag sie um dieses lange Bleichgesicht beneiden? Das bischen Geld macht nicht immer glücklich. Es gibt fette Fische genug, die herzlich schlecht schmecken oder vor lauter Thran ungenießbar sind."

„Nicht zu hitzig!" wehrte die Frau Canzlistin, und trug wieder ihr hämisches Lächeln zur Schau. „Unsere Freundin hätte jedenfalls nicht so schnell abbrechen sollen. Das ist meine unmaßgebliche Meinung."

„Warum nicht gar?" rief die Bäckerin, welche den Hohn recht gut verstand. „Soll ich mich und mein Kind beschimpfen lassen? Wenn er dem Gesindel die Thüre vor der Nase zuschlägt, dann — ja dann ist's 'was Anderes. So aber nicht — so nicht!"

„Hätte nur ich zu befehlen!" schrie Fräulein Theophyl und stampfte heftig mit dem Fuße. „Heute noch würden mir diese verdächtigen Weibsbilder wegen Hausfriedensbruches und öffentlicher Ruhestörung von Polizei wegen aus der Stadt gewiesen. So gehört's ihnen."

„Laßt sie!" mahnte die Bäckerin hochherzig. „Die armen Dingelchen können sich vielleicht seit Jahren wieder einmal ordentlich satt essen und diesem flatterhaften Gelbschnabel ist es zu gönnen, wenn er tüchtig in die Pfanne gehauen wird."

„Durchaus nicht," widersprach die Canzlistin abermals und zwar allen Ernstes. „Das ist eine ganz verkehrte Ansicht. Reichold ist ein junger, unerfahrner

Mensch. Dem müssen wir zeitig die Augen öffnen und ihn auf die rechte Bahn zurückführen. Nur so kann sich Alles wieder fügen."

„Freilich," stimmte Fräulein Theophyl voll Hoffnung bei. „Wir müssen auskundschaften, was die Leutchen früher getrieben oder nicht getrieben haben, und daraus müssen wir alsdann einen Scheiterhaufen für ihren guten Namen aufrichten, dessen Rauch und Feuer sie bald genug zum Hause und zur Stadt hinaustreiben soll."

„Laßt nur mich machen!" tröstete Frau Weber mit überlegener Miene und betrachtete lauernden Blickes die Meisterin. „Ich weiß meine Fäden schon zu spinnen; sie müssen diesmal fein gesponnen werden, unsere Gegnerinnen scheinen mir auch nicht von heute zu sein. Laßt nur mich machen!"

Die Bäckerin ging in die Falle und schöpfte neue Hoffnung. „Wenn's nur gelänge!" seufzte sie. „Das arme Mädchen kränkt sich fast zu Tode."

„Also an's Werk!" commandirte die Canzlistin. „In acht Tagen müssen wir Alles wissen von A bis Z, und dann — laßt mich sorgen!" —

Die Frauen standen selbst schon in lichten Flammen, als sie sich trennten. Die verlassene Braut aber, welche ihre Unterhaltung im Nebenzimmer mitangehört hatte, zerknitterte das Absagebrieflein zwischen den Fingern, warf es auf den Boden und trat es mit furchtbarem Ingrimm unter die Füße, bis ihr die

lichten Thränen aus den Augen brachen. Wie gern, wie gern wäre sie jetzt mit dem kleinen Schmucke zufrieden gewesen! Ach! — es war — zu spät. —

In dem Reichold'schen Hauswesen herrschte seit der Ankunft der fremden Damen, die sich als theilnehmende Verwandte, als Mutter und Tochter, präsentirt und sogleich auf unbestimmte Zeit einquartiert hatten, eine Thätigkeit oder vielmehr Aufregung, wie man sie seit Jahren dort nicht gesehen. Alles schien sich dazu verschworen zu haben, den stillen, geordneten Haushalt, wie ihn die sorgsame Mutter selig und nach ihr die gleich sorgfältige Schwester seit vielen Jahren geführt hatten, in die möglich größte und lärmendste Verwirrung zu stürzen. Vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht patschten Thüren auf und zu, auf allen Treppen und Gängen vernahm man eilfertige Tritte, unaufhörlich erschallten Commandoworte, Eilboten liefen ab und zu, Aufträge flogen hin und her; wo man stand und ging, sah man geschäftige Weiberhände fegen, putzen, kehren, waschen, aufhängen, bleichen, mangen, bügeln, nähen, flicken, stricken und sticken, daß Einem angst und bange wurde. Näherinnen und Büglerinnen hatten sich als ständige Gehülfinnen eingenistet und selbst zwei besondere Zugeherinnen, die man ganz im Stillen acquirirte, wußten sich bleibende Stellen zu sichern. Schneider und Schuster rannten so geschäftig ab und zu, als habe im ganzen Hause Niemand mehr ein gutes Kleid auf dem Leibe, Niemand mehr

einen Schuh am Fuße. Außerdem machten sich noch Glaser, Schlosser, Tüncher, Töpfer, Maurer, Drechsler, Schreiner und Tapezierer und so fort, geltend; sie feilten, klopften, hämmerten, hobelten, polterten, reparirten und verschönerten d'rauf los, als müßten sie mit ihrer Arbeit den Himmel verdienen. Die Hauptrolle natürlich spielten die fremden Damen. Gewöhnlich machte die Tochter die Dirigentin, ruhig und ernst, während die Mutter gravitätisch assistirte, wiewohl sie auch bisweilen die Rollen vertauschten. Ja, die klugen Zugvögel hatten es mit aller Ruhe in wenigen Tagen bei dem jungen Hausherrn so weit gebracht, daß die seitherige Haushälterin, welche von seiner Schwester Anna selbst aufgestellt worden war, trotz allen Widerstrebens die sämmtlichen Schlüssel in ihre Hände liefern mußte.

In Wirklichkeit hatte das schlanke Mädchen mit dem bleichen Gesichte, den niedergeschlagenen Augen, den schwarzen Flechten und dem scheuen, zurückgezogenen Wesen einen unverkennbaren Eindruck auf Herrn Eduard gemacht. Er war von jeher ein Freund ernster, sinniger Leute gewesen, und dazu dieser stille, rastlose Fleiß! Von Tag zu Tag fühlte sich der junge Mann mehr angezogen und gewann bald die Ueberzeugung, daß diese Jungfrau trotz aller Armuth fähig sei, einen Mann glücklich zu machen. Wohl glaubte er manchmal einen stechenden Blick, ein falsches Lächeln, ein plötzliches Zucken um die Mundwinkel zu bemerken, allein er

dachte diesen Kleinigkeiten nicht weiter nach. Sein Urtheil war bereits bestochen. Er konnte kaum den Nachmittag erwarten, wo die Damen sich mit Gewalt von der Arbeit losrissen, um seiner Einladung zu einem Spaziergange zu folgen. Und Eduard, der pünktliche Kaufmann, mußte nicht selten 15 und 30 Minuten unter dem Portale warten, bis die Frauen herabkamen. Er konnte nicht zürnen, denn sie wußten sich immer trefflich zu entschuldigen, daß diese Arbeit noch zu beendigen, jene Anordnung noch zu treffen gewesen sei, und man doch die Leute, da sie einmal bezahlt würden, auch ordentlich beschäftigen müsse.

Zu derselben Stunde, in welcher die Klatschschwestern ihre Verabredung getroffen, stand Eduard wieder unter dem Portale, während die beiden Damen sich langsam und gemächlich auf ihrem Zimmer ankleideten und leise mit einander unterhielten. „Er wartet, Mutter, er wartet schon!“ meldete die Tochter und sprang vom Vorhang weg, hinter dem sie hinabgelauscht hatte.

„Laß ihn, Beatrix! — Laß ihn!“ mahnte diese. „Er glaubt uns noch am Geschäfte. Diese geborenen, eingefleischten Geldmenschen kennen keine höhere Idee als Arbeit und Verdienst. Nun, wir haben diesem hoffnungsvollen Erben einen Respekt vor unserer Thätigkeit eingeflößt, wie ich mir nie hätte träumen lassen.“

„Um nichts und wieder nichts,“ bemerkte das Mädchen lachend.“ Es ist wirklich keine geringe Kunst, in einem so geordneten und so nobeln Haus-

halte einen solchen Rumor und Durcheinander aufzuschlagen."

„Nichts ohne Ursache," behauptete die Mutter. „Wir müssen die Ordnung in Unordnung, die Unordnung in Ordnung und diese wieder in's Gegentheil verkehren, wir müssen ihn mit Taglöhnern, Nähmädchen, Ausgängerinnen und Handwerkern förmlich überfluthen, daß er nicht mehr weiß, wo ihm der Kopf steht, kurz, wir müssen uns unentbehrlich machen."

„Das ist uns für den Augenblick vollkommen gelungen," stimmte Beatrix bei, „aber mein ganzes Leben lang möchte ich dieses Wühlen und Hetzen nicht mitmachen. Nicht um alle Welt!"

„Sei doch nicht so einfältig!" schalt die Mutter. „Wenn du heute die Frau im Hause wirst, so hältst du dir morgen deine eigene Dienerschaft, nur für deine Person, und setzest keine Hand und keinen Fuß mehr in Bewegung, wenn es dir nicht beliebt."

„Mutter, Mutter! Ich fürchte immer, diese Kaufmannsseele läßt uns schanzen und arbeiten und sieht sich zum Schlusse nach einer andern Partie um, die Geld einbringt. Ich fürchte immer."

„Das wäre nicht übel," rief die würdige Frau empört, „in den vier Pfählen sitzen und sich wieder hinauswerfen lassen? Ich stehe auf der Wacht. Im Nothfall vertheidige ich den Eingang mit meinen Zähnen. Was sollte denn aus uns werden? Hier ist unsere einzige und letzte Zuflucht."

Die Tochter nickte bejahend und fragte zugleich naiv: „Das helle Zitzkleidchen, Mama?"

„Freilich! Je reicher die Leute, desto einfacher die Kleidung. Laß nur die andern Fetzen im Koffer und sperre ab, damit sie Niemand sieht. Du mußt deine Rolle consequent durchführen: schlicht, fleißig, sparsam, zurückgezogen."

„Ach, es hält hart genug," seufzte das Mädchen, „den ganzen Tag zu arbeiten und wie eine kranke Henne im Hause herumzutrippeln! Ich muß mein Glück sauer verdienen."

„Nur Geduld!" mahnte die sorgsame Mutter. „Kommt er nicht bald von selbst, so nehme ich den jungen Erben in die Zwickscheere, mache ihm die Sache mundgerecht und plausibel, und du wirst sehen, wie er in die Angel beißt. Weicht er aus, so drohen wir mit dem Abzuge."

„Wäre es doch schon geschehen!" jammerte Beatrix. „Erfährt er nur ein Wörtchen von vergangenen Tagen und Dingen, so ist Alles vorbei. Mutter, Mutter! — es ist keine Minute zu verlieren."

„Sei unbesorgt! Von unserer Heimath wird das Unglück Niemand herführen. Zudem gehen wir selten genug aus. Und kommt ihm etwas zu Ohren, so spielst du die Unschuldige, die Verfolgte! So, jetzt komme!" —

Die Mutter nahm eine würdevolle Haltung an, die Tochter setzte ihr demüthiges Gesichtchen auf, und

beide eilten die breiten Stufen hinab. „Ach Gott!“ rief die erstere mit dem Tone des tiefsten Bedauerns, „der Herr Vetter wartet schon.“

„Entschuldigen Sie nur gütigst!“ bat Beatrix mit den süßesten Lauten, die ihr zu Gebot standen. „Ich hatte gerade zwei glühende Bügelstähle im Feuer liegen. Verwende ich sie nicht, so muß noch einmal geschürt werden und das Geld für dieses Holz ist hinausgeworfen.“

Nun war die Reihe an Eduard, der bereits mit der Mutter auf der Straße stand, die Damen zu beruhigen. Beatrix ordnete noch etwas an ihrem Anzuge und schritt zuletzt durch das Thor. Da stellt sich ihr ein Bettelknabe in den Weg, dem der Hunger aus den hohlen Augen schaut. Flehend hebt der Kleine seine Händchen auf und bittet um ein Stückchen Brod. Er ist freilich recht zerrissen und recht schmutzig, weil sich wohl Niemand um ihn kümmern mag, und hat noch das schwere Unglück, mit seiner Hand dem Kleide der Dame zu nahe zu kommen. Patsch! schlägt sie ihm mit dem Sonnenschirm auf die Finger, daß der arme Junge erschreckt zurückfährt. Lachend hüpft Beatrix davon, während das Kind bitterlich weinend an den Häusern hinschleicht.

Niemand hat diese Heldenthat gesehen, als Gott und der alte Daniel, welcher seit der Ankunft der Fremden doppelt wachsam auf seinem Posten steht. Er holte den Knaben herein, regalirte ihn mit Brod und

Fleisch und hieß ihn jeden Tag wiederkommen, so oft der Hunger anrücken würde. Bei diesem Auftrage überkam den treuen Diener eine trübe Ahnung, daß er vielleicht selbst nicht lange mehr in diesen Räumen wandeln dürfte. Er beschloß wo möglich noch vorzubeugen, und seinen Principal ungesäumt von der herzlosen Handlung des fremden Bäschens in Kenntniß zu setzen. Beschließen und Ausführen ist aber zweierlei, und der kluge Daniel bemerkte recht wohl, daß ihm sein Herr den ganzen Abend hindurch absichtlich auswich, als wüßte er schon, was ihm dieser vorzubringen habe. Endlich gelang es dem treuen Diener, Herrn Eduard für einen Augenblick im Hofe zu stellen und sein bedrängtes Herz gegen ihn auszuschütten.

„Ah, mein lieber Daniel, das nimmst du viel zu streng," belehrte ihn Eduard. „Einem jungen Mädchen darf man eher jede Unbill zufügen, als sein bischen Putz in Unordnung bringen. Uebrigens habe ich selbst schon mehrmals gesehen, daß Fräulein Beatrix sehr mildthätig ist, reichlich und gern gibt. Laß diese Grillen!"

„Schein das, Schein!" — entgegnete der Aufläder. „Lug und Trug!"

„Wie magst du so lieblos urtheilen?" versetzte der Principal streng. „Fräulein Beatrix ist ein durchaus braves Mädchen, und fleißig wie keines in der Stadt."

„Wieder Lug und Trug!" behauptete Daniel noch bestimmter und fuhr heftig fort: „Glauben Sie denn, Herr Eduard, daß dieser Fleiß seine Richtigkeit habe?

Glauben Sie, daß unser schönes Haus so heruntergekommen ist, daß wir alle diese Handwerksleute bedürfen? Glauben Sie, daß Ihre Frau Mutter selig und Fräulein Anna für Ihren Haushalt das Nachbessern und Schulmeistern dieser fremden Leute nöthig haben? Glauben Sie das?"

„Nein!" entgegnete Eduard, „aber jeder Mensch hat seine eignen Ideen. Mutter und Schwester handelten nach ihrem Ermessen, diese beiden Damen wirthschaften nach dem ihrigen. Andere wieder anders. Am Ende aber haben Alle recht; die gute Meinung und das fleißige Arbeiten ist die Hauptsache."

„Wohl, wohl!" rief der alte Daniel, der jetzt einsah, daß seine Warnung zu spät kam, schmerzlich bewegt. „Sie sind in die Falle gegangen, aber — versprechen Sie mir aus alter Freundschaft wenigstens Eines!"

„Und was denn?"

„Beachten Sie, ich bitte inständig, wenigstens drei Tage lang die bewußten „Kleinigkeiten"; sie sind schon einmal Ihre Rettung gewesen. Nur drei Tage und dann — in Gottes Namen!"

„Topp, es gilt!" schlug der junge Principal ein und ging lachend davon.

Am andern Tage herrschte in dem altehrwürdigen Kaufhause vor lauter Thätigkeit eine Aufregung, als sollte die ganze deutsche Reichsarmee sammt der versteigerten Reichsflotte dort Standquartier nehmen und

für einige Monate verproviantirt werden. Selbst der Nachmittag brachte keine Ruhe. Im Gegentheile ließen sich die Damen sofort nach Tisch beim „Herrn Vetter" ganz ergebenst entschuldigen, daß sie heute wegen dringender, unaufschiebbarer Arbeiten an dem gewöhnlichen Spaziergange nicht theilnehmen könnten. Dem Vetter kam das sehr erwünscht. Er ließ sein gehorsamstes Compliment vermelden und sagen, er habe gleichfalls ein specielles Geschäft vor, indem er ein Präsent kaufen müßte, das keine Minute mehr verzögert werden dürfte. Bei dieser Nachricht warfen sich die Damen bedeutsame Blicke zu und gingen dem Scheine nach voll Eifer an die Arbeit. Eduard machte also seinen Ausgang allein und kehrte erst nach zwei Stunden wieder. Ein Auslaufer trug ihm ein verschnürtes Packet nach. Unter dem Thore nahm er es ihm ab und eilte nach dem Zimmer der Damen. Fräulein Beatrix war allein. Sie flog, als er anklopfte, nach den Vorhängen und drehte sie prüfend hin und her, als untersuchte sie, ob nichts daran auszubessern wäre. Die Mama war im Waschhause beschäftigt, wo sie einen großartigen Reinigungsprozeß dirigirte.

„Ich schätze mich glücklich, Sie allein zu treffen, Fräulein Beatrix!" rief der junge Mann beim Eintritte. „Ich möchte Sie in einer Angelegenheit um Rath fragen, in der Ihr persönliches Urtheil den Ausschlag geben soll, und in der junge Damen zunächst sachverständig sind."

„Ich stehe gern zu Diensten, Herr Vetter", lispelte Beatrix holdselig, „wenn anders meine geringen Kenntnisse ausreichen."

„Daran zweifle ich nicht im Geringsten," versicherte der Kaufmann artig. „Es ist reine Damensache, ganz außer meinem Bereiche. Ich will nämlich ein Geschenk für eine Dame kaufen, und habe mir dazu einen hübschen, eleganten Shawl in den Kopf gesetzt. Die schöne Mittelgattung jedoch, wie ich mir solche träumte, konnte ich in keinem Laden auftreiben. Nun hat mir ein Kaufmann zwei Stücke mitgegeben, welche mir unter allen am besten gefielen. Ich traute mir nicht, den Kauf abzuschließen, ohne Sie vorher um Ihr Urtheil gebeten zu haben."

„Unsere Ansicht und unser Geschmack werden hoffentlich zusammentreffen," meinte Beatrix und sandte einen liebevollen Blick nach dem reichen Erben. „Lassen Sie gefälligst einmal sehen!"

Eduard breitete einen der beiden Shawls auf dem Tische auseinander. Beatrix prüfte ihn vorsichtig mit den Fingern. „Nicht übel," entschied sie, „aber nur halbwollen, Herr Vetter, nur halbwollen." —

„Ist das gefehlt?" —

„Je nach Umständen! — Es kommt hiebei Alles auf die Trägerin und den Zweck an. Eine Person von Stand wird ihn bei Visiten und feierlichen Gelegenheiten nicht tragen können, während er im gewöhnlichen Verkehr und zu Geschäftsgängen ganz zweckdienlich ist."

„So war meine Idee nicht. Er muß zu Allem taugen.“

„Und dann,“ fuhr Beatrix fort, „ist das Muster für einen Shawl zu einfach, nur klein karrirt.“

„Ja,“ rief Eduard lachend, „gerade wegen dieser einfachen und geschmackvollen Zeichnung habe ich ihn gewählt. Mir gefällt sie außerordentlich.“

„In der Nähe wohl,“ lenkte Beatrix vorsichtig ein, „in der Ferne aber verschwimmt und verschwindet sie. Uebrigens ist das kein Fehler, wenn nur diese Halbwollentücher bezüglich der Dauerhaftigkeit des Stoffes und der Farben nicht gar so bald nachließen.“

„Das ist weit gefehlt,“ versicherte Eduard, „und durchaus nicht mein Wille.“

„Natürlich,“ pflichtete die Jungfrau mit süßem Lächeln bei. „Ahmen Sie meine Gewohnheit nach, Herr Vetter! Wenn ich einen solchen Gegenstand brauche, spare ich mir vor Allem nach und nach das nöthige Geld. Eher wird nicht gekauft. Alsdann aber muß es gut, kräftig, farbhaltend und währhaft für Jahre ausfallen. Hierin liegt eine wesentliche Ersparung.“

„Ganz, wie meine Mutter selig,“ rief Eduard, sichtlich erfreut. „Und wie hoch schätzen Sie diesen Shawl?“

„Höchstens dreißig Gulden, im äußersten Falle.“

„Fünf Gulden mehr. Der Kaufmann gibt ihn nicht billiger.“

„Um diese fünf Gulden ist er unbedingt zu theuer," behauptete Beatrix und prüfte nochmals das Tuch.

„Also abgemacht!" entschied Eduard kurz entschlossen und packte zusammen, während ein triumphirendes Lächeln die Züge des Mädchens überflog. „Jetzt kommt der zweite."

„O wie schön, wie schön!" rief Beatrix und hob vor Staunen und Bewunderung beide Hände empor, während Reichold den Shawl auseinanderfaltete. „Ein ganz anderer Stoff!" behauptete sie, vorsichtig mit den Fingerspitzen prüfend. „Ja, Herr Vetter, das ist Wolle, pure, ächte Wolle! Und diese Blumen, diese Farbenfrische, dieses unvergleichliche Dessin!"

Lächelnd betrachtete der Kaufmann die begeisterte Sprecherin, deren Blicke das hübsche Kleidungsstück zu verschlingen schienen. Er hielt absichtlich das farbenreiche Tuch scharf gegen das Licht, indem er bemerkte: „Ja, mein verehrtes Fräulein, wenn Sie erst die Vorzüge und Geheimnisse kennen würden, welche dieser Shawl birgt?"

„Wie so, Herr Vetter?"

„Erlauben Sie mir, auf wenige Augenblicke Ihren Garderobier zu machen!" Mit diesen Worten brachte er den Shawl in die gehörige Form und legte ihn um die Schultern des Mädchens. Dieses hüpfte seelenvergnügt vor den Spiegel, bog sich graziös vor demselben hin und her, und konnte sich an dem eigenen Anblicke nicht genug ergötzen. „Dieses herrliche Roth! O, es steht mir vortrefflich! Nicht wahr, Herr Vetter?"

„Ich möchte fast glauben, daß Blau sich zärter und besser ausnehmen dürfte,“ antwortete dieser, nahm den Shawl, brachte ihn unbemerkt in eine andere Lage und warf ihn Beatricen abermals um.

„Ja, mein Gott, was soll denn das?“ fragte sie überrascht. „Erst roth, nun blau! Und wie prachtvoll blau!“

„Und jetzt?“ fragte Eduard, indem er das Tuch abermals anders zusammenfaltete.

„Grün!“ hauchte Beatrix, und ihr Auge strahlte vor Lust und Wonne. „Grün, so zart und üppig, wie das erste Laub im Frühling.“

„Zum Schlusse können Sie auf der vierten Halbseite noch einen gelben Grund bewundern,“ bemerkte Eduard, „der mir freilich am wenigsten gefällt. Jede Seite theilt sich nämlich in zwei Felder. Im Grunde genommen eine feine Spielerei.“

„O herrlich, wundervoll!“ versicherte Beatrix; „ein Prachtexemplar, wie mein Auge nie eines gesehen.“

„Und wie hoch schätzen Sie ihn?“

„In diesem Falle bin ich überfragt,“ gestand das Fräulein offen und konnte sich nicht davon trennen, bald diese, bald jene Farbe um die Schulter zu nehmen und sich leicht und zierlich vor dem Spiegel hin- und herzudrehen. „Ja, ich bin überfragt, aber so viel steht fest, daß Sie dieses Tuch der nobelsten Dame präsentiren können, und jede damit zum Gegenstande des Neides für eine halbe Stadt machen werden.“

„Sie können also den Preis wirklich nicht errathen? — Nun, ist neunzig Gulden zu viel?“

„Kein Kreuzer zu viel, kein Kreuzer!“ betheuerte das Mädchen und zog das Tuch fester um sich, als sei es bereits sein Eigenthum.

„Gut!“ stimmte Reichold vergnügt bei, „auf Ihr Wort hin wird er sofort gekauft, zusammengepackt und heute Abend zur Post gegeben, damit er noch auf den Namenstag meiner lieben Schwester Anna eintrifft.“

Beatrix, welche das Geschenk ohne allen Zweifel für sich bestimmt geglaubt hat, weicht bestürzt einen und zwei Schritte zurück, wechselt die Farbe und kann nur mit äußerster Mühe ihre Züge beherrschen. Fest preßt sie die Lippen zusammen, drängt den Athem zurück und steht, nach Fassung ringend, einige Minuten regungslos. „Wie ich vorhin gesagt habe,“ erklärt sie endlich mit erregter, unsicherer Stimme, „Person und Zweck müssen bei einem solchen Geschäfte den Ausschlag geben. Sie haben mir neulich selbst erzählt, daß Ihre Fräulein Schwester leidend und schon in den Jahren vorgerückt ist?“

„Leider Gottes!“ seufzt Reichold. „Sie hat Jugend und Gesundheit am Krankenbette der Mutter geopfert.“

„Dann werden Sie unbedingt besser daran thun,“ behauptet Beatrix mit rauher, scharfer Betonung, „für sie dieses graue, karrirte Tuch zu nehmen.“

„Und warum das?“ fragt Eduard und faßt die Sprecherin scharf und fest in's Auge.

„Weil der andere Shawl," versetzt diese rasch und ärgerlich, „für eine leidende und schon betagte Person viel zu bunt und farbenfrisch, mit einem Worte — zu schön ist."



„So!" ruft Eduard gedehnt und mit dem Tone der tiefsten Entrüstung. „Jetzt, mein Fräulein, jetzt muß ich ihn kaufen." Mit diesen Worten nimmt er die beiden Tücher und verläßt ohne Gruß das Gemach. „Zu schön!" wiederholt er wieder und immer wieder auf dem Gange nach seinem Zimmer. „Zu schön! Für meine liebe, brave Anna zu schön! So, so! — Die

Jungfer wollte das Tuch für sich erbeuten. Also für meine gute Schwester zu schön! He, alter, treuer Daniel, das ist so eine „Kleinigkeit," die helles Licht wirft! Es soll keinem Blinden leuchten."

Zehn Minuten später schrieb er folgende Zeilen:

„Verehrtes Fräulein!

Ihre eigenen Worte haben mir so eben gezeigt, wie hoch Sie meine Schwester Anna schätzen. Sie werden selbst einsehen, daß unter diesen Umständen Ihr fernerer Aufenthalt in meinem Hause keine ersprießlichen Folgen haben kann. Ich danke Ihnen von Herzen für Ihre freundlichen Bemühungen und bin bereit, dieselben nach Kräften zu vergüten. Bis morgen werden Ihnen meine Leute noch alles Nöthige verabreichen und zeichne ich rc. rc."

Der Brief wurde übermittelt. Sein Verfasser war von dieser Stunde an für die Damen unsichtbar. Die Dienstleute, welche längst von Haß gegen die fremden Eindringlinge glühten, vollzogen die Winke des alten Daniel nur zu pünktlich, und so mußten die Wandervögel nothgedrungen am andern Tage weiterziehen.

III.

Aechter Sinn.

Wann, o Schicksal, wann wird endlich
Mir mein letzter Wunsch gewährt?
Nur ein Hüttchen, still und ländlich,
Und ein kleiner, eig'ner Herd.

v. Salis.

„Victorie! — Victorie!" jubelte Frau Knack und patschte ihre feisten Hände zusammen, daß es weithin schallte. „Victorie! — der Sieg ist unser."

„Sie sind fort, seit zwei Stunden fort mit Sack und Pack," fiel Fräulein Theophyl ein und tanzte vor Freude in dem kleinen Ladenstübchen herum, daß die Frau Stadträthin und die Frau Canzlistin rasch ihre Fußspitzen in Sicherheit bringen mußten.

„Sie sind fort," wiederholte letztere mit dem Tone des tiefsten Bedauerns, „und ich bin um den Hochgenuß gekommen, ihren Abzug als Augenzeuge mitanzusehen."

„Jammerschade!" versicherte die Stadträthin; „glauben Sie mir, es war ein Anblick, der nicht mit vielem Gelde zu bezahlen ist! Der alte, steife Primsel, der lahmste aller Eckensteher, welcher kaum für sich gehen kann, schleifte auf einem Schubkarren ihre Koffer voraus, und machte alle zehn Schritte Halt. Die Damen, welche in kurzer Distanz nachmarschirten, mußten natürlich immer mitstehenbleiben. Fräulein Beatrix ließ ihre Augen keck und frech nach allen Seiten herumspazieren, die Mutter aber sah drohend und finster zur

Erde, als wollte sie die Pflastersteine mit ihren Blicken durchbohren."

„Das ist der Unredlichen Lohn und Ausgang," sprach die Bäckerin mit frommer, salbungsreicher Miene. „Jetzt haben beide Zeit, vergangene Tage zu bedenken und zu bereuen."

„Wir wissen eigentlich blutwenig von ihren vergangenen Tagen," fiel die Frau Canzlistin ein. „So viele und so seltsame Gerüchte auch seit einiger Zeit in der Stadt ausgestreut wurden, so konnten wir in Wahrheit doch nicht ergründen, wo sie herstammten, in welchen Verhältnissen sie früher gelebt, und was sie verbrochen und angestellt haben. Niemand vermochte sichere Auskunft zu geben."

„Wo sie herstammen, ist gleichgültig," behauptete die Stadträthin. „So viel steht fest, daß es verarmte, heruntergekommene Leute sind, und wenn überhaupt für das Mädchen ein ehrlicher Vater existirt, so klopft er entweder irgendwo Chausseesteine oder hat in irgend einem Schuldthurme Quartier bekommen."

„Nun, das wäre gerade noch kein Verbrechen," verbesserte Frau Knack in einer Anwandlung christlicher Nächstenliebe; „man kann auch ohne Verschulden in Abwesen gerathen. Allein die Leute wollen wissen, sie hätten die Begriffe von Mein und Dein verwechselt, sie hätten lange Finger gemacht und deshalb das Weite gesucht, um der Polizei nicht in die Hände zu fallen."

„Das ist nicht das Schlimmste," seufzte Fräulein

Theophyl; „ich habe mir von Leuten sagen lassen, die auch etwas von der Welt verstehen, sie hätten ein weit schimpflicheres und schlechteres Gewerbe getrieben, das man gar nicht nennen kann, ohne seine Lippen zu beflecken. Mir leuchtet das auch vollkommen ein, denn nur Personen solchen Gelichters können ungerufen und ungeladen in ein Haus einbrechen und den Meister spielen, und hantiren darin wie ein Regiment Soldaten. Ja, nur solches Gesindel!"

„Ei, sie sind eingezogen und sind ausgezogen," lachte die Stadträthin. „Das Feld ist geräumt; es handelt sich jetzt einfach darum, einen guten Operationsplan zu entwerfen."

„Darüber zerbreche ich mir den Kopf nicht," versicherte die Canzlistin und fuhr mit einem scharfen, prüfenden Blicke nach der Meisterin fort: „Die Hauptsache ist und bleibt, was unsere Freundin hier in der Sache zu thun beschlossen hat. Dann wollen wir bald einig sein."

„Eine Mutter hat schwere Pflichten," seufzte die Bäckerin und faltete andächtig ihre Hände über dem Leibe. „Ich verabscheue solche Flattergeister, wie diesen jungen Reichold, aber was will ich machen? Das Mädchen ist sterblich verliebt und nimmt zusehens ab. Ich muß nachgeben. Seht, wenn er kommen wollte, ordentlich um Verzeihung bitten und Besserung versprechen würde, so sollte in Gottes Namen Alles vergeben und vergessen sein."

„Wir müssen also den Jungen auf kluge Manier

wieder in's Netz treiben," bemerkte Fräulein Theophyl. „Er wird jedenfalls da oder dort auf's Neue anbeißen und sein Glück versuchen, und wir haben für nichts weiter zu sorgen, als daß ihm rechtzeitig eine tüchtige Portion unlieber Aufklärungen über die getroffene Wahl in's Ohr geraunt wird."

„Dafür stimme ich nicht," opponirte die Canzlistin mit Eifer und Nachdruck. „Dasselbe Mittel, nochmals angewandt, könnte leicht fehlschlagen. Es ist viel klüger, wir machen die Mädchen rebellisch und stellen ihnen vor, wie der Leichtfuß bereits zwei Partien auf die schmählichste Weise hat sitzen lassen. Jede wird sich unter solchen Umständen hüten, und der Freier kann sich warm laufen."

„Sie sind eine köstliche Frau," versicherte Frau Knack, deren Auge vor Freude und Hoffnung leuchtete.

„So muß er freilich zum Kreuze kriechen oder als Hagestolz versauern," kicherte die Stadträthin, und alle vier lachten herzlich über den klugen Einfall.

„Pst, pst! — da kommt er ja selbst, wie er leibt und lebt," rief plötzlich Fräulein Theophyl und bog sich nach dem Fenster, eine Bewegung, in der ihr sofort die ganze Gesellschaft folgte.

„Wahrscheinlich wird er hier vorsprechen," flüsterte die Stadträthin und zwickte vor Freuden Frau Knack in den Arm.

„Warum nicht gar?" höhnte die Canzlistin. „Dazu ist sein Gesicht viel zu trübselig und sauertöpfisch. Er

hat die letzte Bataille noch nicht verschmerzt und wird ruhig vorbeimarschiren."

Die Sprecherin hatte Recht, denn der junge Reichold ging vorüber, ohne auch nur die lebendige Kopfpyramide zu bemerken, welche sich hinter den Fensterscheiben präsentirte. Er war in tiefen Gedanken und studirte auf einen triftigen Grund, womit er sein langes Wegbleiben aus dem Hause des Kaufmanns Demler, seines besten Geschäftsfreundes, ohne Unwahrheit gehörig entschuldigen könnte. Demler stand ihm nämlich seit dem Tode seines Vaters und auf dessen ausdrücklichen Wunsch in wichtigen Handelsfragen gern und uneigennützig zur Seite, und seit einem Jahre schon hatten beide alle wichtigeren Geschäfte und Handelsoperationen gemeinsam ausgeführt. Dadurch schloßen sie sich immer enger an einander an, Reichold wurde bei Demler's ein gern gesehener Hausfreund und verweilte ebenso gern und fast jeden Tag in dem trauten Familienkreise, wo eine junge, muntere, geistreiche Frau waltete, und die drei Kinder ihn als ihren liebsten Spielkameraden begrüßten. Die Heirathsprojecte hatten dieses hübsche Verhältniß seit einigen Wochen unterbrochen, und Eduard ging langsamen Schrittes auf das Haus, noch langsamer auf die Comptoirthüre seines Freundes zu; er konnte auf eine tüchtige und wohlverdiente Strafpredigt zählen. „Der Herr Principal ist abwesend," hieß es im Comptoir, und nun blieb nichts Anderes übrig, als sich auf Gnade und Ungnade

der Frau Gemahlin zu überliefern. Zögernd stieg Reichold die Stufen hinauf und klopfte leise an.

„Sie wünschen?“ fragte Frau Demler auf seinen freundlichen Gruß ernst und streng, und trat ihm bis in die Mitte des Zimmers entgegen.

„Der Frau vom Hause meine Ergebenheit und Verehrung zu bezeigen.“

„Wen habe ich die Ehre?“ fragte diese in demselben Tone weiter.

„Ah, Sie dürfen nicht zu grausam sein!“ bat Eduard. „Dem Schiffbrüchigen reicht christliche Nächstenliebe gern die rettende Hand.“

„Sie soll auch Ihnen werden, wenn Sie offen und frei bekennen wollen, womit wir eigentlich diese auffallende Vernachlässigung verdient haben.“

„Die Schuld liegt an mir,“ gestand Eduard ohne allen Rückhalt, „einzig und allein an mir und jenen abscheulichen Verhältnissen, welche manchmal den guten Willen des schwachen Erdensohnes in eiserne Bande schlagen.“

„Aber nie so gewaltthätig auftreten und dominiren dürfen,“ belehrte Frau Demler, „daß man nicht einige Augenblicke für gute Freunde erübrigen könnte. Uebrigens wer sich beherrschen läßt, dem geschieht sein Recht und die Strafe wird auch bei Ihnen nicht ausbleiben. Ein Theil derselben soll sogleich folgen. Ich glaube, Sie wissen noch nicht einmal, daß sich in der

Zwischenzeit unsere kleine Familie um ein Mitglied vermehrt hat?"

Jetzt erst gewahrte Eduard eine Jungfrau, welche, halb vom Vorhange verdeckt, in der Fensternische unter einem Wuste von zertrennten Kleidern saß, und sich auf seine Verbeugung erhob und freundlich dankte. Ei, wie fein und wunderlieb! Eine anmuthige Gestalt, schlank und zierlich gebaut, schwarze, üppige Flechten, braune Augensterne, welche ihren Gegenstand lebhaft und offen zu erfassen streben, zwei Reihen blendend weißer Zähne, und auf den blühenden Wangen ein Roth so frisch und gesund, wie der Moosrose jung aufsprossender Kelch. Wie fein und wunderlieb! — Also dachte Eduard, oder vielmehr wir denken es statt seiner; denn er befand sich nicht in der Lage, zu denken, er konnte das Auge nicht mehr von der lieblichen Erscheinung abwenden.

„Fräulein Caroline Jungkunz," stellte Frau Demler vor, „eine Verwandte meines Mannes, nunmehr als Waise zu uns verschlagen, das einzige Kind ihrer Eltern und folglich auch die alleinige Erbin ihres ganzen Vermögens."

„Tante, um Gottes willen!" bat Caroline hoch erröthend und schlug verlegen die Augen nieder.

„Nur ruhig!" wehrte diese lächelnd; „was ich gesagt habe, ist Wahrheit. Und hier, Caroline, Herr Eduard Reichold, Kaufmann, gleichfalls eine sehr bedauernswerthe Waise, Heirathscandidat, Verlobter,

Bräutigam, vielleicht schon Ehemann und einer jener sogenannten Hausfreunde, die sich alle Schaltjahre einmal umzusehen geruhen, ob man in der Zwischenzeit nicht gestorben oder verdorben ist."

„O, o!" jammerte Eduard, „welch' ein Schauergemälde! Was muß Fräulein Caroline nach einer solchen Schilderung von mir denken? Den Kaufmann und die Waise will ich gelten lassen, gegen alles Andere muß ich aber feierlich Protest erheben."

„Wie?" fragte Frau Demler, dem Anscheine nach sehr erstaunt, „zuerst gestehen Sie selbst die dringenden Verhältnisse ein und jetzt wollen Sie Protest erheben? Wie reimt sich das zusammen? Sprich, Caroline, sprich offen, was hast du seit deinem kurzen Aufenthalte dahier nicht Alles schon von diesem jungen Herrn erzählen hören? Sprich offen!"

„Allerdings," meinte diese, ohne von ihrer Arbeit, die sie wieder aufgenommen hatte, aufzusehen, „viel und vielerlei; übrigens darf man von diesen Plaudereien oder vielmehr Klatschereien nur den dritten Theil glauben, und das ist manchmal zu viel."

Der junge Mann dankte der Sprecherin mit einem herzlichen Blicke, die Frau vom Hause aber behauptete: „Ganz ohne Grund tauchen diese Gerüchte niemals auf. Warum plaudert man nicht ähnliches Zeug von uns? Und dann" — drohte sie lachend mit dem Finger — „diese gewissen peinlichen Verhältnisse?"

„Haben bestanden," erklärte Eduard offen, „bestehen

aber nicht mehr. Die Bande sind gesprengt — gesprengt für immer . . . zu meinem größten Glücke. Ich sehe schon, um mich in den Augen der Damen zu rechtfertigen, bleibt mir keine andere Wahl, als einfach die Thatsachen zu erzählen."

Eduard erstattete nun ausführlich Bericht über den Hergang der zweimaligen Werbung, namentlich über die Hauptmomente, welche beide Male seine und anderer Leute Pläne zu Fall gebracht. „Und nun, Fräulein Caroline," wandte er sich zum Schlusse an diese, „wiewohl ich Sie erst seit einer Viertelstunde kenne, setze ich doch bereits alles Vertrauen auf Ihr Urtheil. Sagen Sie mir gefälligst aufrichtig: Habe ich recht gehandelt oder nicht?"

Fräulein Caroline antwortete: „Da Sie diese Feuerproben, wenn ich mich so ausdrücken darf, nicht selbst heraufbeschworen oder vielmehr Andere nicht absichtlich in Versuchung geführt haben, sind Sie nach meinem Dafürhalten im Rechte. Beide Fälle werfen auf Herz und Gemüth der betreffenden Damen nicht das günstigste Licht, und der alte Daniel mag mit seinen practischen Lebensregeln nicht ganz Unrecht haben."

„Jetzt bin ich beruhigt," rief Reichold erfreut, „und stelle alles Weitere wohlgemuth Gott anheim."

„Nur bleibt zu wünschen," ergänzte Frau Demler, „daß der edle Ritter, wenn er seinerseits auf die Probe gestellt würde, besser bestehen möchte, als die beiden Damen."

„Probe hin, Probe her, ich gebe mich stets, wie ich bin," erwiederte der Jüngling, „und ich glaube und hoffe, damit durch die ganze Welt zu kommen." —

Die Strafpredigt mußte gut gewirkt haben. Von Stunde an versäumte es der Hausfreund keinen Tag, seinen Besuch im Demler'schen Hause abzustatten, und bald war es kein Geheimniß mehr, daß die stets wachsende Aufmerksamkeit nicht sowohl diesem, als Fräulein Caroline galt. Der junge Mann konnte es kaum erwarten, bis ihm sein Geschäft erlaubte, dem Drange seines Herzens zu folgen. Er wußte auf einmal klar und deutlich, was Liebe heißt. Gestehen wir es offen, auch Caroline sah um die gewohnte Stunde mehr als nöthig von der Arbeit weg durch die Fensterscheiben, ob der werthe Gast auch heute wieder erscheinen würde; doch umdunkelte ihr Auge nicht selten ein Schatten tiefer Trauer.

So bildete sich allmälig zwischen den jungen Leuten ein ganz eigenthümliches Einverstandensein, das tiefer und immer tiefer Wurzel schlug und bald lichte Blüthen trieb, wiewohl es noch kein Theil auch nur mit einer Silbe berührt hatte. Endlich faßte sich Eduard ein Herz und eröffnete Frau Demler seinen Antrag. „So mißbrauchen Sie das Gastrecht?" fragte diese streng und drohte dem Jüngling mit erhobener Hand. „Nein, nein, besorgen Sie zur Strafe Ihr Anliegen nur selbst! Bei solchen Geschäften hebt man meistens mehr Undank auf als Dank, und wenn das Mädchen

nur die Hälfte von dem glaubt, was man uns seit einigen Tagen hinterbracht hat, so steht's schlimm genug."

„Ueber mich?" fragte dieser erstaunt.

„Ja, über Sie und Ihren Flattergeist. Uebrigens sind Sie gerade groß und alt genug, um für sich selbst reden zu können. Hier, Fräulein Caroline ist allein im Zimmer, nur eingetreten!" —

Eingetreten war leicht, aber gesprochen um so schwerer. Die Jungfrau hatte sich erhoben. Sie mochte ahnen, daß irgend ein bedeutsames Vorhaben den theuern Gast zu so ungewohnter Stunde herführe. Sie erröthete tief bei seinem Eintritte und schwieg. Auch er mußte seinen ganzen Muth zusammen nehmen, um ein paar abgebrochene Silben hervorzustammeln — von seiner Verlassenheit, — seinem Hauswesen, — seiner Sehnsucht, — kurz, daß — daß — er eben eine Frau haben sollte, und daß — daß — Niemand — Niemand sein Glück gründen könne, als — als — als Fräulein Caroline.

Die Jungfrau blieb still. Sie wagte nicht, den Blick zu erheben, Flammengluth brannte auf ihren Wangen und Thränen umflorten ihre Augen. Eduard hatte ihre Hand gefaßt. Sie zog sie nicht zurück, aber ein leichtes Zittern durchbebte ihren ganzen Körper. Wieder und immer wieder und immer feuriger drang er in sie, und bat zuletzt um das entscheidende „Ja." Mehrmals bewegten sich die Lippen der Jungfrau,

ohne einen Laut hervorzubringen. Endlich schien ein Entschluß gefaßt. Sie drängte die Thränen zurück, flüsterte leise, kaum hörbar: „Morgen schreibe ich Ihnen Antwort," und verschwand in das nächste Zimmer. Rathlos stand der Freier. Er wußte nicht, wie ihm geschehen. „Himmelhoch jauchzend, zum Tode betrübt" schlich Eduard nach Hause, und Jedermann darf ihm auf's Wort glauben, daß er jene Nacht nicht sehr sanft und ruhig schlief.

Am andern Tage war der sonst so rührige Geschäftsmann unfähig zu jeder Arbeit. Er saß die ganze Zeit über in seinem Zimmer und verbrachte Stunde um Stunde in banger Erwartung. Endlich steckte am Nachmittage Daniel sein „Köpfchen" zur Thüre herein und überreichte lächelnd ein kleines Briefchen mit noch kleinerer Aufschrift. Hastig riß es Reichold auseinander und las folgende Zeilen:

„Die Worte, welche Sie gestern zu mir gesprochen, gereichen mir zur größten Ehre und Freude, und fanden den lebhaftesten Wiederhall in meinem Herzen. Ich halte eine auf gegenseitige Achtung und Liebe gegründete Ehe trotz Leiden und Drangsal, welche hereinbrechen mögen, für einen Born des Friedens, der Zufriedenheit und des Glückes; dagegen eine Ehe, welche diese Stützpfeiler entbehrt und in Disharmonie umschlägt, für ein endloses Meer des Jammers und der Trauer. Deshalb gebietet mir mein Gewissen und die Wichtigkeit des Schrittes, Ihnen die reine, lautere

Wahrheit zu bekennen, und sollte auch der Stern meines Glückes wie eine Seifenblase vor meinen Augen verschwinden. Wohl bin ich die alleinige Erbin meiner guten Eltern selig, wie neulich meine Tante sich scherzhaft ausdrückte, allein deren Hinterlassenschaft besteht in Null und Nichts. Eine arme Waise, kann ich dem Allmächtigen nicht genug danken, daß er mich so liebevolle Verwandte hat finden lassen. Sie sind Kaufmann, Sie führen ein bedeutendes Geschäft, Sie können den Geldpunkt nicht unberücksichtigt lassen. Ferner möchte mir, abgesehen vom guten Willen und Wissen, die Ausdauer fehlen, denn ich habe ein körperliches Gebrechen, das Sie wohl schon bemerkt haben dürften. Mein linker Arm ist in Folge eines Falles, den ich als Kind gethan, am Ellbogen halb steif, so daß mir schwere, körperliche Arbeiten und rasches Ausholen in's Weite und Hohe unmöglich sind. Hier haben Sie mein offenes Geständniß. Ich stelle nun Alles der göttlichen Vorsehung anheim, so wie Ihrem eigenen Ermessen und zeichne ꝛc. ꝛc." —

„Hast du's gehört, Daniel?" ruft Eduard und springt vom Stuhle. „Hast du's gehört? Fräulein Caroline ist eine verlassene Waise und hat einen steifen Arm."

„Was? — Einen steifen Arm?" wiederholt dieser und verhält kaum das Lachen. „Einen steifen Arm, und Sie haben das die ganze Zeit über nicht bemerkt?"

„Nein, wahrhaftig nicht," versichert der Principal.

„Das Mädchen weiß sich so gut zu halten und so geschickt zu helfen, daß ich niemals den Fehler gewahr wurde. Wohl bemerkte ich manchmal eigenthümliche Bewegungen, allein ich hielt sie für Gewohnheit, für Sonderbarkeit, wie dergleichen manchem Menschen eigen ist."

„Ha, ha, ha, ha!" platzt der Auflader heraus und biegt sich vor Lachen. „Sage mir je wieder Einer, daß Sprichwörter lügen! Liebe macht blind, stockblind. Ha, ha, ha! — Aber ganz recht so," fährt er lachend fort und wischt sich die hellen Zähren aus den Augen. „Ganz recht so!"

„Warum, alter Knabe?" fragt Eduard unwirsch. „Was soll dein tolles Lachen?"

„Ganz recht so!" wiederholt Daniel noch hartnäckiger. „Wer Püffe austheilen will, muß auch welche einnehmen. Zwei solche Brieflein haben der Herr Principal geschrieben, ein drittes — wird ihm geschrieben. Ganz recht so!"

„Du glaubst mich in Verlegenheit? — Nein, nein, närrischer Bursche, mein Entschluß ist gefaßt und steht fest."

„Worin besteht dieser Entschluß, wenn ich fragen darf?"

„Das wirst du noch früh genug erfahren," meint jetzt Eduard spöttisch. „Laß zuvor deinen hochweisen Rath vernehmen!"

„Recht gern, Herr Principal, wenn Sie mir er=

klären wollen, wie sich der große Fleiß, von dem Sie mir ein Langes und Breites erzählten, und der steife Arm zusammenreimen?"

„So gut, wie dein großer Verstand und dein kleiner Kopf," lacht Eduard. „Ich sah Fräulein Caroline noch keinen Augenblick unthätig, und erst neulich versicherte mir Frau Demler, die auch etwas leistet, daß ihr seit Jahren kein geschickteres und emsigeres Kind vorgekommen sei, und wie ihr ordentlich bang bei dem Gedanken werde, daß ihre Caroline vielleicht einmal aus ihrem Hause scheiden würde. . . . Und nun dein Urtheil?" —

„Mein Urtheil?" wiederholt Daniel mit ernster Miene und fährt, sich in Positur werfend, fort: „Diese Jungfrau muß eine der offensten und brävsten Seelen auf Gottes weitem Erdenrunde sein, sonst hätte sie zuerst das Goldfischlein geangelt und darnach gebeichtet."

„Bravo, alter Schlaukopf, bravo!" jubelt Eduard und greift nach Frack und Hut. „Laß unsern schönsten Wagen einspannen! In acht Tagen ist Hochzeit. Vorwärts, rasch!"

„Glück auf!" ruft der treue Diener aus tiefstem Herzensgrunde, schlägt in die dargebotene Rechte, stürmt hinaus und bringt in wenigen Secunden mit seiner Löwenstimme das ganze Haus in Allarm.

Caroline sitzt am Fenster, ihre Hände ruhen, und Thräne um Thräne perlt auf die Arbeit nieder. Plötzlich schreckt sie lauter Peitschenknall und Wagengerassel em-

vor, im Fahren noch sieht sie Eduard aus der Kutsche springen, und bevor sie zu hoffen wagt, dringt er in's Zimmer und umfängt sie mit beiden Armen. „Wenn uns sonst nichts trennt, Caroline, so sagen Sie „Ja," in Gottes Namen „Ja!" —

Das „Ja!" erfolgte. —

Noch an demselben Abend feierte man die Verlobung und acht Tage später machte man Hochzeit trotz aller Lügen und Gehässigkeiten, welche die würdigen Kaffeeschwestern auszusprengen wußten. Als endlich Alles fehlschlug, geriethen sie einander selbst in die Haare. Die Frau Canzlistin konnte ihr spöttisches Sticheln nicht lassen, die Frau Bäckermeisterin spielte die gekränkte Mutter. Ein Wort gab das andere, Fräulein Theophyl und die Frau Stadträthin nahmen hitzig Partei, und am Trauungstage des glücklichen Brautpaares stob die Klatschgesellschaft in lichtem Hader auseinander — zum unersetzlichen Verluste für die Geschichte unserer Tage.

Mein Recht.

I.

Im Wirthshause.

„Zufrieden sein ist große Kunst,
Zufrieden scheinen — großer Dunst,
Zufrieden werden — großes Glück,
Zufrieden bleiben — Meisterstück."

Sprichwort.

„Herein!" rief der Kirchenpfleger Nepomuk Stanislaus Spatz zu Kleinberg und lugte neugierig nach der Thüre, indem er, um besser zu sehen, die Zwickbrille von der Nase zog und in seinen Goffine als Merkzeichen auf den treffenden zweiten Adventsonntag legte, welchen er so eben gelesen hatte. Er staunte nicht wenig, die ganze executive Polizeigewalt des Dorfes in der Person des stelzfüßigen Tag- und Nachtwächters Hubert mit lautem Gepolter herein marschiren zu sehen. Dieser stellte sich in Position, stemmte den Spieß, das Zeichen seiner Würde, auf den Boden, schlug militärisch grüßend mit der Hand an den Hut und ließ sich also vernehmen: „Ich habe gehorsamst zu vermelden, daß der Herr Kirchenpfleger auf wenige Augenblicke in den

„blauen Löwen" zum Herrn Lehrer Degmaier kommen möchte. Hab' die Ehre!" —

„Gut! — werde sogleich erscheinen," versprach der Pfleger freundlich und setzte sich besinnend kurz bei: „Was gibt's, Hubert? — Neuigkeiten?" —

„Kann nicht dienen! — das müssen die Herrn besser wissen." —

„Habt Ihr vielleicht noch Jemand zu bestellen, Hubert, oder schon bestellt?" fragte neugierig die Kirchenpflegerin, welche in diesem Augenblicke aus dem Sorgenstuhle hinter dem Ofen auftauchte, wo sie nach allem Vermuthen ein Sonntags-Schläfchen gemacht und trotzdem mit dem Fuße die schaukelnde Wiege dirigirt hatte. Gewiß den Vorsteher Rothaug?" —

„Hab' schon Manchen bestellt, und werde, so mein Generalissimus im Himmel will, noch Manchen bestellen — bald zur Ehre, bald zur Schande: — heute den Herrn Pfleger, nicht im Dienste, sondern im Privatweg. Für dieses Haus lautet meine Ordonnanz, nicht weiter. Hab' die Ehre!" — Der ehemalige Reiter schlug abermals an, schwenkte, so gut es mit dem hölzernen Gestell gehen mochte, und marschirte ab. Die Frau biß sich ärgerlich in die Lippen und gab der Wiege einen starken Tritt, daß sie keuchend herüber und hinüber flog, während ihr Mann ein beifälliges Lächeln über das präcise, exacte Benehmen des alten Burschen nicht zu unterdrücken vermochte.

„Der Stelzfuß mag plaudern oder nicht," meinte

die Pflegerin und schob ihren Stuhl näher an das Bettchen, — „mich macht er nicht blind. Als Dorfwächter steht er unter des Schulzen Botmäßigkeit und hält auf dessen Seite. Die Bestellung gilt unserm Streit mit dem Vorsteher wegen der Einöd', wobei sich der Schullehrer gern als Vermittler aufwerfen möchte. Ich wollte meinen Kopf zum Pfand setzen: entweder hat er den Schulzen schon bestellt oder es braucht gar keine Bestellung."

„Wie so?" fragte Spatz, der staunend die Erregung seines Weibes gewahr wurde.

„Wie so, magst du fragen? — Ueberlegung stünde dir weit besser an. Du siehst doch, daß die ganze Geschichte längst abgekartet ist, und alle unter einer Decke spielen. Bis du in den „blauen Löwen" kommst, sitzt der Schultheiß bereits so und so lang dort und hat den Lehrer zehnmal überplaudert. Wie man die Geige stimmt, so lautet sie." —

„Ei, so laß' sie lauten — wir spielen dagegen." —

„Nein, nein! — beide werden zugleich über dich herfallen und dir haarklein beweisen, wie sehr du Unrecht thust, dein Eigenthum, dein gutes Recht zu verlangen. Was thut man nicht um der Vetterschaft willen? Der Pfleger gibt ganz gemüthlich nach, und am andern Tage kann sich der Lehrer von Haus zu Haus rühmen, daß er abermals einen Allerweltsstreit geschlichtet hat."

„Langsam, Lisbeth, langsam!" wehrte der Pfleger

mit Hand und Wort, „dem Herrn Lehrer thust du einmal Unrecht. Den überplauderst weder du, noch ich, noch der Vetter Rothaug, noch irgend Einer in der Welt. Stünden nur alle Bauern so fest und unabhängig wie dieser Mann! Was der einmal als Recht erkannt hat, hält er mit eiserner Stirne fest. Da gilt kein Ueberplaudern! Ich kenne unsern braven Lehrer seit zwanzig Jahren, und zu jeder Zeit hat sich sein Rath bewährt.“

„Ja natürlich!“ versetzte die Frau spöttisch, — „er wird sich auch diesmal bewähren. Zwischen Geier und Spatz ist gut rathen, wer nachgibt. Du fürchtest dich schon im Voraus vor dem allgewaltigen Schulzen, hängst vor lauter Respect dein gutes Recht an den Nagel und stellst die Hoffnung auf Zinsen hinaus; — der Schulze zieht die Einöd' an sich, und streicht in wenigen Wochen von den Eisenbahnleuten 80 bis 100 Gulden als Ablösung ein. So kann ich auch vermitteln. Dazu gehört keine Kunst.“

„Warum denn?“ fragte der Pfleger beleidigt entgegen und schob seinen Goffine auf das Brett über der Thüre, wo der ewige Kalender, das alte und neue Testament, der gehörnte Siegfried, das Palmgärtlein und staubige Chroniken so friedlich bei einander standen, als habe sie alle ein Autor aus der Taufe gehoben. „Warum denn? — Wozu fürchten? Was der Rothaug weiß, hat unser kleiner Joseph längst vergessen. Einen Schulzen kann wahrlich jeder Schreier machen. Hier soll er sich einmal hersetzen, meine Bücher

führen, Zinsen und Zinseszinsen herausziehen, mit fünf und sechs Stellen addiren und multipliciren, und am Ende des Jahres der Regierung Rechnung legen! Das soll er probiren, — dann wird nachgegeben. Ich habe Stimm' und Willen und meinen eigenen Kopf so gut wie jeder Andere, und kurz und gut: ein Vorschlag ist noch kein Urtheil und kein Contract. Laß' sie vorschlagen — ich werde nachschlagen, wie sich's gehört. Wir haben, dächt' ich, so gut ein Recht auf die Einöd' wie . . . . . ."

„Was?" fuhr die Frau hitzig dazwischen, „so gut ein Recht — sagst du? Das laß' sie hören und du bist Zeit Lebens davon! Mehr Recht haben wir, sag' ich dir, zehnmal mehr, zwanzigmal mehr! Unser Acker, der an die Einöd' stößt, ist um ein Drittel größer, als der des Vorstehers, folglich gehört die Einöd' uns. — Ich weiß überhaupt nicht," fuhr sie ruhiger fort, „wozu fremde Leute sich in diese Händel mischen? Der Schullehrer hat gut plaudern. Er hat baares Geld, seinen fixen Gehalt, seine Kinder sind seit Jahren versorgt. Wir beten an einer andern Litanei: einen angehenden Studenten, vier Buben dazu und einen Kleinen, der in der Wiege stampft und schreit. Da kann Joseph, anstatt zu studiren, mit seinen Brüderchen betteln gehen, wenn der Vater Hab' und Gut fremden Leuten in die Tasche schiebt. Eine recht schöne Versorgung!" —

„Warum nicht gar?" rief mit lautem Lachen über diese aschgraue Perspective der Pfleger, dessen gute Laune

selten lang auf sich warten ließ. Bange machen, gilt nicht. Wir haben — Gott sei Dank! — seither ohne die Einöde gelebt und werden auch ferner ohne sie zurecht kommen. Wäre dieser wunderliche, neumodische Eisenbahntrubel nicht daher gekommen, so hätte heute und in hundert Jahren kein Hahn nach dieser Wüstenei gekräht. Uebrigens" — setzte er ernst und mit scharfer Betonung bei, während er Rock und Hut aus dem großen Eichenschrank hervorholte und sich zum Gehen anschickte, — „hab' ich noch den ersten Kreuzer aus meinem Vermögen zu verthun. Das merke dir!" —

„Stanes!"*) — bat die Frau, und ihr Auge erhellte ein feuchter Glanz, als stünden Thränen im Anzuge, — „Stanes, gib nicht nach! Du sollst und darfst dem hochmüthigen Schulzen nicht unterliegen und wenn es unser schönstes Feld kostet. Er würde sich gewiß überall damit brüsten und erst — seine Frau! — Ja, ja! dann könnte die Frau Vorsteherin ihre Haubenbänder noch um zwei Finger breiter tragen, als ich, und am hellen Werktage im rothen Merinokleide herumstolziren. Jetzt sieht sie andere ehrliche Weiber über die Achseln an, — dann würde sie Niemand mehr kennen. Sieh', wenn du nachgibst, werde ich dir in meinem Leben nicht mehr gut."

Die Frau hielt beide Hände vor das Gesicht, und Spatz verließ das Haus, ungewiß, ob sie weinte oder nicht. So viel merkte er jetzt klar, daß der Ehrgeiz

*) Für Stanislaus.

insgeheim Handlangerdienste versah und geschäftig aus seinem Verstecke die lodernde Gluth schürte.

Das ganze Dorf lag in tiefer, feierlicher Sonntagsruhe und kaum hie und da wanderte ein Vorübergehender zum Besuch bei Nachbarsleuten über die Straße. Dem Pfleger erschien selbst die Ruhe zu lebhaft; ihn konnte heute ein Einzelner geniren. Sonst rief er freundlich grüßend Jeden an, suchte gesprächig Gesellschaft, und wo er mitplauderte, riß selten der Faden der Unterhaltung. Heute nicht. Heute wollte er allein sein, um sich und seinen Gedanken über den mißlichen Streit wiederholt Audienz zu geben und wo möglich in's Reine zu kommen. Darum suchte er seinen Weg hinter den Häusern herum, zwischen den Gärten hindurch, selbst auf die Gefahr hin, sich eine Bahn in dem frisch gefallenen Schnee treten zu müssen.

Wenn man unmittelbar vom warmen, sprühenden Ofen wegkommt, greift der scharfe Nordwind, wie er in hastiger Flucht die tiefgehenden Wolken peitscht, eisig kalt über die bleichen Felder pfeift und bald da, bald dort große Schneekugeln zusammenwirbelt und wieder zerstreut, als wolle er Kegel spielen, gar empfindlich an die Brust. Der Pfleger huscherte und knöpfte hastig seinen blauen Rock zu, wenn auch die seidengewirkte Weste mit den glitzernden Knöpfen darunter verschwand. Trotzdem fühlte er sich nicht behaglich. Die langen Rockschöße, welche für einen Stadtstutzer allerdings weitaus zwei Röcklein gegeben hätten, flatterten wie Fahnen im Winde herum

und hinderten am Gehwerk, während er mit beiden Händen seinen Hut festhalten mußte, damit er nicht wie ein Luftballon auf- und davonfuhr. Um das Bild zu vollenden, trieb der Wind Schnee- und Eissplitter in zahlloser Menge gegen Gesicht und Augen. Vor zwölf Jahren war das Alles besser. Damals trug Spatz nach altem Väterbrauche einen grünen Kittel, gut gefüttert und abgenäht, mit einer Reihe großer, eng sitzender Metallknöpfe bis auf die Füße hinab, daß man den ganzen Mann wie eine Mumie hineinknöpfen konnte, und auf dem Haupte eine „Dreispitze", die Wind und Wetter furchtlos zertheilte, Augen und Gesicht schützte und fest saß, wie ein eherner Helm. Aber mit der Wahl zum Kirchenpfleger kam der Fortschritt, mit dem Fortschritt der Hochmuth und mit dem Hochmuth — ein blauer Rock und runder Hut.

An diesem Schritte — fort von der alten, gemüthlichen Einfachheit in Sitten und Gebaren, fort von dem festen, treuherzigen Väterglauben, fort von dem Mahnrufe der einzig treuen Mutter, die allein helfen könnte, und so recht absichtlich überhört wird, leidet ja unsere ganze Zeit, unsere Gesetze und Diplomaten, unsere Schulen und Gelehrten, unsere Literatur und Kunst. Das materielle Treiben und Haschen liegt unserer Generation im Kopfe als Triebrad, im Gemüthe als Schwermuth, im Magen als habituelle Leibesverstopfung, in den Gliedern als Gicht und Rheumatismus, im Rücken als Kreuzschmerzen. Darum wollen

wir auch unserem Freunde Spatz nicht alle Schuld aufbürden. Unaufhaltsam entrollt die Zeit ihre Neuerungen, gut und schlimm, in buntem Durcheinander. Wasser, Dampf- und Maschinenkräfte kürzen Arbeit, Zeit und Raum, bringen die Stadt dem Lande, und die schlichten Landbewohner den großen Städten mit ihren Cardinal-Untugenden, dem Luxus und der Vergnügungssucht näher. Die einfache, schmucke Nationaltracht wird immer mehr vom modischen Tande verdrängt, so sehr auch einzelne „Stockbauern" sich dagegen sträuben und ereifern. Ihr Mahnruf bricht sich wie ein Echo aus alter Zeit an den Klippen und Felsen der Neuerungen, und verhallt spurlos in der Wüste.

Auch die junge Kirchenpflegerin — gestehen wir es offen — war dem Fortschritte in der Tracht sehr zugethan. Gerade sie säete die ersten Körnlein des Eigendünkels und predigte, wie wir gesehen, nichts weniger als Nachgiebigkeit. Die Sache kam so: Spatz hatte erst spät nach dem Tode seiner bejahrten Mutter sich verehelicht, und, was immer seltener vorkommt, in jeder Beziehung gut gewählt. Der liebe Gott schenkte ihm drei muntere, gesunde Knaben, nahm aber im fünften Jahre einer glücklichen Ehe die treue Gattin von seiner Seite. Die Trauer des Wittwers kannte keine Gränzen, und nur allmälig linderte die Zeit den Schmerz der tiefen Wunde, welche ihm die göttliche Vorsehung geschlagen. Man denke sich eine ausgedehnte Feldwirthschaft, lauter fremde Leute, drei kleine unmündige Kinder und keine

Mutter dazu! Zwei Jahre plagte er sich mühselig herum, wiewohl sein Hauswesen von Tag zu Tag mehr in Krebsgang gerieth und die Noth am Ende über dem Dache zusammenschlug. Nun rieth der Herr Pfarrer, welchem Spatz mehr als einmal sein Leid, seine Abneigung vor einer neuen Ehe klagte, nach reiflicher Erwägung selbst zu einer zweiten Verbindung, zunächst um der Kinder willen, die manche Stunde ohne Aufsicht blieben und unter dem Gesinde nichts Gutes lernten. Ei, diese glänzenden, schillernden Anträge alle! Herz, was begehrst du mehr? Vettern und Basen, Hochzeitbitter und Todtengräber, Gevattersleute und Kaffeeschwestern überschütteten den rathlosen Wittwer förmlich mit Vorschlägen. Bald galt es ein Mädchen, das sich in der That besann, ob die dürren Zwetschgen auch gesalzen und die gerösteten Kartoffel mit Mehl eingebrannt werden, bald eine verlegene Jungfrau, die trotz ihrer harten Thaler keine Verehrer ihrer Tugenden und Reize gefunden, bald eine liebenswürdige Wittwe, die erst drei Männer zu Tode geärgert hatte. Unser Wittwer blieb bei all' dem kalt, bat sich jedesmal zehn Jahre Bedenkzeit aus und — ging seinen eigenen Weg.

Am Ende des Dorfes steht ein unscheinbares Häuschen. Darin wohnen drei Geschwister und nähren sich mühevoll, aber redlich von ihrer Hände Arbeit. Mit ihrem kargen Verdienste erhalten sie den betagten, blinden Vater und tragen ihn in Wahrheit auf den Händen. Arm, wie sie sind, kümmert sich Niemand um sie. Die Welt achtet nur auf das, was ihr gleich sieht, glitzert und glänzt.

Wenn man aber den Greis von der Güte Gottes in seinen braven Kindern erzählen hörte, glaubte man eher einen steinreichen, überglücklichen Millionär, als einen armen Blinden zu hören. Dahin richtete der Wittwer seinen Schritt und hielt um die Hand der ältesten Tochter an. Sie zog Gott, ihren Vater und Seelsorger zu Rathe und stimmte freudig ein. So ward Lisbeth des Pflegers Frau.

Ein jäher Sprung das — von der unbeachteten Taglöhnerin unter die angesehensten Frauen und ersten Honoratioren des Dorfes! Kein Wunder, wenn er der jungen Frau den Kopf ein wenig verrückte. Sie glaubte hart und fest, alle Leute müßten sie beneiden und gewaltsam zurückdrängen. Darum suchte sie ihr jung erworbenes Recht desto eifriger zu schützen und geberdete sich wie der Kukuk im fremden Neste. Geschäftige Zungen trugen die Worte, die hie und da fielen, hin und her, vermehrten und verdrehten sie und stifteten manchen Krieg, welchen die streitenden Parteien, den zehnzölligen Tubus der Verläumdung auf die Splitter im Auge des Gegners gerichtet, aus weiter Ferne miteinander führten. Selbst Spatz ließ sich von der jungen Frau verleiten, und machte nach und nach seinem Namen alle Ehre. Als die Wahl zum Kirchenpfleger auf ihn fiel, hielten Kittel, kurze Hosen und Dreispitz nicht länger; sie bekamen alle Fehler und mußten der neumodischen Tracht weichen, damit er dem Schulzen und dem Hofbauern nicht länger nachstand.

Wir müßten Lisbeth ernstlich gram werden, wenn nicht große Tugenden diesen dunklen Herzfleck verdeckt hätten. Sie achtete nämlich die drei Knaben aus erster Ehe wie kostbare Perlen, von Gott in ihre Hand gelegt. Die eigene Mutter hätte sie nicht besser pflegen, nicht sorgfältiger erziehen können, und ihr Eifer erkaltete nicht, als sie selbst ihren Gatten im Laufe der Zeit mit Kindern beschenkte. Ja, sie wußte den Vater zu überreden, daß Joseph, der ältere, studiren durfte und bereits zum Herrn Pfarrer in den Unterricht ging. Spatz wunderte sich oft im Stillen, und manche Leute erklärten mit ihm die Lisbeth für das größte Wunder der Zeit — für eine brave Stiefmutter. Dabei unermüdlich thätig, wenn möglich noch sparsamer und haushälterischer als der Vater, paßten die Leutchen in ihren Eigenschaften, den guten und den schlimmen, trefflich zusammen, wenn auch ihr Aeußeres weniger harmonirte. Lisbeth war nämlich ein großes, starkes Weib, mit freundlichen Augen, blühenden Wangen, kirschrothen Lippen und angenehmen, wenn auch scharf geprägten Zügen, die des Herzens Entschlossenheit bekundeten; Spatz dagegen schmächtig, seiner Zeit bei der Conscription durch's Maß gefallen und seitdem um kein Haar breit gewachsen, so daß er der Frau bequem unter die Arme ging. Dafür streckte er sich zeitig, wie all' die kleinen Gerngroße, trug hohe Absätze an den Stiefeln, und wo die Figur nicht reichte, mußte die Zunge nachhelfen.

Der Kirchenpfleger watete, mit der einen Hand die Rockflügel, mit der andern den Hut haltend, gedankenvoll bald auf, bald neben dem Pfade durch Gärten und Aecker, bis ein tiefes, unfreiwilliges Compliment ihn aus dem Concept warf. Sein Fuß strauchelte und blieb in dichtem Gestrüpp hängen, das der Schnee verdeckte; das Männlein machte einen Luftsprung, der Hut flog als Vorreiter voraus, und die Nase kostete in Hülle und Fülle den frisch gefallenen „Schneeberger" am Boden. Er stand oder vielmehr lag mitten auf der strittigen Einöde. Nach kurzem Bedenken arbeitete er sich empor und suchte im Schnellschritt seinen Hut, der wie ein Gränzstein mitten in der weißen Fläche saß. „Stolpern — stolpern!" murmelte er verdrießlich; „meine Großmutter hat immer gesagt: „„Wer zu einem Geschäfte geht und stolpert, kehre um — es wird ihn sonst reuen."" Pah! ich bin ja nicht gestolpert, sondern gefallen," meinte der Pfleger listig und lächelte über seinen Aberglauben. Hierauf bog er rechts ab in das Dorf, zwischen den Häusern hindurch über die Straße hinüber und stand in wenigen Secunden in der belebten Stube des blauen Löwen.

„He da, Herr Pfleger — Nachbar — Vetter — Gevattersmann — trinkt!" grüßten die Anwesenden nach dem Grade ihrer Bekannt- und Verwandtschaft bunt durcheinander, und ein ganzer Wald von Wein- und Biergläsern starrte dem Ankömmling entgegen, wie er durch die dichten Reihen nach dem offenen Neben-

zimmer schreiten wollte, wo die Herren ihr Schöpplein tranken. Es galt vor Allem, Bescheid zu thun, Mann für Mann, Glas für Glas, wenn's auch hart herging, denn sich weigern hieße den Andern tödtlich kränken und muthwillig eine Feindschaft herauf beschwören. Endlich war diese Begrüßung, noch ein Schatten der guten, alten, deutschen Gastfreundschaft, überstanden, der Pfleger fuhr mit dem rothblumigen Sacktuche, auch einem neuen, seltenen Möbel in diesen Hallen, über den Mund und holte im Weitergehen tief Athem.

„Schlagt's nicht aus, Herr Kirchenpfleger!" forderte da recht zudringlich eine heisere Stimme, und eine lange, abgewelkte Hand hielt ihm zitternd das trübe Schnapsglas unter die Augen, während ein ähnliches Knocheninstrument den Angeredeten wie von ungefähr von der Thüre hinweg nach der Ecke zog. Zu diesen Händen gehörte als Fortsetzung ein eben so dürres, himmelhohes Gerippe, von einer gelblichen, schlappen Haut umschlossen, mit tief eingesunkenen matt schimmernden Augen, hohlen Wangen und schlotterigen Knieen. Ein schäbiges Käppchen, das wohl schon dreimal die Farbe gewechselt, ein Rock mit durchsichtigen Carrées wie Stramin, der die Arme beinahe bis zum Ellbogen freiließ und über die Brust statt der Knöpfe mit Kordel geschnürt war, eine reich befranzte, leinene Hose und ein paar alte Stiefel, die den Fußzehen ohne allen Zwang den freien Anblick der winterlichen Landschaft gönnten, bildeten die Garderobe dazu. Es war

der Student oder „Studentle,“ wie die Dorfleute gemeinlich sagten, nicht ganz ohne Schrecken, wenn sie des alten Sprichwortes gedachten: „Jedes Loth Studentenfleisch kostet einen Dukaten.“ Bei dem Studentle stand dieses kostbare Fleisch im Preise jedenfalls höher. Bis zur Universität hatte er nämlich brav und fromm gelebt, fleißig studirt und an Fülle und Kraft des Geistes und Körpers gleich zugenommen. Von da ab schlug er um. Die freundliche Zusprache seiner Eltern, des Pfarrers und Lehrers wollte er um keinen Preis mehr verstehen und blieb lieber selbst die Ferien über in der Stadt. Dafür verstand er um so besser liederliche, herabgekommene Subjecte, die bereits manches Semester über das „Soll“ die Hochschule frequentirt hatten. Kirchenbesuch und Gebet, ja selbst der kleine Gruß an den heiligen Schutzengel, den zu beten er seinem Vater so hart und fest in die Hand versprochen hatte, wurde an den Nagel gehängt, der Mutter Rosenkranz mit den schweren, silbernen Klippen versetzt, der Hörsaal in einer gemeinen Kneipe aufgeschlagen, Karten und Würfel zum Studium erkoren, und über die heilige Theologie sammt Zugehör, der er sich nach der Eltern Wunsch widmen sollte, nach Herzenslust losgedonnert und gehöhnt. Die greisen Eltern sanken vor Gram in's Grab. Nach ihrem Tode zog der Frühling des Bösen mit seinen welken Blättern, vergifteten Blüthen und tödtlichen Früchten und seinem ganzen Generalstab herauf. Die Erbschaft ward angetreten, in klingende

Münze umgesetzt und im wilden, ungezähmten Taumel der Leidenschaften in kurzer Zeit unter die Leute gebracht. Dem Vermögen folgte das geringe Hausgeräthe; nach diesem wurden Uhr, Bücher und Kleider „verklopft" und so lange fortgezecht und fortgejubelt, bis der letzte Groschen in fremder Tasche klang. Jetzt verliefen sich die trauten, herzlieben Freunde und „Brüder bis in den Tod" spurlos, aus purer Rücksicht, um den gefallenen Jüngling in seinen Betrachtungen und national-ökonomischen Studien nicht unzeitig zu stören. Der Student zog schließlich einige Monate vagirend von Stadt zu Stadt, von Dorf zu Dorf und sank von Stufe zu Stufe, bis ihn die Polizei wohl oder übel in die Heimath schaffte.

Was nun beginnen? Ein verdorbener Student, blutarm, verachtet, jeder ernsten Arbeit entwöhnt, ist das jämmerlichste Geschöpf auf dem ganzen Erdenrund. Nichtsthun und nobel betteln oder schwindeln bleibt der alte Ausweg. Der Studentle schnitt den Schulkindern um ein Stück Brod die Federn, lief Botengänge, diente Fremden und Geometern als Laufbursche, hetzte, weil es mehr eintrug, die Leute hintereinander und machte bei Streitigkeiten für alle Theile den Winkelagenten, Heckenadvokaten oder „Ferkelstecher", und trieb, was Gott verboten hat.

Nicht ohne Widerwillen that der Pfleger Bescheid. „Schmeckt's nicht?" fragte der Lange höhnisch und nahm das Glas zurück. „Seht, so müßt Ihr trinken, so!" und mit einem Zuge rollte das Feuerwasser in den ausgetrockneten Schlund, das Auge glühte momentan

auf, und der Körper schien um einen Schuh zu wachsen. „Noch eins, Herr Kirchenrechner, he? Auf das Wohl der Frau Einöd'! — Sie liegt halt jetzt in schweren Nöthen. Ihr werdet doch einen Sechser springen lassen? Wer gut schmiert, gut fährt, und wer streiten will, muß Freunde suchen.“ —

„Wer sagt, daß ich streiten will?“ forschte der Pfleger, neugierig, wie weit der Studentle die Sachlage kenne.

„Streiten will? — streiten muß, wollen wir sagen. Entweder streiten oder dem dicken Schulzen die gebratene Gans in's Haus tragen — eins von diesen sieben! Wenn Ihr diesen fetten Bissen fahren laßt, so sollte man Euch mit Ruthen peitschen. Glaubt mir,“ — setzte der Studentle flüsternd bei, während er das rechte Auge ein wenig zudrückte und ein überaus gelehrtes Gesicht machte, — „ich kenne den ganzen Verhalt durch und durch. Die wetterwendische Justitia lächelt Euch hold und das jus romanum et germanicum steht unbedingt auf Eurer Seite. Verlieren ist rein unmöglich. Sollt sehen!“ —

„Will wohl sehen!“ meinte der Pfleger, dem diese Worte warm um's Herz liefen, zahlte einen Schnaps, und noch einen, und trat sodann mit freundlichem Gruße in's Apartzimmer.

Gegengruß und Handschlag ward ihm von Seite des Lehrers. Ein ehrwürdiger Mann dieser Lehrer. Das sagten die dichten Schneeflocken, die auf sein Haupt

gestreut waren, das stand auf seiner hohen, klaren Stirne geschrieben, das strahlte aus seinem klugen, blitzenden Auge, das war in dem durchsichtigen Schimmer der Herbströschen zu lesen, die auf seinen zarten Wangen blühten. Ein arger Contrast — ihm gegenüber — der Schulze Rothaug; schwarze, struppige Haare, die wie Binsen und Schleusen über die niedrige Stirne hereinhingen, kleine, trübe Augen, engumschlossen von dicken Hängbacken, worauf die bläulichrothe Nase wie ein Bierschild abstach, und was sich von selbst versteht, eine tüchtige Corpulenz. Ein Vorsteher muß groß und stark sein, damit er weidlich raisonniren, bei Gelegenheit imponiren, und wenn's gilt, seinen Mann vorstellen kann. Hierin excellirte Rothaug und ward darum stets wieder erkoren, wenn auch sein Wissen ihn nicht zu Boden drückte und für die schlechte Unterschrift stets die zitternde Hand herhalten mußte. Ueberdies liebte er keine leeren Gläser, hielt seine Sitzungen gern in Wirthshäusern, heute da, morgen dort, wobei nichts weniger als gelispelt und geflüstert wurde und oftmals die Faust den Tact schlug.

Dankte der gewichtige Mann dem Pfleger? Wir wissen es nicht, und dieser verneint es, will im Gegentheil trotz des silberbeschlagenen „Ulmers" und der ringelnden Dampfwolken ein verächtliches Lächeln um die aufgeworfenen Lippen bemerkt haben. So viel sahen wir, daß der Schulze sich streckte und dehnte, bis vor lauter Kraft und Ansehen zwei Knöpfe sprangen, wäh-

rend die schwere, obrigkeitliche Hand unbeweglich auf der Tischplatte ruhte und sein Glas so fest stand wie angenagelt.

„Setzt Euch, Pfleger!" lud der Lehrer freundlich ein, und schob einen Stuhl zurecht.

„Sie heute hier?" fragte dieser dagegen, da ihm gerade beifiel, nie zuvor an Sonn- oder Feiertagen den Schullehrer im Wirthshause getroffen zu haben.

„Warum nicht? — Wer Neger oder Indianer, Schwarz- oder Rothhäute bekehren will, muß nach Afrika oder Amerika wandern, sonst wird er wenig Taufwasser brauchen. Und wer einen Streit aus- oder vergleichen will, muß an einem neutralen Platze beide Parteien vereinigen, sonst haut er dem Drachen einen Kopf ab, und sieben wachsen dafür hervor. Den Vorsteher traf ich schon hier und Euch ließ ich speciell in diesem Betreffe rufen.

Der Pfleger nickte zum Zeichen des Einverständnisses, zog ein Stückchen Kreide aus der Westentasche, und malte nach alter Gewohnheit Zahlen auf den Tisch. Der Schulze schwieg und saß steif und starr, wie ein hölzerner Mann, der im Innern glüht und Rauch ausspeit.

„Gehen wir sogleich herzhaft darauf los! Wer lang zaudert, geht leicht irr. Es handelt sich um Euren Einödbesitzstreit, der nachgerade Euch und andern Leuten die Köpfe warm macht. Seht, Männer, seit zehn Jahren hat kein Advokat in unserm Dorfe eine Carolin verdient.

Immer gelang es mir, die streitenden Parteien zu versöhnen. Um so tiefer würde es mich schmerzen, wenn in diesem Falle unsere ersten und reichsten Bürger, die Vorstände der Gemeinde, um ein Bagatell einen Prozeß anfangen und dadurch allen Uebrigen ein schlechtes Beispiel geben würden. Das wäre eine schwere Verantwortung, glaubt mir! Deshalb — wer weiß einen passenden Vorschlag? Er spreche ihn frei und offen aus!"

Die Gegner schwiegen. Der Schulze dampfte in Gedanken an die zukünftige Eisenbahn wie eine Locomotive, und der Pfleger malte und stellte mehr Zahlen neben einander, als er auszusprechen vermochte. Keiner wollte sich etwas vergeben.

„Gut!" begann der Lehrer wieder, „wenn Niemand vorschlagen will, so bleibt die Reihe an mir. Was ist die Einöd'? — frage ich vor Allem, um eines naturhistorischen Rückblickes nicht zu vergessen. Ein schlechter, kulturunfähiger, wüster Flecken Heide, reich besäet mit Steinen, Dornen und Disteln, Gestrüpp und Schlingpflanzen —" der Pfleger, eingedenk seines Falles, nickte bejahend, — „der Tummelplatz wilder Jungen und der Sprech- und Ruhesaal für Gänse, Hühner und anderes Geziefer und Ungeziefer. Links und rechts ein Garten und mitten hindurch führt der Gemeindeweg. Seit undenklichen Zeiten hat Niemand ein Eigenthumsrecht an diese Wüstenei geltend gemacht. Auch Euch wäre es niemals in den Sinn gekommen, wenn nicht — meines Wissens — der Studentle, dieser holde, liebe Bote des

Friedens und der Eintracht, das Gerücht ausgesprengt hätte, demnächst werde die Eisenbahn darüber führen und bei der Ablösung jede Scholle mit Gold aufgewogen werden. Nach meiner festen Ueberzeugung ist die Einöde Gemeindegut, keines Einzelbürgers Eigenthum. Nun wird aber die Gemeinde, durch den Vorsteher repräsentirt, den Schulzen nicht verklagen. Darüber sind die Gelehrten einig. Also bleibt Ihr, wenn auch widerrechtlich, die einzigen Concurrenten, ohne jedes weitere Recht, ohne jeden andern Beweis, als daß Ihr Nachbarn, „Nebenläger“, seid. Wahr oder nicht?“

Die beiden Gegner schwiegen, um ja keinen der Gründe und Beweise vorzeitig zu verrathen, die sie alle noch zu ersinnen gedachten.

„Gut!“ fuhr der Lehrer fort, „wenn Ihr also ohne legale Gründe, ohne rechtsgültige Beweise eine Klage anhebt, so springt am Ende nichts heraus als Mühe und Laufereien, Gerichts-, Advokaten- und Prozeßkosten, Sporteln und Tantiemen, Stempel, Boten- und andere Gebühren, die schon manches schöne Anwesen ruinirten, und zuletzt wird von Gerichtswegen verglichen. Ich kenne das, sollt' sehen! Darum seid vernünftig, und vergleicht Euch jetzt, ohne Aerger und Feindschaft, ohne böses Beispiel, ohne Kosten und Reue und Leid hintendrein. Ich will Euch zwei Vorschläge machen. Wollt Ihr sie hören?“

„Hm! — ja!“ meinten beide.

„Also: entweder Ihr betrachtet die Einöde als gemeinsames Eigenthum und theilt gleichheitlich die Ablösungssumme, welche die Commission zahlt — oder wir spalten die Einöde in zwei Hälften, werfen das Loos, und jeder nennt den Theil, der ihm zufällt, sein Eigenthum. Was meint Ihr dazu, Pfleger?"

„Numero Eins," entgegnete dieser bedächtig und schrieb auf's Neue die Zahlen, welche er vielleicht schon mehr als sechsmal ausgelöscht hatte, „könnte gehen, kann aber auch einen Zankapfel für alle Zeiten geben. Numero Zwei gefällt mir nicht, und wenn ich frei reden soll, unter keiner Bedingung. Sie selbst predigen stets gegen das Lotteriespiel, Herr Lehrer, und doch bedeutet Ihr zweiter Vorschlag im Grunde nichts anderes. Die Eisenbahn kann ganz leicht nur einen Theil der Einöde berühren. Das Glückskind also, dem dieser zufällt, zieht von der Commission die Ablösungssumme und der Durchgefallene mag sich an den Dörnern und Disteln schadlos halten."

Wer einen Streit schlichten will, kommt häufig in die Lage, daß die Kämpfenden momentan sich vereinen und gemeinschaftlich auf den Abwehrer losschlagen. So ging es auch hier.

„Ueberhaupt begreife ich nicht," ließ sich nämlich jetzt zum ersten Mal und ohne Rücksicht auf die edle Absicht des Lehrers der Vorsteher vernehmen, — „warum ich um ein gutes, ererbtes Recht losen soll? Jeder Mann kennt seine Rechte — ein Schulze doppelt — und

muß sie zu vertheidigen wissen. Der alte Kreuzwirth vermachte seinem Pathen, meinem Urgroßvater die Einöd' sammt dem kleinen Baumfeld. Ich bin der Urenkel davon und somit gesetzlicher Erbe. Das, dächt' ich, begreift jedes Kind."

„Langsam — nur langsam!" fiel der Pfleger rasch dazwischen und erklärte mit scharfer, markiger Betonung, indem er bei jedem Worte mit der Kreide auf den Tisch tupfte: „Der alte Kreuzwirth — Gott gehab' ihn selig! — gab seiner Pathin, meiner Urgroßmutter, den großen Garten sammt der Einöd'! Euer Urgroßvater erhielt den kleineren Garten und darum ..."

„Legte der Kreuzwirth die Einöd' bei," unterbrach ihn der Schulze heftig, „auf daß zwischen den Theilen ein Verhältniß sei."

„Umgekehrt ist auch gefahren, Herr Schulze," entgegnete Spatz, nicht ohne Anflug eines leichten Spottes. „Zum großen Garten fügte er absichtlich die Einöd', weil er die Pathin liebte wie sein eigenes Kind, und sie ihn hegte und pflegte bis zu seinem seligen Ende. So ist's und nicht anders."

„Still, Männer, still!" wehrte der Lehrer. „Ereifert Euch nicht, sonst vermittle der Kukuk! Weder dem Pathen noch der Pathin konnte der Kreuzwirth das Feld vermachen, weil es niemals sein Eigenthum gewesen. Keine Silbe werdet Ihr darüber finden, weder in den Kauf- und Schenkungsbriefen, noch im Lagerbuche, noch sonst wo. Glaubt mir!"

„Das wird sich zeigen," bemerkte Rothaug, verstummte aber plötzlich, als draußen im Wirthszimmer eine gellende Stimme — sicherlich der Studentle — wie im Streite mit den Bauern schrie und wetterte: „Was? — Kleinigkeit? — Bagatell? — Schöne Kleinigkeit das, wenn man um Hunderte würfelt! Ihr Leute kennt Euch bei dieser Geschichte sammt und sonders nicht aus. Versteht Ihr's? — Wäre ich Einödbesitzer, so würde mir die Wüstenei bei dem ersten Blicke des Frühlings gestürzt, geackert und gesäet und überdies mit etlichen halbwüchsigen Bäumen besetzt. Kommt dann die Commission, so gilt sie für ein Feld erster oder im geringsten Anschlag zweiter Bonität. Wer hat denn etwas dagegen, wenn der Vorsteher oder der Kirchenrechner vom Staate einige hundert Gulden geschenkt bekommt? Die Commission kümmert sich nicht um die Vergangenheit, sondern einfach um den status quo. Das versteht Ihr einmal nicht. Mit Gold werden die Schollen nicht aufgewogen, aber mit silbernen Dielen müßte mir die Einöd' gebrettert werden. So ist's!"

Diese Worte zündeten wie lodernder Schwamm im dürren, prasselnden Farrenkraut. Die Gegner wollten vom Vermitteln nichts mehr wissen, so sehr auch der Lehrer sich abmühte; sie stritten unnütz hin und her, verfeindeten sich mit jedem Worte mehr, und zogen selbst Amt und Würde mit in's Spiel.

„Ich will mein Recht," schrie zuletzt der Schulze, und ließ die Faust schwer wie einen Hammer auf den

Tisch fallen, „nichts als mein gutes Recht! Und das werde ich beweisen, dafür bin ich Gemeinde-Vorstand. Kann's ein Anderer auch, so braucht er sich nicht zu scheuen."

„Durchaus nicht", lachte der Pfleger höhnisch. „Was ein Schulze in vier Wochen beweisen kann, das beweist unser Einer in vier Stunden dreimal. Und wenn ich den Prozeß beginne, so wird er durchgeführt bis zum Ende — und um jeden Preis der Welt. Es kommt Alles d'rauf an, wer am längsten aushält."

„Geld hab' ich!" warf der Schulze zur Antwort protzig hin und schlug auf die Tasche, daß es lustig darin klimperte und klang. „Ein Bettelmann wird kein Vorsteher."

„Geld allein gewinnt keinen Prozeß," meinte Spatz recht bissig;

„Verstand und Geld
Regiert die Welt."

„Mein Verstand ist über jeden Zweifel erhaben," entgegnete Rothaug, — „sonst wäre ich nicht Ortsvorsteher. Kurz und gut! — was brauche ich mit räuberischen Spatzen zu hadern? — Ich will mein Recht."

„Und ich auch — trotz aller roth' Augen und Nasen," entschied der Pfleger und zerdrückte in der Hitze sein Stückchen Kreide.

„Und ich suche den Heimweg," bemerkte gerade nicht sonderlich erbaut der Lehrer, welcher sich längst erhoben hatte, — „mit dem herzlichsten Wunsche, daß

es Euch nach Jahr und Tag recht tüchtig gereuen möge."

Er schied. Die Vorstände traten in's Wirthszimmer, setzten sich zu verschiedenen Parteien, disputirten und raisonnirten, zechten und tranken bis in die tiefe Nacht hinein für — ihr Recht.

II.

Ein Gang zur Stadt.

„Wie bist du, Frühling, gut und treu,
Daß nie du kömmst mit leerer Hand! —
Du bringst dem Baume Blätter neu,
Dem Blümlein farbiges Gewand!

Du bringst das Lied dem Vögelein,
Durch dich so blau der Himmel lacht!
Du bringst der Welt den Sonnenschein, —
Was hast du mir denn mitgebracht?"

Redwitz.

Gegen Morgen, sagt man, werden die Träume ruhiger und klarer, der Schlaf leiser und erquickender. Hierin hätte uns am andern Tage der Pfleger Spatz unbedingt widersprochen. Er fühlte eine dumpfe, bleierne Schwere in Kopf und Gliedern, und selbst nachdem ihn wiederholtes Mahnen unangenehm berührt hatte und der helle Tagesschein in die Federn leuchtete, besann er sich noch, ob er eigentlich wache oder träume. Mehr

als einmal fuhr er mit der Hand über die Stirne, als wollte er die empfindliche Haut abstreifen, um lichteren Gedanken Zutritt zu verschaffen. Unter dem Haarboden stach und zwickte, krabelte und brannte, zwirbelte und summte es, als triebe ein ganzer Flug junger Bienen in der Hirnschale sein Unwesen. Es ging langsam, sehr langsam her, bis er seine Werktags-Uniform herbeisuchte und sich allmälig ankleidete. Inzwischen tauchten die gewichtigen Sprüche und Drohungen, welche er vor wenigen Stunden ausgestoßen, nach und nach wieder in seinem Gedächtnisse auf. Er war vor wenigen Stunden der Meinung gewesen, die ganze Welt zu dominiren und in der Hand zu erdrücken; am Morgen führte die Sache einen widerlichen, salzigen Beigeschmack, so sehr sich auch das stolze Selbstgefühl gegen ein solches Geständniß sträubte. Wiederholtes Mahnen von der Stube herein zerstreute für den Augenblick die trüben Nach- und Nachtgedanken und trieb zu verdoppelter Eile.

„Endlich und endlich!“ rief Lisbeth nicht ohne einen leichten Anflug von Unwillen, als der Pfleger allgemach aus der Kammer hervorkam. „So komm' doch — es wird ja Alles kalt! Wir warten schon über eine Stunde.“

Die Knechte warfen sich verstohlen bedeutsame Blicke zu, und der Herr streckte, ohne ein Wort zu verlieren, den Arm aus, um die Wanduhr zu stellen, welche seines Erachtens heute viel zu schnell lief. „So

laß doch!" rief die Frau, — „die Uhr geht auf die Minute. Ich habe sie beim Morgenläuten selbst gerichtet. Die Zeit wartet nicht auf dich. Das Licht bringt den Tag und darnach müssen sich Uhren und Menschen richten."

Rundum abgestimmt, nahm Spatz einen tüchtigen Trunk Wasser aus der hölzernen „Stütze", um seinen durchlöcherten Magen ein wenig zu restauriren, und setzte sich bei. Die Kinder und Dienstboten hatten bereits ihre Feldhühner in Erdäpfelgestalt gerupft und dieselben mit Hülfe einer „gespritzten" Suppe, aus Milch und Wasser bestehend, in ein anderes Land verschifft. Die Frau saß wie ein verlorner Posten vor der zinnernen Kaffeekanne, aus der hin und wieder spärliche, kaum sichtbare Rauchwölkchen emporstiegen, zum Zeichen, daß noch einige Wärmegrade darin vegetirten. Sonst hatte Mann und Weib, Kind und Gesind' gemeinsam bald mit, bald ohne Kartoffel die Frühsuppe getheilt; seit Spatz durch die Wahl ein „Herr" geworden, trank er mit seiner Frau Kaffee. Die Knechte spotteten über die braune Bankerottbrühe, wie sie sich ausdrückten, aber die Mägde blickten so sehnsüchtig und lüstern den Tisch hinauf, als ob die Bauchkanne ein Meer voll Süßigkeit und Wohlgeschmack umschlösse. Indessen hielt der Pfleger an manchen andern Ueberlieferungen treuherzig fest. Sonst war er der Erste auf dem Platze. Alle mußten herbei, niederknieen und gemeinsam mit ihm das Morgengebet verrichten. Heute ging das anders. Die Knechte erschienen einzeln und verspätet, die Mägde machten die Sache leise

und kurz ab und der Hausvater vergaß sie ganz. Schlimm genug, wenn einem solchen Tage viele gleiche folgen.

„Der Holzmacher Haun war da und wollte seinen Zins zahlen," referirte Lisbeth nach kurzer Unterbrechung. „Er nahm das Geld wieder mit."

„Warum?"

„Ohne Quittung zahlt er kein Geld. Er meint: Du sollst nun das Geld selbst holen; er habe keine Zeit, heute nochmals herzugehen. Ob der Zins bis morgen beisammen bleibe, darauf könne er auch nicht schwören."

„Seit sechs Wochen habe ich mit dem Burschen Nachsicht gehabt, und jetzt stellt er mir den Stuhl vor die Thüre," brummte der Pfleger mißmuthig. „Das ist mein Dank. Bärbel," wandte er sich zu der ältern Magd, — „du holst sofort das Geld! Dort im Kasten liegt die Quittung."

„Kannst zugleich auf dem Heimwege den alten Hirten-Heine bestellen," befahl Lisbeth noch an. „Er soll vor dem Austreiben herkommen!"

„Wo — wozu?" fragte der Hausvater erschrocken und überflog rasch die Köpfe seiner Kinder. Alle waren da. „Was fehlt? — wer ist krank?"

„Wozu? — wer ist krank?" wiederholte die Frau halb spöttisch halb mißmuthig, — „wir alle nicht. Nach Mitternacht riß sich der kleine Stier los und stieß die Bläß am ganzen Beine wund. Das Thier

schrie in seinem Schmerze fürchterlich, und all' die andern in ihrer Unruhe mit. Es war ein Höllenlärm. Auf einmal hörte ich ein entsetzliches Krachen und Poltern, als wenn das Haus über mir zusammenbrechen wollte. Ich lief von Kammer zu Kammer — weder Herr noch Knecht war zu finden. Als ich hinabkam, hatte der Stier ein Fach der Stallwand hinaus gerannt und sich mit den Hörnern fest eingeklemmt. Ich ließ ihn stecken — bis heute Morgen konnte er seinen Muth kühlen. Der Hirten-Heine muß die Kuh kuriren, und auch der Maurer ist kein Ueberfluß."

Der Herr schwieg, die Knechte auch. Die Frau aber fuhr fort: „So verlassen darf mir das Haus nicht mehr stehen. Die beiden Knechte gehören zur rechten Zeit heim — einmal für allemal."

„Das ist unser Dank!" repetirte Michel die eigenen Worte seines Herrn. „Wir mußten wachen und schützen. Manche Nacht regnet's statt Wasser Prügel, und in solcher Gefahr ist's rathsam, wenn man ein tüchtiges Regendach dabei hat. Es kam freilich nicht dazu, aber — das ist unser Dank."

Lisbeth biß sich auf die Lippen und verließ sichtlich verstimmt die Stube. Die Dienstboten folgten ihrem Beispiele. Der Hausvater aber retirirte sich auf den Sorgenstuhl hinter dem Ofen, um vor Allem recht authentisch zu überlegen, was er zu beginnen habe? — Die Gedanken mußten schwer drücken, denn bald nickte er Schlag für Schlag mit dem Haupte, als wollte er

schon im Voraus zu Allem „Ja" sagen. Nur Schade, daß die süße Ruhe nicht lange währte. Eben machte er wieder eine tiefe, andächtige Verbeugung, als plötzlich die Thüre aufsprang und Lisbeth in größter Aufregung hereinstürmte. Das Häubchen halb im Nacken, die Haare verschoben, rang sie die Hände, schluchzte und weinte in einem Tempo, und drückte die leinene Schürze bald vor den Mund, bald vor die Augen. „O Gott!" jammerte die Arme, „wie geht mir's? Einen Mann und auch keinen! Da sitzt er, simulirt, diftelt und schläft, während Andere sein Eigenthum am hellen Tage wegschnappen. Träume nur schön fort von deinen Luftschlössern — bis du aufwachst, haben dich vielleicht die Spinnen eingesponnen."

Mit einem Satze stand der Pfleger auf beiden Füßen und stotterte, nicht wenig überrascht: „Wa — was ist? — was gibt's?" —

„Geh' nur hinaus!" fuhr Lisbeth vorwurfsvoll fort; „der alte Hirten-Heine kann dir's erzählen. Dem Schulzen wollt Ihr den Verstand absprechen? Er kann nicht schreiben, nicht rechnen, keine Stiftungen verwalten, aber in seinem kleinen Finger steckt mehr Politik, als in so einem ganzen, lebendigen Rechenexempel. Geh' nur!" —

„So sprich doch: was will er denn?" —

„O, tröste dich! — er hat es schon. Heute in aller Frühe ließ er Blöcher, große Steine und Bau-

holz auf die Einöd' fahren und hat sie vollständig als sein Eigenthum in Besitz genommen."

Der Pfleger stand da, wie aus den Wolken gefallen. Er sah sich total überlistet. Dem ersten Schrecken folgte ein gewaltiger Ingrimm, der seine ganze Ueberlegung und Thatkraft in's Feld rief. „Meinen Rock, Frau," gebot er entschlossen, „meinen Hut und Geld! Ich gehe an's Landgericht." —

„Bei diesem Wetter, Stanes? — Sieh 'mal, wie wüthend es draußen stürmt und schneit, daß die Fenster seufzen und zittern, und heute — ist kein „Klagtag"".

„Rock, Hut und Geld!" versetzte Spatz noch entschiedener und stampfte mit den Füßen. „Die Herrn am Gerichte kennen mich und ich erhalte wenigstens einen ordentlichen Einschlag. Kein Weg ist mir zu weit, kein Wetter zu schlecht! Ich muß diesem Schnapphahn zeigen, was Gebietsverletzung und eigenmächtige Selbsthülfe bedeutet." —

Lisbeth trocknete ihre Thränen, schaffte die verlangten Requisiten herbei und sah bald so heiter und zufrieden d'rein, als wäre der süße Gedanke an Rache schon zur That geworden. „Wie viel Geld, Zenes?" fragte sie freundlich und leerte ihre ganze Sparkasse auf den Tisch.

„Viel Geld — nur viel! Bei solchen Gelegenheiten muß man sich vorsehen." —

„Nimm diese Karolin — lauter neue Gulden! Ich hatte sie für unsern Joseph zusammengespart, wenn er

in die Stadt zum Studiren käme. Bis dorthin bekommen wir wieder anderes Geld.“ —

Der Pfleger packte Alles zusammen und eilte davon. Kaum daß er sich zum Grüßen Zeit nahm, geschweige zu einem Griffe in das Weihwasserkesselchen an der Thüre.

Den Blick starr auf den Boden geheftet und voll feurigen Eifers stieg Spatz den Hohlweg hinter seinem Hause hinauf, welcher auf der Mitte der Anhöhe nach zwei Seiten mündet: rechts auf die Poststraße, die sich wie ein Silberstreifen um den tannenbesetzten Berg windet und zwei Meilen weit zur nächsten Stadt führt, — links auf eine Vicinalstraße, welche sich durch düstere Waldgründe, Schluchten und engbegränzte Thäler nach dem drei Stunden entfernten Landgerichtssitze zieht. Der Wille war stark, aber — die Füße schwach und der Pfad schlecht. Unter der jungen Schneedecke lag Glatteis. Je fester und rascher Spatz in seiner Eile auffußte, desto häufiger glitt er aus, rutschte bald vor-, bald rückwärts, und stand mehr als einmal in Gefahr, sich durch höchsteigenen Naturselbstdruck im Schnee zu verewigen. Ueberdies durfte heute nichts ohne Störung ablaufen.

„Halt!“ bannt ihn mitten im Hohlweg ein Zuruf. Er blickt auf — der Studentle versperrt den Pfad, grüßt ihn mit einem Lächeln, so vertraut, als hätten beide seit Jahren zusammen gezecht, und reicht ihm zu allem Ueberfluß die blaugefrorne Hand. Mit einem

Handschlag bekräftigt und besiegelt man ein treues Wort, mit einem Handschlag angelt aber auch der Treulose unruhige Köpfe. „Wohin? — rechts oder links?“ —

„Links! — Ich will den Schulzen bei Gericht belangen; er hat mein Eigenthum verletzt.“ —

„Spart den Gang! — Ihr kommt zu spät.“ —

„Zu spät? — Bürschchen, Bürschchen!“ droht der Pfleger mit Wort und Stock; „gestern pfiff das Vöglein ganz anders.“

„Durchaus nicht. — Ihr kommt am Landgericht zu spät, weil ich den Schulzen schon vor einer Stunde gegen den Wald zu rennen sah.“ —

„Desto besser. Dann sind beide Parteien zugegen.“ —

„Das heißt: die eine Partei ist abgehört und hat ein Decret in der Tasche, bis die andere erscheint.“ —

„Bursche! — mach' mich nicht wild!“ —

„Nur doucement!“ versetzt der Studentle gelassen, blickt vorsichtig den Pfad auf und ab, und fährt mit gedämpfter Stimme fort, während er den Pfleger scharf fixirt: „Ziffern machen und Prozesse führen ist zweierlei. Aufgepaßt: possessorium plenarium: — der Vorsteher nimmt die Einöd' faktisch in Beschlag, — decretum de non amplius turbando: — rennt auf's Landgericht und erwirkt ein Decret, daß dem Spatz untersagt sei, bis zur ausgemachten Sache den Rothaug im Besitze zu stören. So vermuthet mein Combinationsgeist.“ — Langsam und pathetisch sprach der Studentle diese Worte, und weidete sich an

der Bestürzung seines Clienten, der den Unglückspropheten groß anstarrte und bei jeder lateinischen Silbe um einige Zoll zurückrutschte.

„Und ich soll die Hände in den Schooß legen und ruhig zusehen!“ rief Spatz endlich, indem er allmälig wieder avancirte, den Hut lüftete und seinen Rock aufknöpfte, weil ihm heiß und bang wurde.

„Nein! — bis jetzt ist nichts verloren,“ tröstete der Rathgeber. „Ihr tretet nun mit einem Advokaten als Kläger wegen Besitzstörung auf und laßt die Klageschrift einreichen. Das Klagsduplicat wird dem Rothaug zugefertigt. Alsdann heißt's: argumenta: — er muß beweisen, daß er und seine Vorfahren schon zehn — zwanzig — dreißig — vierzig und noch mehr Jahre im Besitze der Einöd' sind. Replik et Duplik: — Ihr macht Einwürfe dagegen, und fechtet seine Beweise an. Es ist leichter, Steine in einen Garten zu werfen, als sie aufzulesen. Verstanden?“

„Zu welchem Advokaten soll ich gehen?“ —

„Ihr geht in die Stadt zum Dr. Faßhand.“ —

„Wo wohnt er?“ —

„Die Hauptstraße hinab, rechts. Da steht am Ende der Straße ein großes, stattliches Haus, die Thüre ist immer offen. Im Hausplatze seht Ihr zehn, zwölf, ja fünfzehn Stöcke um ein eisernes Gestell lehnen. Jeder Stock bedeutet einen Mann, der im Vorzimmer harrt oder bei dem Herrn Justizrath, wie man

ihn titulirt, vorspricht, um sich Rath zu holen oder Prozesse zu führen. Er gewinnt Alles."

„Und was soll ich zu ihm sagen?" fragte einem Schuljungen nicht unähnlich der Pfleger weiter.

„Nichts, gar nichts." —

„Gar nichts?" wiederholte dieser ungläubig.

„Kein Wort. Dr. Faßhand ist ein hochgelehrter Mann. Er darf Euch einfach ansehen — und er weiß, was Ihr wollt, bringt und braucht." —

Was hält der Landmann bei dem Juristen nicht für möglich? Der Pfleger wollte scheiden. „Halt!" rief der Studentle noch; „gestern mußte ich Euch zu Liebe meinen Magen maltraitiren, heute da eine Stunde frieren, und scharfe Luft und viele Worte vertrocknen die Gurgel." —

„Geh' zum blauen Löwen — auf meine Rechnung!" versicherte der Pfleger herablassend. Beide schieden. Hinter seinem Rücken machte der Student einen Luftsprung im Schnee — ob aus Freude oder Kälte, wer weiß es? —

Bedeutend langsamer, als er den Marsch angetreten, wanderte Spatz nach vier Stunden zum Stadtthore hinein. Die Thurmuhr, pünktlich harmonirend mit seinem Magen, schlug zwölfmal und dröhnte so ernst und feierlich nach, und die Wetterfahne auf dem Dache pfiff bei jedem Windstoße so schrill und kreischend dazwischen, wie warnende Stimmen. Der Pfleger achtete nicht darauf, steuerte direct nach der Hauptstraße, lugte

dort links und rechts in jede Thüre und drang selbst manchmal verwegen ein. „Hier ist's!" sprach er endlich halblaut, indem er vor einem großen, prachtvollen Neubau Halt machte, zog demüthig den Hut vom Kopfe, stampfte den gefrornen Schnee von den Stiefeln, und stieg so leise und vorsichtig die paar Stufen hinan, als trete er auf lauter Eier. Wirklich lehnten im Hausgange an einem Gestell mehr als fünfzehn Stöcke von den abenteuerlichsten Formen, vielleicht alle zusammen keine sechs Batzen werth. An der Thüre daneben prangten große Buchstaben. „Wa — wa — wartzimmer!" buchstabirte der Pfleger leise und wandte sich nach der entgegengesetzten Thüre. „Bu — bu — re — au!" — stand dort. „Das muß ein rechtsgelehrtes Wort sein," calculirte er; „nur die letzte Silbe ist gut deutsch." Sein Herz pochte lauter als das Holz, während er bald hüben, bald drüben sachte anklopfte, horchte und wieder anklopfte. Links und rechts kein „Herein!" Weiter vorzudringen getraute er sich nicht; er verlegte sich also auf ein altbewährtes Mittel in solchen Lagen: das Warten. Zum guten Glücke sollte die Geduldprobe nicht lange währen. Ein reich gallonirter Diener kam im Geschwindschritt die Stiege herab, in den Händen leere Schüsseln, unter dem Arme eine Serviette. „Was will Er?" rief er dem Harrenden, der mehrere Knixe schlug, entgegen und warf sich rasch in die Brust.

„Ich bin der Pfleger von Kleinberg. Ich und der Schulze Rothaug, den Sie gewiß auch kennen, haben

einen Streit über die Einöd', und da möchte ich einmal den Advokaten um Rath fragen."

„Ah — den Herrn Justizrath, will Er sagen, den hochgelehrten Herrn Doctor Juris Faßhand. Da muß Er wohl warten. Wir speisen so eben zu Mittag, und es dauert heute etwas länger, weil Gäste geladen sind und wir ein kleines Familienfest celebriren. Nur hier herein!" — Die Meldung war sicherlich wahr; denn während der Bediente das Wartzimmer aufsperrte, erschallte von oben ein lautes, munteres Lachen, ein fröhliches, vielstimmiges Hoch folgte, und dazwischen klangen die Gläser so hell und zauberisch, daß sich der leere Magen des Pflegers vor Sehnsucht krümmte und wie eine Hand umdrehte. Der Laquai, nicht der schlechteste seiner Façon, mochte das fühlen. Mitleidig öffnete er im Zimmer ein Wandschränkchen, brachte eine trübe, staubige Flasche daraus hervor, und schenkte davon in ein kleines Gläschen, einem Fingerhut nicht unähnlich.

„Wäre nicht nöthig, — danke schönstens!" betheuerte der Pfleger, während er gierig nach dem Gläschen langte, und brachte zugleich bei dieser Gelegenheit eine andere Frage, die ihn ganz besonders drückte, an den Mann. „Wo sind denn die andern Kläger, Herr Bedienter, die zu den Stöcken da draußen gehören?"

„Außerhalb!" versetzte dieser mit Ernst und Nachdruck, um jede weitere Erkundigung abzuschneiden, versperrte seine Flasche wieder und überließ den Frager seinen Gedanken.

Leider reichte das Gläschen Liqueur nicht so weit, als das Warten. Erst nach zwei langen, langen Stunden wurde der Pfleger in's Bureau beschieden. Er wollte nicht unhöflicher sein als Andere, lehnte seinen Stock vor die Thüre, steckte seinen Hut darauf und trat erst auf ein drittes, kräftiges „Nur herein!" unter endlosen Complimenten, eines drolliger und tiefer als das andere, in's Zimmer. Der Advokat, ein ältlicher, wohlbeleibter Herr, auf dessen Wangen noch die Wein- und Tafelfreuden wie Purpur glühten, stand an einem Pulte zwischen hohen Actenfascikeln und dickleibigen Folianten, während im nächsten Gemache mehr als eine Hand geschäftig die Feder rührte. Scharf fixirte



er den Eingetretenen über die goldene Brille hinweg, nahm eine Prise und begann sein Examen.

„Was bringt Ihr?"

„Ich bin der Kirchenpfleger Spatz aus Kleinberg." —

„Ganz wohl, und Euer Anliegen?" —

„Das darf ich nicht nennen," betheuerte Spatz mit pfiffiger Miene. „Sie wissen es ja ohnehin." —

„Ich?" fragte der Anwalt erstaunt, — „daß ich nicht wüßte! Beichten müßt Ihr, sonst kann ich nicht helfen." —

„Ja, sehen Sie, ein Bekannter aus unserm Dorfe, der auch „g'studirt" ist, hat mir's vertraut, daß Sie Alles wissen, sobald Sie mich nur sehen." —

„So – o!" rief der Anwalt und biß sich auf die Lippen, während aus dem Nebenzimmer ein schlecht unterdrücktes Kichern hereindrang. „Ihr Leute traut einem Rechtsgelehrten viel zu. Also," fuhr er nach kurzem Bedenken fort, „Ihr seid von Kleinberg. Da führt, wenn ich nicht irre, die neue Eisenbahn vorüber. Oder nicht?" —

„Ja — wohl," bestätigte der Pfleger, „und deshalb . . . ." —

„Deshalb habt Ihr," fuhr der Anwalt schnell dazwischen, „einen Ablösungs-, eventuell einen Besitzstreit." —

„Richtig! — getroffen!" rief der Pfleger und patschte erstaunt die Hände zusammen. „Jetzt ist meine Sache gewonnen." Und sofort erzählte er mit der größten Zungenfertigkeit die ganze Affaire, staffirte sein schwaches Recht möglichst gut aus, und malte den Schulzen im

heiligen Eifer schwärzer als schwarz. „Kurz und gut,“ schloß Spatz, „der Schulze hat die Einöde heute Morgens besetzt, zu deutsch: gestohlen; aber ohne Prozeß lasse ich ihm das Landstück nicht — es mag kosten, was es will.“ —

„Also werde ich die Sache aufnehmen,“ bemerkte Dr. Faßhand freundlich, „und gegen den Schulzen eine Klage wegen eigenmächtiger Besitzstörung einreichen. Alles Weitere wird sich finden. Vorläufig habt Ihr einen Vorschuß von elf Gulden für die Klage zu erlegen.“ —

„Soll nicht fehlen,“ antwortete der Pfleger und schlug auf die Tasche, daß es hell erklang, froh im Herzen, sich als kluger Mann ordentlich vorgesehen zu haben.

Die Sache wird aufgenommen, Spatz reiht die elf neuen Guldenstücke neben einander auf einen Actendeckel und sucht schließlich, geistig und materiell erleichtert, rückwärts die Thüre. Mehr stolpernd als gehend tritt er heraus, zieht die Thüre leise nach sich und tastet nach Hut und Stock — er greift nur Luft und leere Wand. Er langt nach der andern Seite — abermals vergebens. Nun erst sieht er sich ordentlich um — hier ist nichts und da ist nichts. „Aha!“ denkt er nicht ohne einen gewissen Anflug von Selbstgefühl, „der Bediente hat mein Zeug im Wartzimmer aufgehoben. Das muß ein ordentlicher Mensch sein! Hätte ich dem Herrn nicht Alles geben müssen, der bekäme mir ein Trinkgeld. Nun, das nächste Mal.“ Mit diesen Gedanken öffnet er das Wartzimmer — Hut

und Stock sind nirgends zu sehen. Jetzt wird ihm recht kleingläubig und beklommen zu Muth. Hastig rennt er den Gang auf, den Gang ab, spürt alle Winkel aus, probirt alle Thüren, kriecht in die Kamine, untersucht die Stiege, die Wände, die Fenster, läuft auf die Straße, wieder herein — Alles vergeblich. „Herr Bedienter! — Herr Bedienter!" schreit er endlich überlaut in der Angst seines Herzens; „mein Hut, mein Stock! Zu Hülf'! — zu Hülf'!" —

„Was gibt's da unten?" ruft dieser dagegen und springt die Treppe herab. „Ein solcher Lärm in unserm Hause!" —

„Mein Hut, mein Stock!" jammert Spatz auf's Neue. „Ich hab' schon Alles darnach ausgesucht. Da hab' ich beide hingestellt an die Thüre." —

„Was? — dorthin?" lacht der Laquai höhnisch; „keine vier Schritte von der offenen Hausthüre! Ist Er denn auf's Hirn gefallen? Das heißt doch Spitzbuben mit Gewalt in's Haus locken. Adieu Hut — adieu Stock! — die kommen nimmer wieder!" —

„Nimmer wieder!" wiederholt wild aufwallend der Pfleger bei diesem unzeitigen Spotte und stemmt beide Arme in die Seite. „Nimmer wieder! Das will ich sehen. Also gestohlen — im Hause eines Advokaten gestohlen — im Gange des Rechtes, wo man beschützt werden soll? Eine schöne Wirthschaft! Warum werden denn die Stöcke da nicht gestohlen, he?" —

„Dafür ist gesorgt, toller . . . ." —

„Ruhig da draußen!“ gebot jetzt der Anwalt, welcher unter die Thüre getreten war, während etliche Schreiber neugierig auf den Fußspitzen über seine Schultern hinweglugten. „Ihr schlagt ja einen Scandal auf, daß alle Leute vor dem Hause stehen bleiben! Ich bitte mir Ruhe aus. Pfleger, nehmt Euren Hut, wo Ihr ihn hingelegt habt, und damit abgemacht!“

„Nehmen Sie,“ versetzte dieser bitter, aber schon gemäßigter, „wenn er gestohlen ist!“ —

„Wofür ist das Wartzimmer? Wer sein Zeug an die offene Hausthüre stellt, muß sich das gefallen lassen. Verlangt ihn von dem, der ihn forttrug. Daß Ihr mein Haus mit diesem Geschrei in schlechten Ruf bringt, muß ich mir allen Ernstes verbitten und werde, wenn nicht sofort Ruhe wird, das Gesetz gegen Euch zu Hülfe rufen.“

Der Pfleger erschrack. Vor dem Gesetze hatte er allen Respekt. Ueberdies machte der Anwalt eine so ernste, bitterböse Miene, und der Diener so verdächtige Bewegungen, daß er es für gerathen hielt, ohne Hut und Stock abzuziehen. Zögernd, kaum fähig, die Thränen zu bannen, und laut jammernd über seinen Verlust, verließ er das Haus der Rechte.

Spatz kam vom Regen in die Traufe. Eine Schaar muthwilliger Gassenjungen, etliche Schusters- und Schneiderslehrlinge vorauf, umlagerten die Treppe, und empfingen höhnend und neckend den Baarhäuptler. „Bauer ohne Kopf! — Bauer ohne Kopf!“ tönte es

hüben und drüben, vorn und hinten, daß dem Pfleger die Ohren gellten, und das Jauchzen und Schreien zog immer neue Genossen herbei, welche der Wind wie Spreu aus allen Gassen und Ecken hervorwehte. Spatz warnte und drohte, dann brach er schimpfend gegen die Rotte los und schlug endlich bald da, bald dorthin. O wie gern hätte er Einen gefaßt und tüchtig hergebläut! Aber flüchtig und geschmeidig, wie Wiesel, entschlüpften sie seiner Hand, schrieen und johlten, der Gefahr entronnen, um so lauter ihr „Bauer ohne Kopf!" und umkreisten unerbittlich wie ein aufgescheuchter Bienenschwarm den Beraubten. Bei jedem neuen Versuche, welcher fehlschlug, durchhallte ein endloses Jubel- und Triumphgeschrei die Lüfte, und zog selbst große Kinder herbei, die lachend sich den Jux besahen. Spatz wußte sich nicht mehr zu helfen. Plötzlich geht er in den Geschwindschritt über und beginnt sodann zu laufen, so schnell er kann, um seinen Verfolgern zu entrinnen. Vergebliche Mühe! Noch lauter hallt das Feldgeschrei der Nachstürmenden und jubelnd springen sie nebenher. Endlich erreicht er ein bekanntes Wirthshaus. Er stürmt hinein, verriegelt die Thüre und sinkt schweißbedeckt, keuchend, athemlos auf eine Bank. Eine halbe Stunde lang getraut er sich nicht aufzublicken, denn immer noch hallen die gellenden Töne der kleinen Peiniger in seinen Ohren.

Der Pfleger hatte alles Geld dem Advokaten gegeben. Der Wirth kannte ihn, streckte die nöthige Summe für

einen neuen Hut vor und nahm ohne Bedenken die Zehrung auf die Kreide, ein Fall, der dem begüterten Manne heute zum ersten Mal passirte. Der Hausknecht holte einen neuen Hut, verrechnete volle vier Gulden dafür und der übervortheilte Gast mußte sich wohl oder übel fügen. Erst in der Dämmerung schlich er zur Stadt hinaus und trabte voll Hoffnung und Trauer heimwärts.

Lisbeth machte große Augen bei den seltsamen Vorfällen, die der Zurückgekehrte erzählte; sie berechnete im Stillen den entsetzlichen Schaden. Als aber der Pfleger den Herrn Justizrath als einen Ausbund von Gelehrsamkeit schilderte und von den Hoffnungen sprach, die er ihm gemacht, ward ihr Herz wieder leichter. Der Tag kostete freilich nahezu 16 Gulden, nichts war gearbeitet worden, weil die Knechte, anstatt zu dreschen, einen „blauen" gemacht hatten: — doch man muß auch etwas opfern für sein Recht." —

Die Klage wurde anhängig gemacht und nahm ihren Fort- oder besser Schneckengang, wie Gesetz, Form und der Vortheil der Anwälte ihn vorschreiben. Klage, Replik, Duplik, Beweisführung, Erkenntnisse, Zeugen, Flurkarten, Sachverständige, Erfüllungseid, Haupteid und wie alle diese juridischen Instrumente sich taufen mögen, kamen mit der Zeit an die Reihe. Wir haben nicht Lust, die ganze Kette dieser geistigen Tortur zu durchwandern, weil man uns sonst mit Recht den Vorwurf machen würde, daß diese Erzählung

nur eine Anleitung, einen practischen Lehrgang für prozeßsüchtige Leute abgebe. Da sei Gott vor! Es gibt ohnehin unnütze Klagen und Streitigkeiten mehr als genug auf der Welt, und mancher sonst brave Landmann, der im Winter aus purer Langeweile ein „Prozeßchen" eingefädelt, muß im Sommer, ja oft viele Sommer darum büßen, seinen sauern Schweiß lassen und trotz der Arbeit in Sorgen und Elend leben. Glaube mir, freundlicher Leser, es ging dem Pfleger und seiner Ehehälfte und selbst dem hoffärtigen Schulzen kein Haar breit besser, jedoch mit dem Unterschiede, daß bei Letzterem die seelengute Frau von der ersten Stunde an abmahnte, manches harte Wort dafür erntete und mehr als eine Thräne im Stillen vergoß.

Die beiden Kläger meinten, Richter und Anwälte müßten sich überstürzen, um binnen wenigen Tagen ihren Prozeß zu beenden, binnen einer Woche ihr endgültiges Urtheil zu fällen. Durchaus nicht; die Sache ging ihren Gang. Der Schnee schmolz, das Eis brach, mildere Lüfte umkreisten die Höhen, durchzogen die Thäler und der Prozeß verwickelte sich immer tiefer. Maiglöckchen läuteten den Frühling ein, Vögel aus dem Süden zogen als Vorreiter daher, Frost und Schnee mußten in der letzten, eisigen Festung capituliren, der holde Knabe zog unter dem Jubeln der Wälder, dem Schmettern, Zwitschern und Wirbeln der Vögel, dem Summen der Bienen über die Heide mit seinem Blüthenschauer und Blättermeer, seinen Halmen und Gräsern,

seinen saftigen Knospen und Sprossen, und ließ sich auf Bäumen und Wiesen, in Gärten und Feldern, auf Flur und Heide nieder, als wollte er mit seinem duftenden, blumendurchwirkten Teppiche alles Streiten, alles Klagen der Menschen verdecken. Manchmal gelingt es ihm, wenn das Herz warm schlägt für die reinen Freuden der Natur und, dankbar für die Gaben Gottes, einen verklärten Aufschwung nimmt.

Spatz säete und pflanzte in diesem Frühjahre wie immer, aber nicht so freudig, nicht so umsichtig und rechtzeitig. An den schönsten Tagen, wo die Feldarbeit recht pressant war, wo es galt, rüstig mit der Erde zu ringen, mußte er entweder an's Landgericht gehen, oder in die Stadt zum Advokaten oder zum Studentle, um sich Rathes zu erholen. Alle diese Gänge kosteten doppelt. Die Dienstleute waren wohl auf dem Felde; wo aber der Herr fehlt, gedeiht kein Geschäft. Der Oberknecht hielt es für bequemer, zu feiern, die Andern unterstützten ihn bei dieser Arbeit, und der Feldbau hatte gute Ruhe. Das Versäumte wurde nie mehr nachgeholt. Wenn auch der Hausvater am nächsten Tage wieder mitarbeitete, — seine Gedanken schweiften weit, weit ab, und er gab mehr als einen unüberlegten Einschlag, der später Disteln statt Früchte trug. Selbst im Heiligthume der Familie hatte sich der Dämon allgemach eingeschlichen. Im Ehrgeize und in der Prozeßwuth harmonirten die Eheleute, aber es erklang mancher Mißton, den man sonst niemals vernommen hatte.

Suchte man den Grundstock, so wurzelte die falsche Saite in der Klage und ihren Kosten. Wie schön, wie häuslich friedlich war es doch sonst, wenn der Vater am Sonntag nach der Vesper zu Hause saß, mit den Buben rechnete, wobei Vater und Sohn gleich profitirten, und zum Schlusse mit der Zwickbrille das treffende Evangelium sammt Erklärung aus dem Goffine vorlas! Ging er später aus, so kehrte er bald wieder heim, und am andern Morgen griff man wohlgemuth Gebet und Arbeit an. Allerdings saß der Pfleger jetzt auch zu Hause, mehr als sonst, selbst oft am hellen Werktage, wenn draußen die Arbeit rief, — studirte aber emsig in alten Verordnungsscharteken und landfremden Gesetzbüchern herum, die der Studentle um schweres Geld in's Haus gebracht. Er zergliederte die sonderbarsten Rechtsfälle, wandte sie alle auf den seinigen an und fand natürlich am Ende immer, daß er gewinnen müsse. Goffine, Kalender und Palmgärtlein hatten diesen alten „Schunken" längst das Thürbrett räumen müssen. Spät ging sodann Spatz in's Wirthshaus, um mit seiner Weisheit zu prahlen, und kehrte noch später mit leeren Taschen heim. Schlugen Sonntags die Glocken zur Vesper zusammen, so griff auch der Pfleger nach Hut und Gebetbuch, um wenigstens scheinbar seinen Leuten kein schlechtes Beispiel zu geben. Meistens verfehlte er jedoch die Kirchthüre, wie manche leichte Subjecte im Dorfe, über die er sonst weidlich losgezogen, schlich sich verstohlen zwischen den Gärten hindurch und suchte

das Freie. Ringsum des Sabbaths heilige, feierliche Ruhe. Die Felder prangten in ihrem schönsten Schmucke, die Wälder blinkten noch einmal so grün und selbst die Bienlein summten langsamer von Kelch zu Kelch, als flögen sie nur aus Lust. In mächtigen Strömen drang der Gläubigen frommer, freudiger Sang aus dem Gotteshause, und schwang sich auf Miriaden Wellen durch den lichtblauen Aether zum goldumsäumten Wolkenthrone des Allerhöchsten, während die Lerche hoch in den Lüften schwebte und aus freudiger Kehle ihr „Gloria in excelsis“ schmetterte, als wollte sie es allen braven Christenleuten zuvorthun. Des Einsamen Herz blieb taub und verschlossen. Den Hut im Genicke, die Augen starr am Boden, streifte er durch die Felder und studirte und simulirte sonder Rast, ob er nicht einen recht stichhaltigen Beweis ergrübeln könne, der den verhaßten Gegner mit einem Schlage zu Boden würfe. Calculire nur zu, Prozeßkrämer! — die Frau sorgt im Dorfe für den Waschmarkt, und Kinder und Dienstleute thun, was ihnen Muthwille, Laune und Bequemlichkeit eingeben.

Wieder einmal — es war schon im Hochsommer — kehrte Spatz von seiner sonntäglichen Gedanken-Promenade heimwärts. „Ich bin herzlich froh,“ dachte er und rieb sich vergnügt die Hände, während er in den Fahrweg zum Dorfe einbog, „daß der Advokat so lange mit der Karolin Vorschuß haushält. Ich weiß es aus guter Quelle: der Schulze hat schon zahlen müssen zum Blauwerden und“ —

„Heda, Herr Kirchenpfleger, langsam!“ rief in diesem Augenblicke eine Stimme hinter seinem Rücken. Er machte Halt. Der Landbote von der nächsten Poststation kam des Weges daher, und überbrachte ihm ein großes Schreiben, einem Decrete nicht unähnlich.

„Kostet zwölf Kreuzer. Viel Glück dazu!“ — Der Empfänger zahlte das Doppelte, in der freudigen Hoffnung auf eine endliche, gewiß gute Entscheidung.

Hastig eilt er nach Hause, Lisbeth bringt voll Erwartung die Schere und es geht an's Oeffnen. Seine Hand zittert krampfhaft, sein Blut kreist rascher in den Adern, drängt sich zu den Schläfen, in mächtiger Wallung zum Herzen, daß es hoch aufschlägt vor heftiger Erregung. „Zerreiße!“ ruft die Frau in fieberhafter Spannung. Er folgt — die Buchstaben flimmern und tanzen, die Ziffern zerfließen. Mühsam preßt er hervor: „50 Gulden 43½ Kreuzer!“ und läßt das Schreiben sinken.

„Schadenersatz?“ ruft Lisbeth und schlägt freudig die Hände zusammen.

„Nein, „einstweilige Prozeßkosten!“ entgegnet der Hausvater kleinlaut. „Einstweilige Prozeßkosten,“ wiederholt er, „und wenn wir wollen, daß eine Gerichtscommission zum Augenschein an Ort und Stelle soll, so müssen wir noch 20 Gulden Vorschuß beilegen.“

Auch Lisbeth läßt bitter getäuscht die erhobenen Hände sinken und greift unwillkürlich nach der Schürze, um die perlenden Thränen zu trocknen, während der

Vater wie vernichtet auf einen Stuhl sinkt. „Gib den Muth nicht auf!“ tröstet sie und ringt mühsam nach Fassung; „der Schulze hat schon dreimal mehr bezahlt. Zurück können und dürfen wir nicht. Das ganze Dorf würde mit Fingern auf uns deuten.“

„Ich bin begierig, wie der Advokat das rechnet,“ bemerkt tief aufseufzend der Pfleger nach langer Pause und studirt auf's Neue in den Blättern herum. „Schon die erste Zeile kann ich nicht lesen. Joseph, komm 'mal her! Wofür lernst du sonst lateinisch? Wie heißt das?“

„Pro Arrha*) — 1 Gulden 45 Kreuzer,“ liest der Knabe. „Pro heißt „für,“ Vater,“ setzt der kleine Lateiner freudig stolz bei.

Und „Arrha?“ fragt der Pfleger.

„Das weiß ich nicht.“ —

„Halt!“ ruft der Vater nach kurzem Bedenken, — „jetzt hab' ich's. „„Für'n Arac““ soll es heißen. Das nenn' ich mir die Leute prellen! Einen Thaler für ein Gläschen Arac? Schnaps war's,“ setzte er schimpfend bei, „Bedientenschnaps, ganz schlechter, gewöhnlicher Fusel. Der soll lang leben, wenn er wartet, bis ich wieder etwas bei ihm trinke!“ —

Und nun wurde die lange Reihe hinab Posten um Posten durchgenommen, die wenigsten verstanden, die meisten zu hoch befunden und zum Schlusse in Ermanglung eines Bessern dem Ingrimme, der die Be-

*) Aufnahmsgebühre für die Klage.

stürzung ersetzt hatte, in Worten Luft gemacht. Was half aber alles Raisonniren? Der Schlußrefrain lautete immer „Zahlen," und die Hauptfrage blieb: „wie und womit?" —

III.

Jedem sein Recht.

„Beneide Niemand, der viel hat,
Gott gibt, wie Er es will;
Bist du bekleidet, bist du satt,
So sei vergnügt und still."

Sprichwort.

Dreimal zwölf Stunden nach den eben erzählten Vorgängen standen die Ehegatten schon am frühen Morgen in tiefer, ernster Berathung beisammen. Sie setzten eigentlich nur fort, was sie den ganzen verwichenen Tag, die halbe Nacht über besprochen hatten, und was beiden schwer wie Blei auf der Seele lag. Geld war der Wahlspruch, um den sich ihr ganzes Sinnen und Denken drehte, Geld um jeden Preis, Geld zur Tilgung der Advokaten- und Prozeßkosten, Geld zum Vorschuß für die beantragte Gerichtscommission. Die paar Sparpfenninge, mühsam errungen und sorgfältig aufgespeichert, waren längst verschwunden und noch mehr dazu, vom Prozesse wollten und mochten sie aus falscher Scham nicht abstehen, und so galt es denn jetzt, Mittel und Wege zu schaffen. Nach langem Calculiren und Consultiren, Hin- und Herschwanken, Auf- und Abwägen

hatten sie endlich beschlossen, ein Grundstück zu veräußern. Das harte Loos traf das „Bergfeld," welches wohl eher den Namen eines Gartens verdiente. Es lag auf dem südlichen Gehänge der Anhöhe, auf welcher das Haus stand, und bildete so recht eigentlich Jahr aus Jahr ein die Gemüskammer der ganzen Familie. Lisbeth schob ihr Häubchen bald vor, bald zurück, und stützte mehr als einmal den Kopf mit der Hand, als könne sie den peinlichen Gedanken nicht fassen, sich von demselben zu trennen. „Jetzt schlägt's zusammen!" fuhr sie plötzlich auf und horchte nach dem Fenster hin, preßte aber zugleich beide Hände auf das Herz, als ob das Geläute ihr einen tiefen, stechenden Schmerz bereite. Immer mit demselben Klange, immer gleich feierlich rufen die Glocken der Kirche die Gläubigen zum Gebete oder in den Tempel des Herrn, und laden, weithin hallend durch blühende Thäler, durch dunkle Schluchten und über die waldumkränzten Bergesspitzen, auch den fernen Wanderer zur Theilnahme, zur Ruhe oder wenigstens zu einem guten Gedanken, zu einem frommen Aufblicke ein. Aber es liegt gar viel daran, welchen Wiederhall ihre Töne im Herzen des Menschen finden, dem die Hoffnung Alles schön, die Furcht Alles schrecklich, die Reue Alles bitter malt. „Jetzt wird der Nachbar jeden Augenblick kommen," setzte Lisbeth nach langer Pause hinzu und blickte ängstlich auf ihren Mann.

„Später," entgegnete Spatz und zerknitterte sein Stückchen Kreide zwischen den Fingern. „Ich hab' ihm

gesagt, er soll erst während des Engelamtes kommen; denn wird nichts aus dem Handel, so braucht's wenigstens die Nachbarschaft nicht zu wissen." —

„Ich bin neugierig, was er bietet?" —

„Jedenfalls wenig genug. Mache dir keine unnützen Hoffnungen!" —

„Warum?" fragte Lisbeth dagegen; „er ist unser „Nebenläger" zu beiden Seiten und Keiner kann das Grundstück so gut brauchen als er. Schon mehr als einmal hat er darnach gehascht."

„Ja," meinte Spatz, „die Zeiten ändern sich. An Josephi bot er mir 100 Gulden auf dem Platze und streckte die Hand zum Einschlagen hin. Gestern zeigte er wenig oder gar keine Lust zum Kaufe. Der durchsichtige Halunke muß merken, daß wir in Noth stecken. „Baar Geld sei rar," sagte er und ließ so etwas wie von 60 Gulden fallen."

„Gott im Himmel!" rief Lisbeth und erzitterte am ganzen Körper. „Nein, nein! — bei diesem Handel will ich nicht zugegen sein. Ich würde dazwischen fahren und Alles verderben!" Hastig suchte sie Gebetbuch und Rosenkranz und eilte zur Kirche, nicht um zu beten, nein, um fortzukommen, um ihren wirren, stürmenden Gedanken Audienz zu geben. Wenn nicht einmal die Frau bleiben mag, was sollen wir dabei? Gehen wir mit zur Kirche!" —

Bis die Pflegerin in das Gotteshaus kam, waren alle Stühle dicht besetzt. Sie blickte rechts, sie blickte

links — nirgends ein Platz. Da machte vor ihr eine kleine, gebeugte Gestalt sich noch schmäler, schob die Andern ein wenig, so gut es eben ging, die Bank hinab, und gewann ein Plätzchen für die Spätankommende. Diese kniete bereits im Stuhle, als sie wahrnahm, daß gerade ihre verhaßte Feindin, des Schulzen Frau, um ihretwillen zugerückt und sich gefällig gezeigt hatte. Statt zu danken, warf sie einen halb verächtlichen, halb grimmen Blick des Hasses nach ihr hin, in der festen Erwartung, mit gleicher Münze bezahlt zu werden. Wie sehr staunte sie, statt dessen in ein thränenumflortes Auge zu blicken, aus welchem Perle um Perle über die bleichen, eingefallenen Wangen herabrann, die gefalteten Hände und die Blätter des Gebetbuches benetzte, während die Lippen sich in leisem, andächtigem Gebete bewegten! Erschreckt wandte sie sich ab, denn tief im Herzen stieg ihr der Gedanke auf, daß sie wohl den Grundstein zu diesem Schmerze gelegt habe. Was sollte es anderes als der Prozeß sein? Sie wußte von keinem Sterbfall, von keinem Unglück, das die Familie des Schulzen betroffen hätte. Die ganze Gemeinde ringsum sang aus freudiger Brust Lob und Dank

„deinem Heiland, deinem Lehrer,
deinem Hirten und Ernährer,"

der unsichtbar auf den Altar niederstieg. Nur die Vorsteherin weinte! Beinahe traten auch der Pflegerin Thränen in's Auge. Aber schnell tauchte der finstere Geist wieder auf und flüsterte ihr in's Herz: „Warum

haben sie nicht nachgegeben? . . . Wer hilft dir? . . . So mußte es kommen. Ganz recht!" —

Lisbeth brachte kein ganzes Vaterunser zusammen. Die Zeit enteilte mit Blitzesschnelle, und tausend wirre Gedanken durchkreuzten ihren Kopf. Fast übersah sie es, sich zu bekreuzen und die Brust zu berühren, als die Glöcklein erklangen, der Weihrauch in duftenden, lichtblauen Wölkchen emporstieg, und der Priester mit dem Allerheiligsten den letzten Segen spendete.

„Gehen wir zusammen!" flüsterte Anna, des Schulzen Frau, als die Kirche beinahe leer war. „Wir haben einen Weg."

„Wir zusammen?" wiederholte die Pflegerin in Gedanken und ging achtlos am Weihstein vorüber. „Was wird sie nur wollen?" Die Schulzin tupfte sie im Hinaustreten auf den Arm, und bot ihr mit den Fingerspitzen das geweihte Wasser.

„Dank' schön!" entgegnete die Zerstreute und setzte kurz bei: „Warum seid Ihr so traurig?" — Die Vorsteherin hatte sie zuerst angesprochen, also konnte sie, ohne ihrer Würde etwas zu vergeben, eine Gegenfrage stellen.

„Meine Trauer läßt sich leicht errathen," antwortete Anna. „Weine Eins nicht, wenn die Noth lichterloh über dem Dache zusammenschlägt, wenn der letzte Kronenthaler in fremde Taschen wandert, der schönste Viehstand im Dorfe den Schacherjuden in die Hände fällt und, wenn's so fortgeht, zuletzt noch Haus

und Hof. Ich wollte nicht jammern, wenn ich einen vernünftigen Grund absehen könnte. Aber Alles für nichts und wider nichts, Alles für den unsinnigen Hochmuth der Männer!" —

„Ihr sprecht von dem Prozesse," versetzte Lisbeth spöttisch; „ich versteh' Euch schon. Da hättet Ihr eben zur rechten Zeit abwehren sollen." —

„O!" rief Anna mit einem vorwurfsvollen Blicke, „hätte doch Jedermann sich so dagegen gestemmt wie ich! Von der ersten Minute an rieth ich meinem Manne ab, mehr als hundertmal bat ich ihn mit gefalteten Händen, unter Thränen, abzustehen. — Hohngelächter war seine Antwort, Scheltworte und Flüche mein Dank und selbst" — — —

Thränen erstickten die Stimme der Armen; Lisbeth aber schlug tief beschämt die Augen nieder. Vor ihr stand ein braves, aber hartbedrängtes Weib, das allein, mitten im Strudel, der Alle ergriffen, die Stimme des Gewissens, den Ruf der Vernunft gehört und dafür Verfolgung geerntet hatte. Wie sehr hatte sie sich in ihrem Urtheil getäuscht und wie ungerecht gehandelt? Sie wagte es nicht, mit demselben Blicke die gebeugte Gestalt zu messen, in deren Züge Kummer und Sorgen tiefe Furchen gegraben hatten. „Mir habt Ihr ganz anders sagen lassen," entgegnete sie halblaut nach einer schmerzlichen Pause, als wollte sie einen Theil der Schuld von sich wegwälzen.

„Ich?" wiederholte die Vorsteherin staunend und

setzte sofort ernst und entschieden bei: „Ich habe Euch nie eine Silbe sagen lassen und eben so wenig ein Wort über Euch angehört. Traurig genug, daß mein Mann fremden Leuten mehr glaubt als mir. Dadurch zog der Unfriede in unser Haus und schlug mit allen seinen bösen Geistern vollends seinen Sitz darin auf. Glaubt mir!"

„Ist das wahr?" fragte Lisbeth und suchte vergeblich der Sprecherin in's Auge zu blicken; — „dann haben all' die andern Leute gelogen."

„Lisbeth, Lisbeth!" drohte diese, mit dem Finger freundlich warnend und in das frühere vertraute „Du" zurückfallend, „du verkennst mich und bist so bethört wie die Männer. Ich will dir die Augen öffnen, weil du mich dazu zwingst, sonst hätte ich nie eine Silbe darüber verloren. Sieh, hier auf diesem Flecken stand ich mit deinem Manne — es sind schon Jahre her, denn er war damals noch Wittwer. Er klagte mir seine Noth und fragte mich um Rath. Es ging mir zu Herzen. Da deutete ich dort hinauf an's Ende des Dorfes — auf deines Vaters Häuschen und sagte ihm: Die Lisbeth, sonst keine! Sie arbeitet bei uns, darum kenne ich sie. Sie wird die Verstorbene ersetzen, — ich steh' dafür ein. — Er folgte meinem Rathe. Dein Glück war gegründet, wenn du es nur zu erhalten und zu nützen weißt."

Die Erde brannte wie Gluth unter den Füßen

der Pflegerin. Das Blut schoß ihr in raschen Strömen zum Kopfe, hochroth glühten ihre Wangen, ihre Augen hafteten starr am Boden, und jedes Wort packte gewaltsam wie mit Krallen das zuckende, schwer getroffene Herz. Plötzlich ergriff sie die beiden Hände Anna's, und drückte sie krampfhaft an dieses Herz. „Geduld, Geduld!" preßte sie mühsam hervor; „die Commission kommt und geht wieder. Dann wird's anders!" Noch einen Druck, und sie eilte davon, wie ein gescheuchtes Reh. Anna sah ihr kopfschüttelnd nach und wußte nicht, was sie denken sollte.

Hastigen Schrittes eilte Lisbeth zwischen den Häusern hin. Kaum schien sie zu bemerken, daß da und dort kleine Gruppen von Plauderern beisammen standen, die ihr zum Theil neugierig, zum Theil spöttisch lächelnd nachblickten. Sie meinte ohne Anruf, ohne Gruß ihr Haus zu erreichen, als könnte sie dort die laute Stimme ihres Innern dämpfen. Nur langsam! Der Tag hat schlimm begonnen, er kann noch manche Tücke ausüben. Abergläubische Leute machen am Abende ein Kreuzchen in ihren „ewigen" Kalender, um ihn als „Unglückstag" zu markiren, und bekommen bald so viele Kreuzchen, daß sie nach 365 Tagen nicht mehr wissen, was dieselben bedeuten. Wirklich wurde die Flüchtige mitten im Dorfe, wo die drei Gassen zusammenlaufen, angehalten. Lehrer Degmaier stand unter der Thüre des Schulhauses, rückte grüßend sein Hauskäppchen und rief: „Guten Morgen, Frau Kirchenpflegerin, guten

Morgen! Wohin denn so schnell? Kommt einmal her! — ich muß Euch etwas zeigen."

Gern wäre Lisbeth vorübergeeilt, als hätte sie den Gruß nicht vernommen, wenn nicht ein tief gewurzelter, ganz „absonderlicher Respect" vor dem alten Herrn sie fest gebannt hätte. War sie doch in der Schule sein Liebling gewesen und hatte Jahre lang den ersten Platz behauptet.

„Seht nur einmal dorthin!" fuhr der Lehrer fort und zeigte mit dem Finger nach dem Mittelwege, wo des Schulzen Haus lag. „Das interessirt Euch gewiß. Es ist wirklich merkwürdig, was ein richtiges Prozeßchen dem Hause nicht für Vortheile bringt. Jetzt sorgen sogar die Juden dafür, daß der Herr Vorsteher seine Ochsen nicht mehr zu füttern braucht. Ein tüchtiger Gewinn, wenn man's berechnet."

Lisbeth folgte der Richtung. Ein ganzer Schwarm Juden, die gern in Haufen zum Viehhandel ausziehen, trieb sich den Weg daher, in der Mitte ein paar prächtige, muthige Stiere, welche sie auf den ersten Blick kannte. Sie waren des Schultheißen Eigenthum und Stolz, denn er hatte auf dem landwirthschaftlichen Feste im letzten Herbste den zweiten Preis damit errungen. Die Thiere schienen zu ahnen, daß sie den heimischen Stall nicht mehr betreten sollten, so unbändig thaten sie, stießen mit den Hörnern, brüllten laut auf, schlugen aus und wollten mit Gewalt den fremden Treibern nicht folgen, welche sie reichlich mit Schlägen und Püffen tractirten. Die

Leute liefen von allen Seiten herbei, und mehr als eine spitzige Glosse wurde gemacht. Jetzt fiel es Lisbeth wie Schuppen von den Augen, warum die Vorsteherin so bitterlich, so unaufhörlich in der Kirche geweint hatte. Die arme Frau hatte aus demselben Grunde zu Hause die Flucht ergriffen, wie sie selbst, — aber unschuldig, während ihr Gewissen schwer belastet war. Sie starrte den Weg hinab und wagte es nicht, aufzusehen, denn sie ahnte, daß des Lehrers ruhiges, durchdringendes Auge auf ihr ruhte.

„Kennt Ihr das Sprüchlein vom Prozeßbauern?" hub dieser scherzend wieder an; „ich will es Euch sagen:

Prozessen und Spielen und Trinken
Verscheucht dem Bauern das Glück; —
Er wird es am Ende schon finden:
Statt vorwärts, geht er zurück."

Die Pflegerin nickte mit dem Kopfe, als fühlte sie die Wahrheit dieser Worte, und wußte nicht, wie sie von dem lästigen Examen loskommen sollte. Der Lehrer aber begann nochmals: „Nun, Ihr seid ja so verdutzt, daß Ihr kein Wörtchen hören laßt? Sagt 'mal — offen gestanden — was hat Euch der Prozeß bis jetzt eingetragen? Er dauert nun fünfzig Wochen und Ihr könnt davon reden."

„Nichts, nichts!" stieß Lisbeth hastig hervor, — „mein Bergfeld ist fort!" — und lief ohne Gruß quer über den Platz nach ihrer Behausung. Der Lehrer sah ihr lächelnd nach und ging in das Haus. Er wußte als alter Practiker, daß manche Erfahrung im.

Leben theuer bezahlt wird. „Hochmuth muß immer Noth leiden,“ dachte er. „Wie leicht könnten beide Geld entlehnen! Christen und Juden würden ihnen geben, ohne Bedenken, auf ihr einfaches Wort hin. Nein, das duldet der Eigendünkel nicht, denn es könnte bekannt werden. Lieber verkaufen sie Felder und Wiesen, Vieh und Frucht, und bilden sich fest und steif dabei ein, es merke Niemand, wo sie der Schuh drückt.“ —

„Achtzig Gulden hat er gegeben — keinen Kreuzer mehr!“ rief Spatz der Eintretenden unaufgefordert entgegen, während er eine kleine Reihe Goldstücke zählte und Stück für Stück mit der Kreide auf den Tisch schrieb. „Höher konnte ich ihn nicht schrauben und mußte jedes Goldstück einen Sechser theuerer annehmen.“

„Dann hätte ich ihm sein Gold gelassen,“ bemerkte die Frau ruhig, daß selbst der Pfleger erstaunt aufsah.

„„So viel müssen sie gelten,““ sagte der Nachbar, „„wenn nicht, geht der Kauf zurück.““ Was wollte ich machen? Geld müssen wir haben und gewinnen müssen wir auch. Der Studentle war da und erklärte mir's schon. Diese Commission ist lediglich eine Spiegelfechterei vom Gegenadvokaten. Er merkt seine Schwäche und will einen Vergleich erzwingen. Will ihm schon dafür thun! Wäre einmal der gerichtliche Augenschein vorgenommen, sagt er, so müßte es zum Entscheid kommen. Jetzt zu vergleichen, sei dümmer als dumm.“

„Wenn nur der Studentle nicht aufschneidet! — Ich fürchte — ich fürchte — —“

„Gott behüt'! — der weiß mehr als zehn Advokaten." Der Pfleger packte das Geld sammt und sonders zusammen, zog sich an und trug es in die Stadt. Tief in der Nacht kehrte er mit leichtem Geldgurt, aber trübem, schwerem Kopfe heim und der Nachricht, daß in acht Tagen die Gerichtscommission mit den beiden Anwälten erscheinen werde.

Daß die junge Frau in diesen acht Tagen keine ruhige Stunde und manche schlaflose Nacht hatte, kann man sich denken. Im Innern folterte sie die Stimme des Gewissens, das gethane Unrecht, und nach Außen machte ihr der gesunkene Haushalt, der Krebsgang in der ganzen Wirthschaft und insbesondere die unbeugsame Hartnäckigkeit ihres Mannes für die Zukunft Angst und Sorge. Sie ließ nämlich bald da, bald dort ein Wort von unnützen Kosten, vergeblichen Gängen, vom Vergleichen, Nachgeben und dergleichen fallen, so daß der Pfleger im Anfange nicht wußte, sollte er es für Ernst oder Scherz nehmen. Als er aber bemerkte, daß seine Frau wirklich nicht mehr mit in die Prozeßtrompete stoßen mochte, hielt er sie für eine heimliche Verbündete der Gegenpartei, die sich mit List habe einfädeln lassen. Als sie wieder einmal auf friedliche Beilegung der Klage anspielte, fuhr er wild auf, schlug mit der Faust auf den Tisch, daß die Bretter dröhnten, und schrie: „Nein, nein! . . . verglichen wird nichts. Im Anfange hätte ich nachgegeben, da wurde ich gedrängt und gehetzt, — nun willst du nachgeben, . . . jetzt

mag ich nicht! — Mein Recht muß ich finden, und wenn sich Alles gegen mich verschwört, und wenn der letzte Morgen Land d'rauf gehen sollte." Beim Hin- und Herreden fielen alsdann unbedachte Worte, verletzende Bemerkungen, harte Vorwürfe. Und ist einmal dem zarten Bande des herzlichen Einverständnisses die erste Wunde geschlagen, folgt bald die zweite und meistens bleibt ein leiser Nachklang für das ganze Leben. Der Hausfriede war gestört, Gebet und Arbeit wurden vernachläßigt, Kinder und Dienstboten folgten ihren Launen. Seither hatte man in der gemeinsamen Jagd für den Ehrgeiz wenigstens den äußern Schein der Eintracht bewahrt; jetzt fiel auch dieser, und die junge Frau fühlte sich recht einsam und verwaist in den vordem so trauten Räumen. Sie fühlte es tief im Herzen, daß das äußere Leben mit all' seinen Reizen und Plagen nur durch die Gesundheit des innern Lebens — dem wahren Leben der Seele erhalten wird. Dieses innere Leben aber wird nur erhalten und gekräftigt durch ein frommes, treues, thätiges Wirken, mit einem Worte: durch inniges Festhalten an den Plänen der liebevollen, der wunderbarsten Mutter — der Kirche.

Den Hauptstein im Brette beim Pfleger hatte unbedingt der Studentle. Was dieses Orakel rieth, wurde ausgeführt; seine Worte galten für untrüglich, als stünden sie im Katechismus. Der Winkelagent hatte bei der ganzen Affaire die besten Tage. Er ließ sich

Mittags und Abends seinen Imbiß im „blauen Löwen" trefflich munden, trank statt Schnaps Bier und Wein, machte sein Spielchen, schlenderte, wenn Andere arbeiteten, im Dorfe herum und rauchte eine Cigarre um die andere, ein Luxus, den sich selbst die reichsten Bauern nur selten bei einem Stadtgang erlaubten. Dabei zahlte er prompt, und mancher Gast schüttelte den Kopf und hegte schlimme Gedanken, weil man nicht begreifen konnte, woher der Bursche das Geld nahm.

Unter solchen Umständen rückte der verhängnißvolle Commissionstag heran, von den Einen ersehnt, von den Andern gefürchtet. Halb Kleinberg war schon in aller Frühe auf den Beinen. Alles glaubte sich durch seine Neugierde berechtigt, wenigstens theilweise einen „blauen" zu machen. Die Weiberleute hingen an den Stuben- und Küchenfenstern oder lugten bei den Dachlucken heraus und hielten emsig Rundschau. Die Männer und Burschen, meistens die kurze Pfeife zwischen den Zähnen, standen in kleinen Gruppen um den Bildstock vor der Schule, und hielten scharf den Kegelberg im Auge, wo die Straße herumlief und ein Vicinalweg in das Dorf abbog. Endlich gegen neun Uhr wirbelte eine dichte Staubwolke empor — eine Chaise wurde sichtbar und lenkte in das Dorf ein. „Zwei Apfelschimmel .... der Herr Landrichter!" bemerkte der alte Jörgen-Franz, welcher alle Gefährte auf zwölf Stunden in der Runde kannte; „hat sein eigenes Geschirr und steigt beim Herrn Lehrer ab."

„Will's wohl glauben," meinte ein Bürschchen, das die Pfeife noch nicht lange führte, — „der steht besser mit ihm als wir. Der Herr Landrichter sagt zum Herrn Lehrer „Du" und so umgekehrt. So weit bringt's unser Eins nicht."

„Das müßte aber auch ein schönes Regiment geben, wie lauter Kraut und Rüben!" rief der Jörgen-Franz lachend, und die Andern stimmten lustig mit ein.

Wirklich hielt der Wagen vor der Schule, wo der Lehrer den Freund herzlich bewillkommte; der Kutscher selbst stellte im „blauen Löwen" ein. Gleich darauf rollten zwei weitere Kutschen herbei — in kurzen Zwischenräumen — die beiden Anwälte. Sie stiegen gleichfalls am Löwen ab, wohin die Neugierigen alsbald in kurzem Trab nachzogen. Drei Chaisen auf einmal, das kommt in Kleinberg nicht alle Tage vor. Der Hausknecht im Löwen, der wie alle seine Collegen „Johann" hieß, geberdete sich aber auch darnach. Die rothe Hauskappe auf die linke Seite gerückt, daß die schwere Trottel wie ein Tannenzapfen um's Ohr baumelte, die Schürze, blank von der Wäsche, halb aufgesteckt wie ein längliches Dreieck, sprang er um die Wägen, schirrte ab, wetterte gegen die Jungen und schob die Alten zurück, welche bald die Deichseln hoben und senkten, bald das Lederwerk visitirten, bald die lackirten Räder untersuchten, als hätten sie niemals ein solches Ding gesehen. Vielleicht würden sie noch die ganzen Kästen auseinander gelegt haben, wenn sich nicht

ihrer Neugierde plötzlich ein anderes Feld geboten hätte. Der Herr Landrichter erschien in Begleitung des Lehrers — hinauf ging's zur Einöd', — die Anwälte, die Schreiber und Kläger schlossen sich an, und zwischen Allen bewegte sich mit unsäglicher Frechheit der Studentle. Er kannte nämlich aus alter Zeit einen der Schreiber, gleichfalls einen verunglückten Musensohn, und hatte heute, wie sehr sich auch dieser dagegen sträuben mochte, die alte Bekanntschaft erneuert. Er wußte es so zu richten, daß er in der Reihe der „Herren" ging, warf auf der Einöd' manches Wort dazwischen, und einmal sogar gelang es ihm, vom Herrn Landrichter eine Prise zu erwischen. Da drehte er sich herum, streckte die lange Gestalt noch länger, spreizte die Finger, schnupfte gravitätisch, und schnalzte die Reste den Bauern, welche in ehrerbietiger Entfernung umherstanden, so verächtlich in's Gesicht, als wären es seine Leibeigenen.

An der Einöde, die uns bereits bekannt ist, ließ sich nicht viel in Augenschein nehmen; ebenso wenig hatte die Natur über Nacht darauf geschrieben, wem sie gehören sollte. Zu allem Ueberflusse wurden einige Bauern als Sachverständige um ihre Ansicht gefragt. Sie zuckten die Achseln, drehten die Hüte in den Händen, machten viele Worte und sagten — nichts, um es mit keiner Partei zu verderben. Nur der Lehrer gab auf Befragen ohne Rücksicht seine Ansicht über den muthwilligen Prozeß, wie er sich ausdrückte, kund und erklärte, daß die Wüstenei keinem der Kläger, sondern

der Gemeinde gehöre. Der Studentle knurrte, der Schulze schoß giftige Feuerblicke nach dem Sprecher und das Pflegerlein zitterte vor Ingrimm und Zorn.

In dieser Stimmung folgten die Kläger der Commission zurück in den blauen Löwen, wo die weitere Verhandlung gepflogen und ein Protokoll aufgenommen wurde. Alle Unbetheiligten waren selbstverständlich ausgeschlossen. An erster Stelle rieth der Gerichtsvorstand zu einem gütlichen Vergleiche. „Die Beweise sind nicht stichhaltig," erklärte er, „und die Gemeinde selbst könnte, wie einer der Herrn Sachverständigen ganz richtig bemerkte, jedenfalls berechtigter als Klägerin auftreten. Zudem ist das streitige Object ganz unbedeutend. Die Prozeßkosten übersteigen bereits viermal den vollen Werth und werden sich im Verlaufe der Klage immer höher gestalten. Darum unbedingt einen Vergleich! Nun?" —

„Mein Recht will ich," riefen die Gegner wie aus einem Munde, blickten vertrauensvoll auf ihre Anwälte, und der Schulze stampfte zur Bekräftigung mit dem Absatze auf den Boden.

„Ist das Euer letztes Wort?" wiederholte der Landrichter nochmals, wohl einsehend, daß hier nicht in Güte zu vergleichen sei. Ein doppeltes „Ja" war sein Bescheid.

Der Gerichtsvorstand begann zu dictiren. Und als nun im Verlaufe der Sache die beiden Advokaten ihr Für und Gegen vertheidigten, ihre Ansichten explicirten,

Beweis und Gegenbeweis aufstellten und sichtbar in Eifer geriethen, konnten die Kläger eine kindische Freude daran haben. „Aha!" frohlockte der Schulze im Herzen, während sein Anwalt, ein junger Mann, das Recht seines Clienten begründete, — „der versteht's. Der sagt dem weißköpfigen Brillenmann, wie heut zu Tage das Recht aussieht. Recht so — bravo!" Und er patschte leise in die Hände und quetschte seinen Hut unter dem Arme zusammen wie eine Mappe.

„Langsam, Bürschchen! — mein Advokat könnte dein Vater sein," höhnte der Pfleger im Stillen, während Herr Faßhand die Gegenpartei mit vielem Geschicke vertheidigte und mit Gesetzesstellen und lateinischen Brocken nur so um sich warf. „Richtig — getroffen! — Gerade so steht's in meinen Büchern," jubelte Spatz und rieb sich die Hände, daß die Finger knackten. „Weiße Haare — weise Köpfe! Keinen Kreuzer zu theuer!" O, er hätte dem lieben, alten Herrn die Hände küssen, er hätte ihm um den Hals fallen mögen! —

Jetzt war Alles fertig. Das Protokoll wurde vorgelesen, unterzeichnet und die Kläger entlassen. Auf der Thürschwelle blickten beide zurück, ob nicht die Anwälte mit aufbrechen würden. Jeder hätte sich gern gebrüstet, an der Seite seines Vertheidigers durch's Dorf zu stolziren. Die Herrn aber blieben ruhig sitzen und begannen sich mit dem Herrn Landrichter zu unterhalten. In diesem Momente durchzuckte

die Gegner wie ein elektrischer Strom nur ein Gedanke: was wird da noch verhandelt? — Beide faßten denselben Plan. Mürrisch und ohne Gruß schritten sie zum Hause hinaus, an einander vorüber und suchten den Heimweg. Bald aber verloren sie sich zwischen den Häusern, schlichen auf Umwegen zurück und stellten sich in Schlupfwinkel in der Nähe auf die Lauer, wo sie das Wirthshaus im Auge behalten konnten.

Sie sollten nicht lange warten. Der Herr Landrichter kam heraus und ging nach der Schule. Bald nach ihm erschienen auch die beiden Anwälte unter der Thüre in der gemüthlichsten Unterhaltung von der Welt. Der jüngere hatte bei dem alten Herrn eingehängt, dieser bot seinem Collegen eine Prise aus silberner Dose und Arm in Arm lustwandelten sie, während eingespannt wurde, im Hofe auf und ab, plauderten, lachten und scherzten, als wären sie Vater und Sohn. Dem Schulzen regte sich in seinem Verstecke das Blut. Es prickelte ihm in den Händen und stieg ihm in den Kopf, daß die Stirnadern zu leuchten anfingen. Er bewegte hastig die Lippen, als schimpfe und fluche er leise. Der Pfleger stand wie festgenagelt; hohe Röthe, dann tiefe Blässe überzog sein Gesicht und er starrte mit großen Augen und offenem Munde nach der Gruppe hin. Kalter Schweiß trat ihm auf die Stirne und er knirschte zwischen den Zähnen: „Verrathen — die besten Freunde sind's! Verkauft und verrathen! —"

Die Anwälte fuhren hinter einander zum Dorfe

hinaus. Der Schulze stürmte heim, um den ersten Besten, der ihm in den Weg kommen würde, und sollte es die arme Frau treffen, seine wilde Laune kosten zu lassen. Der Pfleger aber scheuchte hinaus durch Flur und Wald, denn er fürchtete sich — vor der eigenen Heimath.

Wenn einmal das Nichtsthun und „Blaumachen" am Morgen begonnen hat, so wird es bis Sonnenuntergang fortgesetzt und beim Sternenlichte beschlossen. Davon konnte man sich an demselben Abend im „blauen Löwen" überzeugen. Im Gastzimmer lärmte und summte, schwärmte und klang es wie an einem Jahrmarkte und alle Bänke trugen reichliche Besatzung. Natürlich drehte sich das ganze Geplauder um die Commission, und der Studentle führte als Sachverständiger und „selbst g'studirt," wie er sich brüstete, in der keckſten Manier das große Wort. In der „Herrenstube" saß Lehrer Degmaier, ihm gegenüber der Schulze, einsilbig und düster. Der würdige Ortsvorstand dampfte und qualmte rastlos vor sich hin, als arbeite er mit der Pfeife im Taglohn. Von Zeit zu Zeit wiegte er bedächtig das Haupt. Es mußte mancher schwere Gedanke darin liegen, den er nicht recht verwinden konnte, und mancher Zug aus dem Glase galt mehr der Stärkung als dem Durste. Auch der Pfleger erschien. Als er den Schulzen sah, wollte er wieder umkehren, aber der Lehrer rief: „Nur herein, Spatz! — Ihr dürft Euch nicht geniren. Wenn Ihr auch mit einander

Prozeß führt, deshalb könnt Ihr doch beisitzen und zusammen plaudern."

„Ja, ja!" meinte der Pfleger und nahm sich einen Stuhl, — „die Advokaten thun's auch."

„Wahrhaftig!" rief der Schulze sichtlich erleichtert, als sei ihm mit einem Male die Sprache gekommen, — „mit meinen eigenen Augen mußte ich es ansehen. O ich wollte . . . ."

„Hätte ich das gewußt, Herr Lehrer . . . ."

„O, wenn ich dürfte und könnte . . . ."

„Man sollte wirklich . . . ."

„Wir sind verrathen . . . ."

„Betrogen, sag' ich . . . ."

„Verkauft und verrathen . . . ."

„Halt, halt!" wehrte der Lehrer. „Ihr schreit ja so hastig durcheinander, als wolltet Ihr mit Gewalt nachholen, was Ihr seit neun Monaten verpaßt habt. So versteh' ich nichts. Was soll sein, Spatz?"

„Was sein soll? — Vor Gericht stritten die Advokaten wie gespreizte Hähne und stellten sich spinnenfeind; nachher gingen sie zusammen spazieren Arm in Arm . . . ."

„Und schnupften aus einer Dose," fiel der Schulze ein.

„Und plauderten, scherzten und lachten so hell und laut . . . ."

„Wie ein paar Dutzbrüder . . . ."

„Langsam, langsam!" wehrte abermals der Lehrer.

„Das ist Alles in Ordnung. Vor Gericht vertritt der Anwalt seine Partei; nachher ist er Privatmann und kann mit Freunden, Collegen und wem immer sprechen und scherzen, so viel ihm gutdünkt."

Die Gegner blickten zuerst sich, dann den Lehrer halb ungläubig, halb argwöhnisch an.

„Nichts, nichts!" entgegnete der Schulze, — „entweder Freund oder Feind."

„Ihr seid im Irrthum, glaubt mir!" versicherte Herr Degmaier. „Bedenkt nur: nach Eurer Manier müßte jeder Advokat, der eine gute Praxis ausübt, mit der halben Welt in Feindschaft leben. Diese Herren führen Eure Prozesse nach Pflicht und Gewissen. Ob aber zuletzt der Hans oder der Peter gewinnt, das bleibt sich ganz gleich. Sie sorgen einfach für ihre Bezahlung, und daß sie sich bezahlt machen, das werdet Ihr später schon finden."

Der Schulze rückte verlegen hin und her, als wisse er davon zu erzählen. Der Pfleger aber schrieb mit seiner Kreide endlose Zahlen auf den Tisch und meinte: das leuchte ihm nicht recht ein. Der Vorsteher habe seine Ansicht getroffen. Wer einmal einen Prozeß führe, und dafür bezahlt werde, müsse den Gegner hassen, oder die Parteien seien verkauft und verrathen.

„Seht her!" erklärte der Lehrer, ein Practikus, — „ich will Euch ein Exempel zeigen. Diese zwei Messer lege ich halb quer über einander und halte sie in der Mitte fest, so daß sie eine Schere bilden. Die Klingen

sind die Scherenbalken. Wenn ich nun einen Fidibus dazwischen halte und zudrücke, so fahren die Klingen auf einander los, als wenn sie sich durchbohren, ja fressen wollten, gleiten aber ganz unbeschädigt an einander vorbei und zerschneiden nur, was dazwischen liegt, den Fidibus. Die Scherenbalken sind die Advokaten, die Fidibus seid Ihr. Jetzt verstanden?"

Der Vergleich schlug besser durch, als eine halbstündige Rede. „Die sind wir!" wiederholten beide andächtig, während im Gastzimmer der Studentle den Bauern mit gellender Stimme erklärte: „Und nochmals nein und noch tausendmal nein! — es ist nicht so. Nur ein Theil muß die Kosten tragen, der verlierende. Wer gewinnt, bekommt Alles zurückvergütet bis auf den letzten Kreuzer. Und einen solchen Bagatell-Prozeß verlieren, das wäre doch übernatürliche Dummheit. Unrecht will ich haben und ihn mit verbundenen Augen gewinnen. Das wäre!"

Ein neuer Hoffnungsstrahl leuchtete in dem Herzen des leichtgläubigen Pflegers und zündete so schnell wie früher. Dieser gewaltige Helfer stand ja auf seiner Seite, und ein bischen Unrecht konnte er am Ende mit in den Kauf nehmen. Nur Schade, daß der Schulze den jungen Keim mit rauher Hand zerdrückte. „Der da draußen, Herr Lehrer," erklärte er offen, „hat mich verhetzt. Ohne den Studentle hätte ich nie an die Einöde gedacht. Er stachelte mich so lange auf, bis die Klage anhängig war. Einmal eingefädelt, mußte ich

unbedingt nach seiner Pfeife tanzen. Tag und Nacht saß er in meinem Hause und ging nie mit leeren Händen fort. Er war mein Rathgeber und . . . ."

„Was, Euer Rathgeber?" rief der Pfleger entsetzt. „Mein Rathgeber war er von A bis Z — mein Rathgeber in Allem. Ich kann's Euch beweisen, schwarz auf weiß. Die Gesetzbücher, welche er mir um schweres Geld in's Haus schleppte, stehen noch auf meinem Thürbrette. Zwanzig Gulden reichen nicht, daß er mir ablockte . . . ."

„Hierher muß er!" fuhr der Schulze wild auf und stürmte nach der Thüre; „hierher und bekennen, der doppelzüngige Lump oder . . ."

„Halt!" commandirte in diesem Augenblicke Hubert, der stelzfüßige Dorfwächter, welcher gerade über die Schwelle steigen wollte, und streckte kühn seinen Spieß vor. „Keine Schlägerei! — Kehrt! —" Der alte Soldat hatte durch ehrliches, gemessenes Benehmen eine solche Autorität im Dorfe errungen, daß selbst sein Vorstand sich bannen ließ und dem Commando gehorsam nach seinem Platze zurückkehrte.

„Setzt Euch, Schultheiß!" mahnte der Lehrer mit leichtem Spotte; „der Zorn schadet der Gesundheit und den Studentle erwischt Ihr ja doch nicht. Wer sich von einem so verkommenen Subjecte am Narrenseil herumführen läßt, muß sich das Auslachen schon gefallen lassen."

„Hab' die Ehre!" meldete jetzt Hubert, nachdem

er sich in Position gestellt und mit der Hand angeschlagen hatte, und überreichte Herrn Degmaier ein Zeitungsblatt, das er im Pfarrhause geholt, mit solchem Ernste, als überbrächte er den wichtigsten Rapport vom Schlachtfelde. „Das war ein heißer Tag," wandte er sich hierauf zu den Klägern; „ich mußte tüchtig stelzen und manches Wort ausgeben, um Alles in Ordnung zu halten. Zum Glück' kommen solche Fälle selten; mein Holzgaul würde sonst bald den Dienst versagen."

Die Angesprochenen mochten den Sinn dieser Worte anders deuten als wir. Beide langten, so ungern es auch geschah, in die Taschen, weil wieder keiner dem andern nachstehen wollte, und der Wächter litt keinen Schaden dabei. Er schmunzelte, so weit das der einexercirte Ernst zuließ, und wollte eben wieder „Kehrt!" machen, als sein Auge neugierig und verwundert auf dem Lehrer haften blieb. Dieser hält sein Zeitungsblatt hoch empor, liest und liest wieder, wischt die Brille ab, zieht das Licht herbei, putzt es und liest nochmals und lächelt dabei so still und vergnügt vor sich hin, als seien die Buchstaben lauter gewonnene Lotterienummern. „Das ist eine Nachricht," ruft er endlich, als er die Neugierde der Anwesenden bemerkt, — „herrlich, köstlich, nicht mit Geld zu bezahlen! Die Sache wird Euch interessiren, Männer. Nein!" setzt er nach kurzem Bedenken hinzu, „Alle sind dabei betheiligt — die ganze Gemeinde muß es wissen. Hubert, schlage Lärmen!"

Der Wächter gehorcht, und im Momente steht das Wirthshaus in hellem Aufruhr. Alle stürmen eilfertig herein, und bilden, den Mann mit dem Spiese voran, um Lehrer, Schultheiß und Pfleger einen engen Kreis. Was nicht hereingeht, drängt näher und immer näher zur Thüre, überall lugen Augen hindurch. Jeder stemmt und hebt sich auf den Schultern des Vormannes und die Letzten klettern auf Stühle und Bänke — eine lebendige Pyramide von Köpfen, einer über dem andern, flüsternd, lächelnd und lugend. Der Lehrer erhebt sich und gebietet mit einem Winke Ruhe. Alles verstummt und hält vor Erwartung den Athem an. Er liest mit vernehmlicher Stimme: „Ueber



den Bau der Westbahn, welche bekanntlich unsere Gegend durchschneidet, wird uns aus der Hauptstadt von verlässiger Seite mitgetheilt, daß die Baucommission nunmehr die Richtung dieser Bahn definitiv festgesetzt hat. Nachdem die Linie durch den Wald, an den Dörfern Neufang, Althaus und Kleinberg vorüber, zu viele Terrainschwierigkeiten bietet, wird die Bahn jetzt direct dem Laufe des Flusses, drei Stunden östlich von den genannten Dörfern folgen, und mit den Erdarbeiten noch in diesem Herbste begonnen werden ...."

Der Lehrer schwieg; die Zuhörer auch, als hätte die urplötzliche Kunde Allen die Sprache genommen. Der Pfleger sank bei dem unerwarteten Schlage zusammen und barg sein Gesicht in beide Hände, daß Niemand ihn sehen sollte. Der Schulze aber reckte sich, wie von einer Natter gestochen, so jäh und gewaltig, daß die Rückwand des Stuhles krachte. Die Pfeife entfiel seinem Munde — Scherben, Rauch, Asche und Feuer splitterten nach allen Seiten. Dem Falle der Pfeife folgte zuerst Flüstern und Murmeln, dann Plaudern, Rufen und Schreien und zuletzt ein Gelächter so wild, so urkräftig und anhaltend, daß die Fenster klirrten, die Gläser klangen und die Wände zitterten.

„Den Studentle muß ich zerreißen!" schäumte der Schulze und brach sich Bahn.

„Erst haben!" höhnte der unverbesserliche Vaga-

bund und schlüpfte zur Thüre hinaus, um sich auf etliche Wochen unsichtbar zu machen, bis ihn die Gensdarmerie wieder irgend woher auf öffentliche Kosten einliefern würde.

Auch der Pfleger stürmte nach, als wollte er fangen helfen, im Grunde aber, um dem spöttischen Lächeln des Lehrers und diesem furchtbaren, dämonischen Kreise zu entgehen. — — —

Wir dürfen wohl nicht erwähnen, daß der Prozeß am andern Morgen sein Ende erreicht hatte. Die Kläger zahlten ihre Advokaten und Kosten, keiner mochte mehr die Einöd', und auf diese Weise gelangte die Gemeinde ohne einen Kreuzer Auslagen zu ihrem rechtmäßigen Eigenthum. Unter Allen am erwünschtesten kam dieser Ausgang, wenn sie es auch nicht merken lassen durfte, der Pflegerin, die sich längst reuevoll mit Anna im Stillen geeinigt hatte. Sie sorgte dafür, daß von Stund' an die alte, geschäftige Ordnung wieder eingeführt wurde, daß die Gesetzscharteken in's Feuer wanderten, Evangelienbuch, Goffine und Palmgärtlein ihren ererbten Standort über der Thüre wieder einnahmen, und daß der alte, christlich-fromme Brauch mit seinem stets erfrischenden Hauche das gesunkene Hauswesen wieder durchwehte. Mit ängstlicher Sorgfalt wachte sie von nun an darüber, daß kein Haarbreit mehr von der Lehre der Tugend gewichen wurde. Auch für Anna blühten bessere Tage. Der Schulze, tüchtig gewitzigt und gedemüthigt, ließ sie wenigstens nach eigener Ein-

sicht schalten und walten. So kam es denn, daß die wieder innig befreundeten Familien nach Jahr und Tag die empfangenen Schläge verschmerzten. Nur Eines konnte die Zeit nicht verwischen. Schulze und Pfleger blieben die lebendigen Warnungstafeln, welche Herr Lehrer Degmaier jedem prozeßsüchtigen Bauern entgegenhielt, und damit geschah — Jedem sein Recht. —

Ein Egoist.

I.

Es soll gleich einem Eichbaum stark
Der Mann mit Stürmen ringen,
Es soll ihm trotzig Bein und Mark
Die Willenskraft durchdringen.

Und stetig ernst und stetig treu
Soll er sein Werk vollbringen,
Und soll im Leben frank und frei
Nach allem Edlen ringen.

Das ist der ächte, starke Mann,
Der so durch's Leben gehet,
Der so auf seiner Lebensbahn
Gleich einem Eichbaum stehet. —

Jahr aus und Jahr ein ging es beim „Einsiedel" in der sogenannten Rosenau munter und lebhaft zu. In Wahrheit, das hübsch gelegene, in dem schmucken, oberbayerischen Gebirgsstyl erbaute Wirthshaus sammt seiner freundlichen Umgebung und den weniger großen, als trauten Gastzimmern strafte Titel und Bild des Schildes Lügen. Der Herr „Einsiedel" und die „Frau Einsiedel," wie die Gäste den kleinen, lustigen, kugel=

runden Gastwirth nebst seiner noch kleineren und nicht weniger abgerundeten Ehehälfte gewöhnlich nannten, wußte selbst am besten, daß es bei ihm nichts weniger als einsiedlerisch zuging, und konnte zeitig darüber scherzen. „Mein Haus," pflegte er mit schelmischem Lächeln zu sagen, „liegt ein gutes halbes Stündchen von der Kreishauptstadt entfernt, und zum nächsten Dorfe zählt man accurat fünfzehn Minuten. Ich armer Mann wohne mitten d'rin, einsam und verlassen, still und friedlich in meiner Klause. Daß aber diese unruhigen Städter Tag für Tag daherkommen und mein Stillleben rücksichtslos unterbrechen — Gott weiß es! — das ist nicht meine Schuld. Sie mögen es einst selber verantworten."

So argumentirte der muntere Wirth. Den genußsüchtigen Städtern dagegen wird ihre häufigen Besuche Niemand verargen, der sich die Mühe nimmt, zu bedenken, daß es beim „Einsiedel" den hellsten und gesündesten Kaffee, den schmackhaftesten Rahm und die besten Kuchen, Krapfen und Torten auf zehn Stunden in der Runde gab, Alles hausgemacht, zierlich, reinlich, appetitlich, und was die Hauptsache war, enorm billig. Dafür durfte die Jahreszeit fallen, wie sie wollte — mochten die Schneeglöcklein den Frühling einläuten und die gefiederten Sänger in Wald und Hain ihm mit tausendstimmigem Jubelschlag ihren Willkomm entgegenschmettern, mochte der blumenumkränzte Sommer mit seinen glühenden Strahlen beim lichten Tage

Feld und Flur in süßen Schlummer wiegen, und das dichteste Blätterdach keinen Schatten mehr gewähren, mochte der Herbst seine schwer beladenen Garben und Aeste schütteln und goldene Früchte in reichster Fülle niederregnen lassen, mochten im Winter dichte Schneeflocken niederwirbeln oder der grimme Boreas die prasselnden Crystalle gegen die Fenster peitschen: — gleichviel, beim „Einsiedel" traf man zu allen Jahreszeiten und bei jeder Witterung Stadtherren, Stadtdamen und Stadtfräulein, die alle zusammen behaglich Wein, Bier, Thee, Kaffee schlürften, die Zeit mit Whist, Tarok, Mühl', Domino, Damen- oder Schachbrett todtschlugen, oder, was wenigstens das schöne Geschlecht angeht, Strick-, Stick- und Häckelzeug handhabten, und dabei zwischen ihren redseligen, spitzigen, dreischneidigen Zünglein die halbe Stadt Spießruthen laufen ließen. Das war freilich unterhaltender, als zu Hause zwischen den vier Wänden sitzen und schwitzen und gähnen und stöhnen, und nicht mit Unrecht nannte die Frau Räthin Uebeleisen, welche gern das große Wort führte und unfehlbar die Woche sieben Mal erschien, den Einsiedel — selbstverständlich die Wirthschaft — ihre höchste Idee. Sie sagte: „Man darf nur nicht zu große Ansprüche auf die Küche machen, die gesellige Unterhaltung, und was in den kalten Tagen hauptsächlich in's Gewicht fällt, die ersparte Feuerung zu Hause nicht zu nieder anschlagen, so gibt es keinen profitableren Platz auf dem weiten Erdenrunde als unsere Einsiedelei."

Das mußte wahr sein, denn die Frau Räthin war eine durch und durch practische Frau, die im Sommer ihre Wintergarderobe, und im Winter ihre Sommergarderobe nicht zu Hause, sondern an einem sichern, festen Orte aufbewahren ließ, wo für Alles garantirt wurde und alte, schmutzige Judenweiber als verschwiegene Priesterinnen des Heiligthums Wache hielten. So hat im Leben Alles seine zwei Seiten; es kommt nur darauf an, welche von beiden man in's Auge faßt.

Indessen wir müssen gegen die Damen auch gerecht sein. Sobald die Dämmerung hereinbrach, packten sie ihre hundert und tausend Sachen und Sächelchen in die verschiedenen Körbchen, Kästchen, Lädchen, Köfferchen, Taschen und wie die modernen Damenbehälter sonst heißen mögen, schlüpften in dem „Gedanken" von kaum dreißig Minuten unter ihre Hüte, Tücher, Pelze und Mäntel und trollten sich lachend, schäckernd und plaudernd heimwärts. Und die Herren? — Ja, du lieber Himmel! — diese schienen förmlich aufzuthauen und erst ihr eigentliches, gemüthliches Dasein zu beginnen, sobald die Damen abgezogen waren. Man rückte näher zusammen, die Pfeifen dampften noch einmal so lustig, noch einmal so ungenirt, und die Unterhaltung entfesselte sich gleich einer frischen, sprudelnden Felsquelle, während vorher nur einzelne Tröpfchen verstohlen aus dem magern Sandboden gesickert waren. So wurde bis acht, bis neun, bis zehn Uhr in der Nacht geblieben, mochte es draußen regnen

oder schneien, mochte der Wind in einzelnen Stößen die Wipfel schütteln oder wie ein wogendes Meer über die Heide rauschen. Die Einen sangen in frohem, unbekümmertem Jugendmuth, scherzten und labten sich mehr am braunen Gerstensaft, als der natürliche Durst erheischte, Andere tranken trotz der späten Abendstunde eine Tasse Kaffee mit Kuchen, welche nach der Theorie der Frau Räthin Uebeleisen die Stelle des frugalen Abendmahls vertrat, und wieder Andere, die längst ihren Mocca geschlürft, saßen Stunden lang zu einem Glas Wasser hin, und labten sich an der behaglichen Ofenwärme, um die Feuerungsersparniß der vielerfahrnen Frau practisch durchzuführen.

Mit den beiden Gastzimmern, welche die vornehme Welt aufzunehmen pflegten, stand ein drittes, kleineres in Verbindung, worin die Landleute ihre Einkehr hielten. Hier ging es Sonntags am lebhaftesten zu, aber immer anständig, wie der „Einsiedel" mit Stolz behauptete, denn die „gebildete," die städtische Gesellschaft verfehlte ihren Einfluß nicht, und man stand, so zu sagen, auf geselligem Fuße mit einander; Glasthüren gewährten freie Beobachtung hinein und heraus.

Heute war es in diesem kleinen Zimmer still und leer. Selbst das Licht, welches auf der Tafel brannte, schien sich zu langweilen; es beugte seine düstere Flamme langsam und trübselig bald rechts, bald links, als wollte es allgemach einnicken. Doch das sollte nicht lange so bleiben. Plötzlich ließ sich nämlich von Außen lautes

Getöse, schwere Tritte und ein buntes Chaos von Stimmen vernehmen. Die Thüre sprang auf, ein scharfer Luftzug schreckte das Licht aus seinem Schlafe auf, daß es hell flackerte, und herein stürmte eine Schaar Landleute, meistens junge Männer und Burschen, voran ein hochbetagter Förster mit langem, schneeigem Silberbarte, einen Jüngling im Arme von kaum siebzehn Jahren, der schwer und mühsam keuchte, die Wangen



mit brennender Gluth übergossen, auf der Stirne lichte Schweißperlen, die Haare beschmutzt und verwirrt, das Collett halb vom Leibe gerissen, überall zerstoßen, geschunden, geschürft und die Hände über und über mit Blut besudelt.

„Da setz' dich her, Franzerl, nur da her!" mahnte der Jäger mit dem sanftesten Tone, der ihm zu Gebot stand. „Rasch, Frau Einsiedel, etwas Warmes, Stärkendes — ein gutes Glas Glühwein, einen Schluck Grog oder dergleichen! Nur vorwärts! — Und du, Freund Einsiedel," citirte er diesen herbei, „du holst ein paar Tropfen von deinem guten Franzbranntwein, ein paar leinene Fleck', und in einer Viertelstunde stelle ich den Jungen wieder her, daß er schlägt wie eine Amschel im Hochsommer."

Er selbst holte sich Wasser, Schwamm und Essig, und machte mit kundiger Hand den Chirurgen, während die Bauern voll Neugierde und Theilnahme stillschweigend bald den Patienten, bald den Doctor fixirten.

„So, mein Sohn, jetzt bist du wieder wie aus dem Ei geschält. Alle Bomben und Granaten! — wenn dich deine Mutter selig sähe, sie sollte ihre Freude d'ran haben." Mit diesen Worten schob der Jäger sein Verbandzeug bei Seite, betrachtete sich den blühenden Jüngling mit sichtlichem Wohlgefallen, zündete seinen Maserkopf auf und setzte sich zu der Gesellschaft. „So, Franz, nur zugetrunken!" sprach er diesem abermals zu und ließ behaglich blaue Wölkchen in duftigen

Ringen wie den verkörperten Ausdruck seiner besondern Zufriedenheit emporsteigen. „So ist's recht, Junge! Diese warme Brühe belebt den Geist und erfrischt den Leib. Siehst du, jetzt glänzen deine Augen schon wieder wie die eines Falken und bald wirst du die Glieder recken wie ein Eichhörnlein nach dem Winterschlafe. Nun, Männer, was schaut Ihr müßig zu? He, Freund Einsiedel, ein Fäßchen Bier aufgelegt für die Gesellschaft, der alte Herr Major zahlt's!"

„Das will ich gern glauben," meinte der wohlgenährte Walzmüller, „noch zwei Hand breit, ja, noch ein Haar breit, und er hätte nie mehr einen Tropfen Bier bezahlt, aber auch nie mehr einen getrunken. Schon der Schreck, den ich ertragen, ist einen guten Trunk werth. Allmächtiger Gott! — ich stand wie festgebannt, wie an den Boden gewurzelt."

„Vor lauter Schrecken?" fragte der Jäger spöttisch.

„Ja, Herr Forstwart, Sie mögen mir's glauben oder nicht, vor lauter Schrecken stand mir Verstand und Zunge still. Herr Gott, Sie hätten nur sehen sollen, wie die scheuen Thiere mit weit geöffneten Nüstern und fliegenden Mähnen in wilder Flucht über Stock und Stein dahinrannten, wie Steine, Schollen, Schneeklumpen und Eistrümmer nach allen Seiten stoben und die Räder wie durch die Luft sausten!"

„Dazu kam ich eigentlich zu spät. Mein Weg führte mich quer über das Buchenfeld nach der Straße hinab. Ich verfolgte die Spur eines Marders und

trollte gemüthlich weiter. Auf einmal schlug das wiederholte Klatschen einer Peitsche, dann aber ein durchdringendes Geschrei, ein Rasseln, Schnauben, Klirren und Stampfen an mein Ohr, als sei das ganze wilde Heer im Anzug. Ich trieb meine steifen, widerspenstigen Beine zum Laufen an, erst nach der Straße, von da nach dem Flusse — aber es ging viel zu langsam. Bis ich auf den Stand gelangte, hatte unser wackerer Franz da die flüchtigen Ausreißer schon gestellt. Ihr ward hart an der Böschung und müßt den Hergang besser gesehen haben."

„Ja, Herr Forstwart, wenn da überhaupt etwas zu sehen war," bemerkte ein Holzhauer lächelnd. „Das Ding ging wie der Blitz, und bis Einer beim Scheine des Mondes recht visiren wollte, war Alles vorbei. Wir standen mit dem Walzmüller plaudernd am Wasser und betrachteten uns das Treibeis. Der Herr Major kutschirte die Bergleiten herab und seine Pferde müssen vor einem Stück faulen, mulmigen Holzes, das dort liegt und bei Nacht wie glimmender Zunder leuchtet, gescheut haben. Sie stutzten, sie bäumten sich, der alte Herr hieb fluchend auf sie ein, sie scheuten noch mehr und machten plötzlich in wilder Flucht Staub aus, setzten über den Chausseegraben, rissen die leichte Kalesche nach und nun ging's querfeld in sausendem Fluge, über Stock und Stein, in g'rader Linie auf das Wasser zu, daß Einem die Haare zu Berg standen. Wir zitterten in unserm Schrecken wie Espenlaub und keiner

hatte das Herz, sich den scheuen Bestien entgegen zu werfen. Noch einen Sprung: — und Mann und Roß und Wagen mußten den steilen Abhang hinunterstürzen, an den Felsen und Eisstöcken zerschellen und von den Fluthen verschlungen werden."

„Ja, das war ein Schrecken!" ruft der dicke Walzmüller seufzend und faltet beide Hände über dem Leibe. „Schon beim Erzählen gerinnt mir das Blut. Fahr fort, Stoffel, fahr' fort, — aber kurz, nur kurz!"

„In diesem Augenblicke der höchsten Gefahr wirft sich Franz auf die scheuen Rosse, packt beide mit sicherem, starkem Griffe an den Nüstern, und reißt sie mit aller Gewalt seitwärts. Die Räder fliegen links und rechts hinaus, die Kalesche kugelt wie ein Springball über den Grund, der alte Herr stürzt heraus und bleibt ohnmächtig auf dem Rasen liegen."

„Ja, ja, so war's," schaltet der Walzmüller tief aufathmend ein und nimmt einen stärkenden Trunk.

„Jetzt endlich kommt auch uns die Besinnung. Wir springen herbei, schneiden die Stränge ab, helfen dem muthigen Jungen die Thiere beruhigen und dann — kamen Sie ja selbst. Aber, Herr Forstwart," fuhr der Holzmacher nach kurzer Pause mit lauter, kräftiger Stimme fort, und schlug mit der Faust auf die Tischplatte, „so viel sag' ich: wer Courage hat, mach's hier meinem Franz, meinem Pathen, nach! Schon zweimal hat er jetzt sein Leben für Andere eingesetzt und jedesmal ist's ihm gelungen."

„Stoffel, mach' kein unnöthiges Aufheben von der Sache," wehrte der Jüngling bescheiden. „Ich hatte mich blos etwas schneller gefaßt als Ihr, sonst hätte Jeder von Euch dasselbe gethan."

„Nein, nein und noch zehnmal nein! Keiner hätte dasselbe gethan," fuhr der Forstwart entschieden dazwischen, trat vor den Burschen hin und ergriff seine beiden Hände, wobei eine Freude, ein Stolz, eine Milde und Gutherzigkeit sein Auge und seine Züge belebte, wie man sie kaum in diesem abgehärteten, verwitterten Gesichte für möglich gehalten hätte. „Nein, nein, Franzerl," wiederholte er mit weicher, fast zitternder Stimme, „das hätte kein Anderer gethan und du" — fuhr er lauter fort — „mußt dafür belohnt werden. Laß nur mich sorgen! Was willst du eigentlich hier? Du bist ein kreuzbraver Junge, das ist richtig, — aber ein armer, blutarmer Teufel, ohne Eltern, ohne Geld, ohne Freunde, ohne Alles. Wenn du nicht bald wanderst, so bist und bleibst du ein Bauernknecht, ein Taglöhner, bis sie dich in die Grube senken. Und wenn du vorher zu siechen anfängst oder dich sonst ein Unglück trifft, nun ja doch — dann winkt dir eben das Armenhaus, wie so vielen Andern. Oder nicht?"

Statt aller Antwort senkte der Jüngling schwermüthig das Haupt, um eine Thräne zu verheimlichen, die sich unwillkürlich hervorstahl.

„Verzage nicht, Franz!" fuhr der Jäger beredt fort. „Sieh, wenn ein Thier da oder dort keine Aeßung

mehr findet, so verläßt es sein Lager und sucht sich einen andern Wechsel, einen andern Stand, wie wir Jäger sagen. Was thust du da? Folge mir: schnüre dein Bündel und gehe!"

„Ja, wohin denn?" fragte der Jüngling kaum hörbar.

„Franz, laß dir einen vernünftigen Rath geben! Die Zeiten für's Kriegshandwerk sind nicht schlecht. Der Franzmann über'm Rhein d'rüben rührt sich wieder und bald wird's an allen Enden krachen. Ich weiß, was ich weiß . . . . Was hast du auch zu verlieren? Fällst du, so ist eben ein Gamaschenträger weniger auf der Welt, und fällst du nicht, so ist mir bei deinem Kopfe und deinem Muthe nicht bang. In zwei oder drei Jahren trifft dich so wie so das Loos. Du selbst kannst dich nicht loskaufen und ein Anderer wird dies Freundschaftsstücklein für dich wohl bleiben lassen. Also vorwärts — marsch! Rücke jetzt freiwillig ein, und wer weiß, wie es in zwei Jahren um dich steht. Courage, Junge! Willst?"

„In Gottes Namen!" antwortete dieser nach kurzem Bedenken und drückte dem biedern Forstmanne wie zur Bekräftigung die Hand.

„Recht so — und jetzt noch etwas," fuhr dieser fort. „Du hast heute dem Herrn Major das Leben gerettet. Wenn er auch pensionirt ist und auf seinem Landhause lebt, so kann er doch etwas für dich thun. Morgen rücke ich dem alten Herrn auf's Zimmer und

er wird und muß sich deiner annehmen. Thut er's aber gegen Erwarten nicht, und es trifft ihn nochmals ein Unglück, so schleudere ich ihn mit eigener Hand in's Wasser, so wahr Gott lebt."

„Recht so! — bravo!" stürmten Alle bei dieser für den Augenblick in vollem Ernste gemeinten Drohung durcheinander, die Gläser klangen, und jeder drückte erst dem ehrlichen Förster, dann dem Recruten die Hand. Der junge Mensch wußte nicht, wie ihm geschah, aber seine Bestimmung galt ihm und Allen von diesem Augenblicke an für entschieden. —

II.

„Viel tausend Blüthen trägt ein Baum,
Doch viele, viele trügen;
Sonst müßte ja der schwache Baum
Der Früchte Last erliegen.

Wohl Mancher späht mit Muth und Kraft,
Möcht' Großes gern vollbringen.
Was nützt ihm, was er denkt und schafft? —
Ohn' Glück gibt's kein Gelingen."

Den ganzen Vorgang hatten unter der Glasthüre zwei junge Männer mitangehört, die heute von der Stadtgesellschaft allein noch übrig waren. „Das ist in der That ein herzhafter, prächtiger Junge," meinte der Kleinere, während beide in das Zimmer zurücktraten, ihr Bier austranken und sich zur Heimkehr anschickten.

Der Sprecher war eine ziemlich untersetzte Figur von mittlerer Größe, wohl kaum in der zweiten Hälfte der Zwanziger, mit blondem Schnurrbärtchen, blondem, kühn emporgestrichenem Kraushaar und großen, blauen Augen, die Alles lebhaft zu erfassen strebten, wohin sie trafen. Der Andere dagegen war eine hohe, wohlbeleibte, ich möchte sagen, aufgeschwemmte Gestalt, mit glatt rasirtem Kinn, glatt gestrichener Frisur, dem Anscheine nach um etliche Jahre älter, mit mattem, schläfrigem Blicke, schleppendem Gange, langsam und unbeholfen in jeder Bewegung, ohne Kraft und ohne Energie in Haltung und Gebaren. Man sah es auf den ersten Blick, der Eigenthümer dieses Körpers war gewöhnt, sorglos und behaglich vor sich hinzuträumen, unbekümmert um die ganze Welt; wenn ja das Phlegma gestört werden mußte, so konnte und durfte es nur geschehen, um sich Essen und Trinken, Schlaf und Bewegung, Arbeit und Ruhe nach dem Minutenzeiger mechanisch zuzuführen.

„Nun ja," meinte der Letztere und trat langsam voran zum Zimmer und dann Schritt für Schritt zum Hause hinaus, — „nun ja, es ist eben ein Bauernbursche, wie es deren Tausende gibt. Schande genug für einen solchen Lümmel, der von der Wiege auf unter lauter Vierfüßlern diente, wenn er sich ein paar Schindmähren nicht zu stellen getraute! Es schlägt ja in sein Handwerk."

„Geh' zu, Gebhard!" rief der Blonde unwillig und

vorwurfsvoll, „du trägst heute wieder einmal deine Nebelkappe, unter der dir selbst Sonne, Mond und Sterne wie ausgebrannte Kohlen erscheinen. Der Major hält sicherlich keine Schindmähren, und selbst solche aufzuhalten, wenn sie einmal Reißaus nehmen, erfordert Kraft, Muth und Aufopferung. Nein, mir schwebt in diesem Jünglinge ein herrliches, unerreichbares Ideal vor. Ich könnte ihn aus tiefstem Herzensgrunde beneiden, wenn es nicht gar zu abscheulich wäre. O nur einmal soll mich mein guter Stern leiten, eine solche kühne That zu vollbringen, ein kostbares Menschenleben zu retten, und ich bin für alle Zeiten der Glücklichste auf Gottes weitem Erdenrunde!“

„Und du, Freund Guttenreuter,“ bemerkte Gebhard spöttisch, „schwebst heute wieder einmal im Reiche deiner Phantasien und Träume. Laß die schimmernden Luftgebilde fahren und bleibe schön auf dieser hausbackenen, prosaischen Erdscholle! Für Schreiber sind als Pensum eben keine kühnen Heldenthaten im Buche der Vorsehung einregistrirt, sondern ein ruhiges, abgezirkeltes, demüthiges, mechanisches Copir- und Büreauleben. Und Schreiber sind und bleiben wir beide für alle Zeit, wenn nicht irgend ein Hexenmeister ein ganz besonderes Genie an uns entdeckt, oder das große Loos uns zu hochangesehenen, stolzen Glücksrittern umstempelt. Das Letztere wäre eigentlich der allerbequemste Weg, mit Anstand und ohne Mühe sein Glück zu machen.“

„Auf diesen Weg verzichte ich,“ betheuerte Gutten-

reuter, und sein blaues Auge leuchtete hell auf. „Das ist die breite, mir verhaßte Heerstraße der Indolenz. Nein, ich für meinen Theil möchte mir eine Zukunft verdienen, erringen, erkämpfen . . . .“

„Als Schreiber?“ fragte Gebhard mit kalter Ironie.

Der begeisterte Redner schwieg und tiefe Trauer umflorte für wenige Augenblicke seine regelmäßigen Züge. Ein schwerer Seufzer entstieg der beklommenen Brust, als er ruhig und trotz des Hohnes ohne Bitterkeit entgegnete: „Glaube mir, Collega, keine Woche, kein Tag, keine Nacht, keine Stunde vergeht, wo ich nicht den unseligen Schritt bereue, der mich zum Scribenten gemacht hat. Ich achtete auf die unsinnigen Renommagen leichtfertiger, liederlicher Gesellen und überhörte in dummdreistem Eigendünkel die Mahnworte meiner armen seligen Mutter. Das bischen Studiren, der unbedeutende Zwang war mir zuwider, ich wollte rasch mein eigener Herr werden und warf Bücher und Schulmappe über Bord. Jetzt wäre ich Priester, Arzt, Beamter oder Richter, so gut wie Mancher meiner Altersgenossen. Und was bin ich? — Das bischen Gehorsam, das bischen Mühe und Fleiß war mir zu viel, und nun — was bin ich? Der willenlose, devote Leibeigene eines Advokaten, ein Sklave, der keinen Tag auf seinem Platze fehlen, keine Stunde ohne Rüge und ohne Gefahr für sein Brod krank sein darf, und härter und billiger dienen muß, als der simpelste Bauernknecht.“

„Hierin stehst du freilich schlimm,“ meinte Gebhard trocken. „Ich bin wenigstens bei einer Behörde, bei einem Magistrate placirt, wo man einige Achtung genießt, hie und da ein kleines Nebenverdienstchen einstreichen kann und vor Entlassung so lange sicher ist, als man seine Schuldigkeit thut und keine neue Organisation von oben herab eingeführt wird. Ich bin, offen gestanden, mit meiner Stellung zufrieden.“

„Ich nicht,“ bemerkte Guttenreuter kurz.

„Ich sehe keinen Grund dazu. Man schreibt ruhig Tag für Tag und hat zu leben; ein paar Dreier für Tabak, Bier und sonstige Kleinigkeiten bleiben auch noch.“

„Du allerdings mußt vollkommen zufrieden sein,“ behauptete Guttenreuter mit Ernst und Nachdruck, „denn sonst wäre es — gelinde gesagt — ein himmelschreiendes Unrecht, ein schwaches, unerfahrnes, vertrauensvolles Mädchen mit in diese Lage zu verflechten, wie du ohne Zweifel in etlichen Wochen zu thun gedenkst.“

„Ohne allen Zweifel,“ antwortete Gebhard, ruhig und zufrieden lächelnd. „Ich kann es riskiren. Meine Eva ist ein junges, hübsches Mädchen, das sich sehen lassen kann, ein braves, fleißiges und sparsames Kind, versteht das Haushalten von Grund aus, wendet keiner Arbeit den Rücken, und — die Hauptsache — ist nicht ohne Füchse.“ Scharf betonte der Sprecher die letzten Worte und ließ Daumen und Zeigefinger dabei über einander gleiten, als zählte er Geld. „Ihr seliger

Vater, der alte Fischer, hat ein schönes Sümmchen zusammengeschafft, ihre Mutter es bis zur Stunde getreulich bewacht und — mir soll es wohlthun."

„Du verfolgst immer und immer deinen Weg der Berechnung. Wenn er dich nur niemals irre führt! Uebrigens darfst du von Glück sagen, denn mancher junge, hoffnungsvolle Ehestandscandidat beneidet dich um diese Errungenschaft."

„Ei, soll ich mir das Goldfischlein von einem Andern wegschnappen lassen, wo ich in der nächsten Nähe wohne? Manchmal wohl" — gestand er zögernd — „wundert's mich selbst, wie ich die Zuneigung des schönen Mädchens gewinnen konnte; aber das ist am Ende ganz gleichgültig. Die vollendete Thatsache ist das beste Siegel für jeden Brief."

Guttenreuter lächelte kaum bemerkbar, ein sicheres Zeichen, daß ihm die Sache selbst komisch vorkam. „Und wann ist eigentlich Hochzeit?" fragte er nach kurzer Unterbrechung. „Ich werde dein Zeuge und habe noch manches zu richten."

„Die Verehelichungserlaubniß habe ich bereits. Sobald Eva wieder hergestellt ist, wird kein Tag mehr gesäumt."

„Ihr Unwohlsein zieht sich sehr in die Länge; es müssen über vierzehn Tage sein, wenn ich mich nicht täusche. Was fehlt ihr eigentlich?"

„Fieber und nichts als Fieber. Weiß der liebe Himmel, wo es herkommt! Ich hätte wirklich nichts

dagegen, wenn es sich einmal verlieren würde. Alles, was zu lang dauert, geht nicht schön."

„Werde nicht unwillig, bester Freund, und glaube mir, daß ich dich schwer begreife," sprach der junge Mann ganz offen. „Wie kannst, wie magst du jeden Abend zum „Einsiedel" wandern, wenn deine Braut an's Krankenlager gefesselt ist? An deiner Stelle würde ich keine freie Stunde von ihrer Seite weichen, sie unterhalten und pflegen, da ihre Mutter ohnehin schwächlich und hochbetagt ist. Wie?"

„Du bist und bleibst ein Schwärmer, ein ächter „Rührmeier." Wie man die Frauen im Anfang zieht, so sind sie. Meine Braut hat außer ihrer Mutter eine Wärterin, und das, dächte ich, wäre Vorsorge genug. Zudem komme ich jeden Tag Punkt ein Uhr zum Besuche und sehe nach. Im Leben muß Alles seine bestimmte Zeit haben, wenn das Räderwerk nicht stocken soll. Ich bin streng an meine Ordnung gewöhnt und ohne Noth gehe ich nicht davon ab."

„Ordnung hin, Ordnung her!" eiferte Guttenreuter lebhaft; „Pflichten und Krankheitsfälle brechen Alles. Bei mir kommen stets die wichtigeren Dinge zuerst und dann das unwesentliche, leicht verschiebbare Zeug."

„Und ich sage dir," belehrte der Ordnungsmann salbungsvoll, „daß gerade unser Leben ohne die größte Pünktlichkeit ein qualvolles ist. Wenn du dir nicht eine feste Richtschnur spannst und dich streng daran

hältst, wirst du mit deinem Dienste niemals zufrieden werden. Glaube mir!"

„Mit meinem Dienste?" fragte Guttenreuter nicht ohne einen leichten Anflug von Ironie. „Darin sollst du Recht haben. Mit dem werde ich nie zufrieden werden, und damit du siehst, wie wenig es mir Ernst mit meiner Stellung ist, so gestehe ich dir offen, daß ich mir in der nächsten Zeit eine andere Bahn brechen werde, sei es auf die eine oder andere Art. Ich bin fest dazu entschlossen."

„Hüte dich! — hüte dich!" warnte Gebhard, indem er mit dem Zeigfinger drohte und einen Augenblick stehen blieb. „Hüte dich, daß du auf dieser neuen Bahn nicht strauchelst und den Fuß brichst, und am Ende schlimmer daran bist als jetzt! Ich habe schon mehrere so verwegene Ritter gekannt — das Hauptresultat ihrer Kühnheit war bittere Reue. Du wirst überhaupt mit deinen schwärmerischen Ideen, die jede Schranke überspringen wollen, die an Alles eher als an sich selbst denken, die der ganzen Welt helfen möchten und ohne Ueberlegung das eigene Leben tollkühn auf's Spiel setzen, nicht weit kommen."

„Warum nicht?" rief Guttenreuter unwillig. „Sollten wir weniger leisten, als ein schlichter Bauernbursche, der vielleicht nicht ordentlich lesen und schreiben kann? O nein! — Ich bleibe bei meinen Ansichten, und wenn ich heute einem landfremden Menschen aus Noth und Gefahr helfen könnte, würde ich ohne Zaudern

mein Leben in die Schanze schlagen. Da geht mir's wie dem alten Förster mit seinem neu geworbenen Recruten. Fallire ich, so ist eben ein Schreiber weniger auf der Welt, und ich weiß Keinen, der sich darum grämen wird."

„Von deinem Standpunkte aus läßt es sich allenfalls entschuldigen," meinte Gebhard hochgelehrt, „von dem meinigen niemals. Zuerst komme ich als zukünftiger Hausvater, dann meine Frau und meine etwaigen Kinder, dann kommt nichts, dann abermals nichts, dann wieder nichts und noch gar lange nichts und dann erst — die andern Leute. So bin eben ich."

„Nun, so will ich hoffen," entgegnete Guttenreuter langsam und scharf betonend, „daß du nie in Gefahr kommst und wenn je — daß deine Mitmenschen nicht auch so denken. Ich mag dieses selbstsüchtige, herzlose Wesen nicht. Laß den Egoismus Generalagent unserer Handlungen werden und die Welt ist nichts als eine kalte, starre, berechnende, lieblose Masse, auf der ich nicht einmal todt sein möchte."

Statt jeder Antwort ließ der Ordnungsmann ein überlegenes, selbstgefälliges Lächeln um seine Lippen spielen. Die beiden Collegen schritten schweigend neben einander hin. Keiner hatte den Andern von seiner Ansicht überzeugt.

Es war eine unfreundliche, stürmische Nacht, in der die beiden Wanderer längs des Flusses ihren Weg suchten. Wohl zog der Vollmond ruhig seine

Bahn, in aller Pracht, hoch oben am Himmelszelt, aber sein mildes Licht nützte unsern Freunden wenig. Unter ihm trieben Schnee- und Regenwolken ein wildes, hastiges Spiel, hier in dunklen, dicht zusammengeschobenen Haufen, die gewaltsam vorwärts drängten, dort lose, zerrissen, zerklüftet, da und dorthin gepeitscht, selbst bis zur Erde gedrängt, wie eben der schrille, heisere Ruf des Windes sie commandirte. Dieser, einem muthwilligen Füllen gleich, das auf der Heide die tollsten Capriolen ausführt, sauste bald in kurzen, scharfen Stößen vom Norden, bald in langgedehnten Strichen vom Osten her, bald sprang er wie zum Zeitvertreib nach Süden und Westen um, trieb ungestüm bei diesem wilden Tanze die Wolken vor sich her, und schüttelte ihnen den Schnee- und Regenmantel aus, daß unsere beiden Wanderer keine zehn Schritte mehr vor sich sehen und ihres Weges nur mit Mühe ziehen konnten. Die Wolken verhüllten den Mond, daß keiner seiner Blicke mehr die Erde erhellte. Erst licht, dann dichter und dichter staubte der Regen nieder, wie ihn der Wind trieb, und schlug den beiden Fußgängern in's Gesicht. Dazu spielten die gewaltigen Eismassen, welche seit einigen Stunden dem starren Bande des Winters den Gehorsam gekündigt hatten und mit lautem Krachen und Stoßen den Fluß hinab trieben, eine Melodie, so kalt und so schaurig, daß ihnen das Herz im Leibe zitterte. Man hörte nichts als das Aechzen der Bäume, deren Stämme Stoß auf Stoß die andringenden Feinde

pariren mußten, und das Seufzen des Röhrichts, welches sich unter den heranschwimmenden Eisblöcken verkroch und seine gepeitschten Ruthen langsam wieder aus dem kalten Fluthengrabe hob, um im nächsten Augenblicke von Neuem und noch tiefer untergetaucht zu werden.

Eine letzte Biegung des Flusses und die beiden jungen Männer, welche auf der schlüpfrigen Straße nach Kräften vorwärts strebten und sich trotz der zottigen, langhaarigen Winterröcke kaum zu decken vermochten, hatten die ersten Häuser der Stadt erreicht. Hier beschrieb der Weg einen weiten Bogen um den Fuß des Berges, und die Fluthen, welche die anstürmenden Eismassen längst aus dem Strombette geworfen, wälzten sich mehr und mehr über den weiten Thalgrund, Reihe um Reihe schmutzige Schaumwellen vorausschiebend, welche spielend am Rande auf- und niederwogten, gierig an den dürren Halmen, dem Moose und den Steinen leckten, und sich da und dort festzusetzen suchten. Selbst einzelne Eistrümmer, denen es gelungen war, sich der heftigen Strömung zu entziehen, schwammen ruhig und behaglich in der Bucht umher, bis die Fluth sie wieder erfaßte und kopfüber mit fortriß. Nur einzelne Gruppen kahler Gesträuche, deren Wipfel trübselig auf dem Wasser nickten, zeigten noch die frühere Grenze von Wasser und Land.

Als die beiden Wanderer um den Fuß des Berges bogen, zerriß der Wind, während er sie mit verdoppelter Wuth packte, zugleich den dichten Wolkenschleier.

Der Vollmond brach überall durch und goß seinen magischen Silberschein über die grause Verwüstung. Sie machten Halt und blickten um sich. Da erfaßte das scharfe Ohr des jungen Guttenreuter einen eigenthümlichen Ton, der, wiewohl bei dem Heulen des Windes und dem Schlagen der Wogen kaum hörbar und rasch verklungen, seine ganze Aufmerksamkeit erregte. „Was war das?" fragte er seinen Begleiter und horchte aufmerksam nach der Seite des Flusses hin. „Hast du nichts gehört?"

„Vielleicht ein aufgescheuchter, halb erfrorner Vogel," meinte dieser gleichgültig, „der über dem Wasser flattert, nirgends den gewohnten Ast zum Ruhen findet und trotz Hunger und Kälte sein Schwanenlied piept." —

„Nein, nein! — die Stimmen der Vögel kenne ich. So ruft kein Vogel. Jetzt wieder — pst! — hörst du?" rief Guttenreuter abermals und trat an den Rand der Straße. „Horch! — ganz leise aus weiter Ferne. Bei Gott! — das lautet wie das Wimmern eines Kindes. Was soll das sein?" —

„Geh' weiter, du unausstehlicher Schwärmer!" schmähte Gebhard halb spöttisch, halb unmuthig. „Wo soll denn da ein wimmerndes Kind herkommen? Wenn's kein Vogel ist, so wollt' ich d'rauf wetten, es ist so ein verwöhnter, überfütterter Schooßhund oder ein verzogener Kater, der auf's Eis gerieth und jetzt seine lustige Wasserfahrt mit einer Arie begleitet." —

„Und wenn es so ist, müssen wir der armen Creatur heraushelfen.“ —

„In diesem Wetter? Dazu trage ich keine . . .“ —

„Still! — um Gottes willen — still!“ unterbrach ihn Guttenreuter und bog sich, um besser zu unterscheiden, weit vor über den Rand der abschüssigen Straße. „Das ist nie und nimmermehr der Laut eines Thieres. Und nochmals: es ist das leise Wimmern eines Menschen. Hörst du? — Jetzt wird's laut — immer lauter, jetzt unterscheidet man deutlich die Stimme trotz Sturm und Wind. Allmächtiger Gott, was ist das?“ — Und der junge Mann läßt eifrig spähend sein scharfes Auge über die weite, dunkle, wildbewegte Fläche auf- und niedergleiten. Auf einmal blickt er starr und regungslos auf einen entfernten Punkt, hebt zitternd den Arm und streckt ihn weit aus. Sein Auge tritt mehr und mehr hervor, sein Körper scheint vor innerer Erregung zu beben und unendliches Beklommensein spiegelt sich auf seinem Antlitze, als er hastig die Worte hervorstößt: „Dort — dort ist's! — Dort drüben, Gebhard, weit drüben, mitten im Wasser, wo die letzten Aeste ragen.“

„Und was soll denn dort sein?“ fragt der Phlegmatiker unwirsch und will gehen. „Ich wenigstens kann nichts entdecken.“

„Ein weißer Fleck, — eine weiße Masse . . . .“

„Ei ja, ein Stück Eis, dem die Aeste den Weg versperren.“

„Nein, nein! — ein Eisblock hätte längst die schwachen Zweige geknickt und sich Bahn gebrochen. Nein, nein! — es ist ein Mensch, es ist die Stimme eines Menschen, dort kommt sie her . . . horch! . . . wieder . . . Es ist ein Verunglückter . . . ."

„Und du ein Hirnverrückter," schimpft Gebhard ohne Rücksicht. „Dieser Patron müßte höchstens freiwillig in's Wasser gesprungen sein, und dann — will er nicht gerettet sein."

Die letzten Worte hörte Guttenreuter nicht mehr. Er war bereits den Abhang hinuntergeklettert und stand am Rande des Wassers. „Wenn ich doch nur schwimmen gelernt hätte!" jammerte er halblaut vor sich hin und stieg beherzt und ohne Bedenken in die kalte Fluth. Sobald sein Begleiter dies sah, begann er überlaut zu schmähen und zu drohen. „Was treibst du denn, wahnsinniger Mensch? Willst du mit Gewalt ertrinken, oder sollen dich die Eisstücke zermalmen? Augenblicklich gehst du heraus! Augenblicklich, sag' ich dir, oder ich melde es morgen deinem Prinzipal, so wahr ich lebe!" —

Der junge Mann ließ sich durch diese alberne Drohung nicht beirren. Vorsichtig, aber ununterbrochen rückte er Schritt um Schritt im Wasser vorwärts, fest sein Ziel im Auge, und schnurgerade und unverzagt darauf lossteuernd. Dem Feigling entfällt der Muth. Er liebt sein Leben über Alles; aber er getraut sich nicht, den waghalsigen Freund ganz im Stiche zu lassen. Auf Händen und



Füßen rutscht er langsam den Abhang hinab und watschelt rathlos, seufzend und händeringend am Wasser hin und her, wie eine Henne, welche zum ersten Mal die von ihr ausgebrüteten Entlein lustig auf dem Teiche schwimmen sieht. Er stöhnt zum Erbarmen, und kalter Angstschweiß tritt ihm auf die Stirne, als schwebe er selbst in der höchsten Gefahr. Sein Drohen ist unbeachtet verhallt, sein Seufzen und Stöhnen ist eben so fruchtlos. Da Alles fehlschlägt, verlegt er sich auf's Bitten und spendet die süßesten Worte von der Welt. „Collega, Guttenreuter, bester

Freund, Herzensbruder" — schwirrt es bunt durcheinander, — „so komme doch heraus! Ich will dir Alles thun, was du verlangst. Wer weiß, welch' herrliches Loos dir im Leben noch blüht? Stürze dich nicht muthwillig in den kalten, nassen Tod! Bester, liebster Kamerad, steig' heraus!" —

Dieser setzt, ohne sich um das Gejammer zu kümmern, rastlos seinen gefahrvollen Weg fort. Bald weicht er dem schwimmenden Eise vorsichtig aus, bald treibt er es mit kräftigem Stoße in eine andere Richtung und watet bereits bis über die Hälfte des Körpers im Wasser. Er kennt nur einen Gedanken: das Gesträuch zu erreichen, wo er deutlich im Dunkeln die Umrisse einer menschlichen Gestalt, von den Wellen umspült, zu erkennen glaubt. Um so unentschlossener geberdet sich sein Freund auf dem trocknen Boden. Er will, er muß den Tollkühnen herausbringen. Zweimal setzt er den Fuß in's Wasser, zweimal zieht er ihn fröstelnd wieder zurück. Endlich platscht er fluchend mit einem Schlage hinein und arbeitet, des Schwimmens kundig, voll Wuth und wie besessen vorwärts, um den Verwegenen zu erreichen und zurückzureißen. Weiter und immer weiter und immer kühner strebt dieser inzwischen nach seinem Ziele vorwärts. Leiser und leiser dringt das schmerzliche Wimmern zu ihm heran. Jetzt erkennt er deutlich die Umrisse eines Hauptes, ein paar Arme, die sich in den Zweigen zu halten scheinen. Mächtig hebt sich seine Brust im Ge-

fühle der Hoffnung, er achtet nicht die anstürmenden Wellen, die höher und höher um seine Brust kreisen, weit streckt er schon die rettende Hand vor, sein Auge glüht, seine Stirne brennt, noch zwei Schritte, und — — —

„Zurück!" gellt's in diesem Augenblicke in sein Ohr. Er fühlt sich an den Rockschößen gepackt, ein gewaltsamer Riß, er schwankt, er gleitet aus, er stürzt rücklings in's Wasser. Seine Füße stoßen an einen harten Körper, die Zweige rascheln, die Wasser gurgeln tief und dumpf, ein gellender, gräßlicher, durchdringender Schrei hallt durch die Lüfte und Alles — ist wieder ruhig. —

III.

„Wie soll ich dir mein Schicksal künden?
Kann ich es selbst doch kaum ergründen. —
Nimm jede Qual, nimm jeden Schmerz,
Die je durchbohrt ein Menschenherz;
Nimm Reue, Scham, die herbste Pein,
Nimm selbst Verzweiflung schwarz und wild, —
Sie wird gering und milde sein
G'en meines Herzens Jammerbild." —

Von der Hand des nacheilenden Feiglings erfaßt und gewaltsam zurückgerissen, war Guttenreuter gestürzt. Mit Schauder hatte er gefühlt, wie der schlammige Boden unter seinen Füßen wich, wie die Wasser zischten und tosend und brausend über seinem Haupte zusammenschlugen. Und doch war der gellende Schrei

zu ihm gedrungen, hatte ihm krampfhaft die Brust zusammengeschnürt und klang fort und fort in seinen Ohren. Mit unendlicher Mühe, mit äußerster Noth gelang es ihm, sich aus dem Wassergrabe hervorzuarbeiten. Halb bewußtlos faßte er wieder festen Grund, streifte die kalte Fluth von sich, und schöpfte tief Athem. Dann preßte er beide Hände fest auf die Augen und spähte, der Sehkraft wieder mächtig, mit gespannter Aufmerksamkeit nach den Zweigen. Sie bogen sich zitternd unter dem Drucke des Wassers und des Eises — kein Arm, kein Haupt, nichts war mehr zu entdecken. Er ließ seine Blicke den Fluß hinab, den Fluß hinauf schweifen, — nichts als schäumende, rollende Wellen, die sich hastig vorwärts drängten, nichts als Eisschollen, die sich bald spielend hin- und herschoben, bald erbittert mit lautem Krachen auf einander anstürmten und sich gegenseitig in den Grund zu bohren suchten. All' sein ängstiges Suchen war vergeblich. Schmerzliche Thränen traten ihm in die Augen. Er wurde gewahr, daß er den immer mächtiger andringenden Fluthen kaum mehr zu widerstehen vermochte, daß eisiger Frost seinen ganzen Körper durchschauerte und daß es höchste Zeit war, an den Rückzug zu denken. Mühsam und nicht ohne Gefahr watete er dem Ufer zu, bei jedem Schritte auf's Neue zurückblickend, wenn auch vergebens. Endlich stand er wieder auf sicherem Boden, an allen Gliedern bebend vor Kälte und Aufregung. Noch einmal überblickte er forschenden Auges

den Fluß, die schneebedeckten, schwimmenden Massen, die Ufer und machte sich endlich zögernd auf den Heimweg. Im Sturmschritt war ihm sein Freund Gebhard bereits vorausgeeilt, wohl durch den Vorfall im Herzen erschreckt, aber viel, viel zu besorgt für das liebe Ich, um sich in diesem Wetter länger aufhalten zu lassen.

Wenn der vornehme und reich begüterte Mann an unfreundlichen Winterabenden aus seiner Harmonie oder Ressource, seinem Museum, Casino oder Club und wie diese Vereine moderner Geselligkeit und wohl auch moderner Langweile und Steifheit sich immer tituliren mögen, nach Hause zurückkehrt, so sehnt und sputet er sich von der kalten, zugigen Straße hinweg nach seinem wohnlichen Zimmer. Die Lampe brennt bereits, zu einem kleinen Lichtsterne gedämpft, auf dem fein polirten Schreibtisch. Er dreht zwei-, dreimal ein messingenes Rädchen und sie strahlt hellschimmerndes Licht aus, das ein eleganter Schirm von Milchglas wohlthuend für die Augen mildert. In ihrem Scheine blinken die bunten Blumen des weichgepolsterten Lehnsessels grell und leuchtend und die mit rothen Franzen garnirte Rehdecke am Fußboden scheint sich noch einmal so einladend zu schwellen. Im weißen, glacirten Ofen knistert und prasselt ein lustiges Feuer, und der alte, kugelrunde Mops knurrt und dehnt und streckt sich im süßen Traume auf seinem Ruhebettchen. Behaglich schlüpft der Bewohner des trauten Zimmers in die gewärmten Pantoffel, drückt ein Hauskäppchen auf's Ohr und hüllt

seine Glieder in einen langen, warm gefütterten Schlafrock. Er zündet sich noch eine duftende Cigarette an, blättert spielend in einigen illustrirten Zeitschriften und schlürft vor'm Schlafengehen ein Glas Limonade, um die genossenen, geistigen Getränke ein wenig zu dämpfen.

Nicht so nobel geht es beim Bürger und Subalternbeamten, überhaupt beim soliden Mittelstande zu, noch weniger beim Handwerker und Arbeiter und am allerwenigsten bei dem Junggesellen, der als Schreiber fungirt, auf ein mehr als mäßiges Honorar per Monat angewiesen ist und jeden Kreuzer dreimal berechnen muß, bevor er ihn ausgibt, der mit einem Worte zum Leben zu wenig, und zum Sterben zu viel hat. Wenn den der Wintersturm über zwei oder drei Stiegen in sein luftiges Kämmerchen hinauftreibt, so blendet ihn kein schimmernder Lichtstrahl und sprüht ihm kein glühender Ofen knisternde Funken entgegen. Wohl aber glitzern ihm an seinem einzigen Fensterlein bunte Blumen in's Auge, welche der Winter aus tausend und tausend funkelnden Crystallen bald mit kräftigen, kühnen Strichen, bald mit mattem Schmelze darüber gehaucht hat. Und wie köstlich! — Diese Blumenpracht hält sich den ganzen Winter hindurch, denn die eisige Luft ersetzt jedes abgefallene Blättchen, jede welke Blüthe; der große Kachelofen steht kalt und ruhig in der Ecke und macht seinem Eigenthümer die ganze strenge Saison hindurch keinen Heller Unkosten für's

Reinigen, Repariren, Heizen und ähnliche, für einen Schreiber luxuriöse Dinge. Auch Fußteppich, Lehnsessel, Hauskäppchen und Schlafrock kennt man in diesen heiligen Hallen nicht, und Niemand wird Angesichts dieses behaupten wollen, daß diese Dinge unbedingt zum Leben gehören. Dagegen kann sich der arme Miethsmann, wenn es ihm beliebt, jeden Abend und Morgen im Marmor- und Crystallschleifen üben. Material dazu liefert ihm der hart gefrorne Inhalt seines Trinkgeschirres und Waschbeckens in reicher Fülle. Nein, es ist wirklich in diesem Dachkämmerchen viel zu gemüthlich, als daß sich ein Sterblicher namentlich zur Nachtzeit lange darin herumtummeln sollte. „Husch, husch!" geht's zitternd und zähneklappernd in's dünne, eiskalte Bettchen, das an Wärme und Güte mit der geringen Miethe von zwei Gulden per Monat gleichen Schritt hält.

In dieser nichts weniger als beneidenswerthen Situation finden wir den braven, hochherzigen Guttenreuter in seinem armseligen Stübchen wieder. Wohl hat er sich schon seit Stunden nicht ohne schwere Noth der nassen und gefrornen Kleider entledigt und in dem leichten, eisigkalten, wie feuchten Bettchen Schutz und Wärme gesucht, aber es will ihm nicht gelingen. Seine Zähne klappern hörbar, er fröstelt und zittert wie ein vom Sturmwind gepeitschtes Blatt an allen Gliedern, eisige Fieberschauer durchtoben und rütteln seinen Körper und drücken ihm fast das Herz ab. Erst

gegen Morgen fällt der Halberstarrte, Todtmüde in einen unruhigen, zwischen Schlafen und Wachen schwebenden Schlummer, der seinen aufgeregten Geist in den wildesten Phantasien umhertreiben läßt. Bald sieht er sich mitten in einem Rudel wüthender, heißhungriger Raubthiere, welche gierig die rothen Zungen strecken, die scharfen Zähne fletschen und heulend auf ihn einspringen. Fliehend rennt er da hin und rennt dort hin, bis er athemlos, schreckgelähmt niedersinkt und die Bestien in weiten Bogen über ihn wegsetzen, um sich von Neuem auf ihn zu werfen. Bald befindet er sich in einem brennenden Gebäude laut um Hülfe rufend, händeringend. Die Flammen lodern sprühend empor, und lecken näher und näher nach seinem Kleide, dichter Rauch wirbelt darüber und versetzt ihm den Athem; links und rechts stürzen Balken herab und drohen ihn jeden Augenblick zu erschlagen. Auf einmal bricht mit lautem Krachen und fürchterlichem Getöse das ganze Haus in sich zusammen, er fühlt seinen Sturz, Todesschweiß perlt auf seiner Stirne, er wähnt sich zerschmettert — da gewahrt er tief aufathmend, daß drei bis vier Balken ein sicheres Schutzdach über ihn gebildet, unter dem er sicher abwarten kann, bis rettende Hände sich nahen. Gegen Morgen, nachdem diese und viele andere Gefahren überstanden sind, schaukelt er ruhig in einem blumenumkränzten Nachen auf einem breiten, spiegelglatten Strome. Die Sonnenstrahlen spiegeln und kühlen sich in den klaren Wellen, muntere, glänzende

Fische spielen plätschernd um seinen Kiel, er sieht mit Lust ihrem neckischen Treiben zu, und unvermerkt entführt ihm eine Welle das Ruder. Zu gleicher Zeit schlägt ein eigenthümliches Brausen, ein dumpfer Donner aus der Ferne an sein Ohr, die Wogen rollen mit unheimlicher Schnelle vorwärts, unzählbare Wasserstäubchen, die zum Himmel aufspritzen, bilden in der Ferne eine lichte Wolke, und zu seinem Schrecken bemerkt er, daß er unaufhaltsam einem breiten, tiefen Wasserfalle zutreibt. Hülfe suchend, wendet er sein Auge zurück. Mit Schrecken entdeckt er, wie die Wellen sich schäumend aufstauen, wie die Winde plötzlich einen wilden Tanz mit ihnen eröffnen, sie im Kreise wirbeln und hoch und immer höher heben, bis eine Wasserhose sich drohend gegen die Wolken reckt, die, vom Sturme getrieben, mit reißender Schnelle auf ihn zueilt, und noch vor dem Wasserfall seinen Nachen zu erreichen droht. Unbeschreibliche Angst ob des sichern Todes beklemmt seine Brust. Er sieht keine Rettung mehr: hinter sich die gräßliche Wasserhose, vor sich den zischenden, donnernden Strudel, welchem er jählings zutreibt! Noch eine halbe Nachen-Länge, er drückt die Augen zu, noch eine Spanne und — — —

Ein ungestümes, wiederholtes Pochen schreckte den Geängstigten in diesem Momente aus seinem wüsten Traume. Er sprang hastig auf, warf sich in seine Hauskleider und öffnete. Sein College Gebhard stand vor ihm, der um sich selbst so besorgte, egoistische

Mann. Aber wie verändert, wie entstellt in diesen wenigen Stunden! Langsam, als könnte er sich kaum mehr tragen, schleppte er sich ohne Gruß in das Zimmer und sank ermattet auf den einzigen Stuhl desselben nieder. Seine Kleider waren durchnäßt, beschmutzt, in vollster Unordnung, seine sonst glatten Haare verwirrt, zerzaust, gebleicht, die Stirne war in düstere Falten gezogen, die Augen unstät, entzündet, tief eingesunken unter den struppigen Brauen, die Wangen leichenblaß, die Lippen zusammengepreßt, kreideweiß, die Hand vergraben in die offene Brust, welche sich krampfhaft hob und senkte.

„Was ist dir?" fragte Guttenreuter und trat besorgt einen Schritt näher.

Ein leichtes Neigen des Hauptes war die einzige Antwort, die ihm zu Theil wurde.

„Bist du unwohl?" fragte Guttenreuter wieder. „Vielleicht hast du dich gestern Nacht in diesem Unwetter, in dieser Nässe verkältet, — hm?"

Ein schmerzliches Zusammenzucken des gebeugten Körpers, ein noch tieferes Neigen des Hauptes war seine Antwort.

„Lieber Freund, du machst mir wirklich Angst. Du siehst ja fürchterlich aus. Ist dir ein Unfall zugestoßen? Kann ich dir in irgend etwas zu Diensten sein? Rede doch!"

Gebhard verneinte wehmüthig mit dem Haupte, während unsäglicher Kummer seinen Körper zu Boden

zu drücken schien, und seine Augen wie festgebannt am Boden hafteten.

„Um Gottes willen — so sprich doch!" bat Guttenreuter, im höchsten Grade bestürzt. „Du spannst mich auf die Folter. Geht es mit deiner Braut schlimmer? Hat das Fieber einen gefährlichen Charakter angenommen?"

Ein tiefer Seufzer entrang sich der Brust des Bekümmerten.

„Ei nun!" mahnte Guttenreuter, der jetzt die wunde Stelle entdeckt zu haben glaubte, „so setze dich nicht daher und brüte dumpf vor dich hin. Auf, rufe die besten Aerzte an ihr Lager, scheue kein Geld, keine Mühe! Schlägt Alles fehl, so nimm deine Zuflucht zu Hausmitteln, zur Sympathie, zu Allem, was Hülfe verspricht! So lange noch ein Funken Leben im Körper glimmt, soll man die Hoffnung nicht aufgeben."

„Es ist zu spät!" hauchte Gebhard gebrochen und kaum hörbar hervor.

„Wie? — zu spät?" fragte Guttenreuter mit inniger Theilnahme, aber ohne die Hoffnung sinken zu lassen. „Zu spät? .... Ich kann's nicht glauben. .... Warst du schon bei dem geheimen Medizinalrath? Laufe hin, augenblicklich, gib ihm die besten, die himmelsbesten Worte, fall' ihm zu Füßen, bis er mit dir geht! Der rettet oft mit Gottes Hülfe, wo keine Rettung mehr möglich scheint."

„Es ist zu spät!" wiederholte Gebhard ernst und

düster, faltete die Hände und suchte das matte, glanzlose, thränenschwere Auge zu seinem Freunde zu erheben.

„Allmächtiger Gott!" rief dieser, auf das Tiefste erschüttert und legte voll Theilnahme seinen Arm um den Nacken des Trauernden, — „so wäre die schöne, liebliche Blume schon verwelkt! So jung, so morgenfrisch und schon geknickt! Armer, armer, Freund! — dann möge dir Gott im Himmel beistehen und dich stärken, das Unvermeidliche standhaft zu ertragen."

„Wie ist das möglich?" fragte Gebhard mit zitternder Stimme und schob leise den Arm seines Freundes weg, als sei er ihm eine schwere, drückende Bürde.

„Du mußt und mußt dich fassen," drängte Guttenreuter, eine Thräne zwischen den Wimpern zerdrückend. „Im Glücke zu schwelgen, ist keine Kunst, und in frohen und guten Tagen nicht übermüthig zu werden, ist verdammte Schuldigkeit. Aber wenn Unglück und Stürme über uns hereinbrechen, wenn der Tod die schönsten Hoffnungen des Lebens vernichtet, dann den verderblichen Wettern nicht feige und kraftlos zu unterliegen, dann den Schicksalsschlägen muthig und gottergeben Stand zu halten, dann den herben Schmerz zu bemeistern und im eigenen Herzen zu überwinden, — das ist die schwere Aufgabe des Mannes, das ist die Sache des Christen. Du warst ja von jeher ruhiger, besonnener, gefaßter, gesetzter, selbstständiger als wir Alle: der harte Schlag darf und kann dich beugen, aber nicht brechen."

„Um mich ist's geschehen," jammerte Gebhard im schmerzlichsten Tone. „Meine Ruhe, mein Frieden ist dahin, unwiederbringlich verloren."

„Muth, mein Freund! — Sei und bleibe ein Mann und hoffe Alles von der Zeit! Sieh, die Zeit vernarbt, die Zeit heilt jede Wunde, wenn sie auch Jahre lang schmerzvoll geblutet."

„Die Zeit?" wiederholte der Trauernde ungläubig, und ein eigenthümliches Weh zuckte um seine Lippen. „Ja, ja — die Zeit! — Gerade die Zeit habe ich am meisten zu fürchten. Wo das Gewissen drückt, frißt die Wunde immer weiter um sich, die Pein wird von Stunde zu Stunde, von Tag zu Tag, von Jahr zu Jahr unerträglicher, sie wird am Ende zur Höllenqual, welche den Geist verwirrt, das Mark aussaugt und alle Kräfte des Lebens verzehrt."

„Davor wird dich Gott bewahren," tröstete der Freund theilnehmend und setzte, wiewohl er es selbst kaum glauben mochte, treuherzig bei: „Du hast deine Schuldigkeit gethan, Niemand kann dir einen Vorwurf machen. Also gib dich in diesem Punkte zufrieden!"

„Ich? — meine Schuldigkeit gethan?" rief Gebhard heftig und starrte dem Sprecher entsetzt in's Antlitz. „Nie und nimmermehr! Mein Leben ist verfehlt, verfallen, und wird nichts bilden als eine fortlaufende Kette qualvoller, stechender Vorwürfe. Ja, wenn ich den Muth gehabt hätte, den Tod mit ihr zu theilen, dann — o dann — — —"

„Aber, du lieber Gott, wenn die Aerzte nicht helfen konnten, was willst du machen? Den Tod theilen, dich etwa selbst morden, wäre die größte Feigheit, die ich kenne, und das schlechteste Andenken für die Geschiedene.“

„Er weiß das Gräßliche noch nicht,“ jammerte der Arme halblaut vor sich hin und rang in wilder Verzweiflung die Hände. „O Freund, verachte mich, verabscheue mich, stoße mich mit den Füßen hinaus wie einen Hund, denn ein Feigling verdient's nicht besser! Du hast deine Schuldigkeit gethan, ich nicht; mir zerreißt Schande, Reue, Scham, der Jammer, die Verzweiflung das Herz. Denn höre!“ fuhr er dann leiser fort, während sein Körper zusammenzubrechen drohte. „Betrachte mein entstelltes Antlitz, mein im Schrecken gebleichtes Haar, meine durchnäßten Kleider! Seit Stunden durchforsche ich jammernd, laut rufend, von allen Furien gehetzt, die Ufer des Flusses. Was du gestern Abend so muthvoll retten wolltest, war kein Schaum, kein Vogel, kein Thier, kein Trugbild, kein schneebedeckter Strunk, keine Eismasse, nein“ — stöhnte der Arme — „das war ein Mensch, — ein armes, unglückliches Menschenkind — das war — — die Braut deines Freundes Gebhard.“

Tiefe Stille herrschte geraume Zeit in dem kleinen Gemache. Ueberwältigt von der Schreckenskunde war Guttenreuter auf sein Lager gesunken, und es währte ziemlich lang, bis er sich wieder ermannen und Ruhe

und Denkkraft gewinnen konnte. „Wie ist das möglich?“ fragte er den Unglücklichen, welcher noch immer auf derselben Stelle saß, zusammengekauert, wie leblos, ein Bild der bittersten Reue und des tiefsten Schmerzes. „Wie ist das möglich? — Ich will es, ich kann es nicht glauben.“ —

„Es ist so,“ versicherte Gebhard mit hohler, klangloser Stimme. „Ihre Mutter war in die Apotheke gegangen, um das Recept, welches der Arzt verschrieben hatte, machen zu lassen. Die Wärterin, statt bei der Kranken zu bleiben, lief in einen Schnapsladen und that sich gütlich. Eva sprang in der Fieberhitze aus dem Bette, rannte, ohne angehalten zu werden, zum Hause hinaus, den Fluß entlang, gerieth auf das Eis, und mit ihm in die Strömung. Die Besinnung mochte ihr später wiederkehren, sie klammerte sich an die Weiden — du wolltest sie retten — ich stürzte sie in den Tod.“

Guttenreuter hatte kein Wort des Mitleids mehr für den Unglücklichen. Er konnte ihn nicht hassen, aber er konnte ihn auch nicht mehr trösten. Gebhard mochte ahnen, welche Gefühle die schmerzerfüllte Brust des jungen Mannes durchströmten. Er begann seine ganze Lage zu überdenken. Er sah im Geiste die Folgen voraus, welche seine Feigheit, wenn sie bekannt wurde, für sein Fortkommen nach sich ziehen mußte. Der Trieb der Selbsterhaltung erwachte in ihm. Er scheute vor keinem Mittel der Rettung zurück. Ehe es Guttenreuter gewahrte oder verhindern konnte, lag der Egoist

zu seinen Füßen und hielt seine beiden Kniee umspannt. „Theuerster Freund! — ich beschwöre dich bei Allem, was dir heilig ist, mache mich nicht doppelt unglücklich! Meine ganze Existenz liegt von dieser Stunde an in deiner Hand. Niemand auf der weiten Welt weiß von dem schrecklichen Vorfall als wir zwei. Kommt die Wahrheit unter die Leute, so trifft mich die öffentliche Verachtung, Hohn und Verfolgung sind mein Loos und um meine Stelle, um meinen Unterhalt ist's geschehen. Ich darf die Stadt, ich darf das Land meiden wie ein Verbrecher — ich bin verloren." —

Mißmuthig und schweigend wandte sich Guttenreuter für den ersten Augenblick bei diesem erbärmlichen Gejammer ab. Dann aber versetzte er mit Ernst und Nachdruck: „Hab' ich denn gesagt, daß ich irgend Jemand von dieser Schreckensnacht Mittheilung machen wolle? Was könnte jetzt das Ausplaudern nützen? Das arme, unglückliche Mädchen kehrt nicht mehr in's Leben zurück. Wir sind, denke ich, geschlagen genug. Mich hast du des größten Glückes beraubt, das mir der Himmel je gewähren konnte, ein Menschenleben zu retten, — dich selbst aber für deine erbärmliche Selbstsucht, die über dem eigenen Ich, der eigenen Ruhe und Bequemlichkeit die ganze Menschheit vergaß, fürchterlich gestraft."

„Ich weiß es," seufzte Gebhard. „Mein Herz ist zerrissen, mein Geist gebrochen, meine Kraft vernichtet. O, zweifle nicht an meiner Reue! Mich erwartet ein

gräßliches Loos, ein Dasein voll Qual, voll Nacht und Grauen. Doch will ich geduldig ausharren, möge mir Gott am Ende der Tage ein gnädiger Richter sein! Verstehe mich recht: nur meine Stelle möchte ich durch dein Schweigen retten, denn ich bin nicht mehr fähig, mir eine andere Existenz zu gründen und würde sicherlich dem Armenhause oder dem Hungertode verfallen."

Guttenreuter überlegte einige Augenblicke und schien im Herzen einen Entschluß zu fassen. Dann riß er den unglücklichen Collegen empor und drückte ihm herzhaft die Hand mit den Worten: „Von mir hast du niemals ein Wort zu befürchten. Hüte nur deine eigene Zunge! Ich will und kann nicht länger hier bleiben. Heute noch verlasse ich die Stadt für immer. Kein unnützes Gerede! Mein Entschluß steht unabänderlich fest. Trage dein hartes Loos mit Geduld und Ergebung und nütze deinen Mitmenschen, so viel du im Laufe der Zeit kannst! Das wird die beste, die einzig mögliche Sühne sein." — —

Schweigend trennten sich die Freunde. Zwei Stunden später hatte Guttenreuter die Stadt verlassen. Sein plötzliches Verschwinden erregte für die erste Zeit viel Aufsehen und wurde mehrere Tage lang allenthalben besprochen. Niemand wußte sich den Grund zu erklären. Manche plauderten von einem leichtsinnigen, exaltirten Kopfe, Andere wollten von unglücklicher, überspannter Liebe, die Klügsten von leichtfertiger Wirthschaft und liederlichen Schulden wissen. Keiner errieth die Wahr-

heit. Keiner konnte den verehrten Gegenstand nennen. Gläubiger meldeten sich nicht. Niemand hatte etwas von dem Verschwundenen zu fordern. Nach wenigen Tagen war der Scribent vergessen; neue Neuigkeiten tauchten auf und nahmen die öffentliche Aufmerksamkeit in Anspruch. —

IV.

Der Fluß glitt einsam hin und rauschte,
Wie sonst, noch immer, immerfort,
Ich stand am Strand gelehnt und lauschte,
Ach, was ich liebt', war lange fort!
Kein Laut, kein Windeshauch, kein Singen
Ging durch den weiten Mittag schwül,
Verträumt die stillen Weiden hingen
Hinab bis in die Wellen kühl.

J. v. Eichendorff.

Eine prachtvolle Morgenröthe war über Deutschlands Gauen herangezogen, und in ihrem goldenen Strahlenglanze hatte sich das Banner der Freiheit und Einheit weithin leuchtend und siegreich entfaltet. Seit langen, langen Jahren hatte ein fremder Despot, der erste und gewaltigste aus dem corsischen Hause, Buonaparte, Deutschland in den Staub getreten, das alte, heilige, römische Reich zum Falle gebracht, seine schönsten Provinzen willkürlich zerrissen, verpfändet und verschenkt, seine herrlichen Fluren verwüstet, seine wohlhabenden Stände und Flecken mit frivolen, übermüthigen

Schaaren geplündert, gebrandschatzt und mit Feuer und Schwert verheert, seine Bürger geknechtet, entehrt, jeden Widersacher mit Pulver und Blei begnadigt, ihre Ehre, ihr Nationalgefühl verhöhnt, ihre Söhne zur Schlachtbank in fremde Länder fortgeschleppt oder als Kanonenfutter gegen den eigenen Bruder gehetzt, seine Fürsten erniedrigt, beschimpft, in den Staub getreten. Endlich war das Maß der französischen Knechtschaft voll. Das Volk seufzte und knirschte unter der schweren, eisernen Tyrannenfaust, und gewaltige Männer des Geistes schleuderten in kühnen Flugschriften, für die sie selbst mit ihrem Herzblute einstanden, zuerst den zündenden Stoff in die Massen. Das nationale Ehr- und Selbstgefühl, das Bewußtsein der eigenen Macht und Stärke, der Ingrimm, die Rache, die Freiheitslust, die Vaterlandsliebe schlugen in lichten Flammen auf, und muthig folgten Greise, Männer und Jünglinge dem Rufe der begeisterten Führer auf das blutgetränkte Feld der Ehre. Der alte Zwiespalt, die unselige Eifersucht zwischen dem Norden und Süden fiel, wieder reichte der Nachbar dem Nachbarn, der Bruder dem Bruder die Hand, und wie ein gewaltiger, Alles verheerender Strom erhob sich das ganze Deutschland, um die starren Fesseln zu sprengen, deren Glieder auf den Eisfeldern Rußlands schon gelockert waren. Die blutigen Schlachten bei Großgörschen, Bautzen, Großbeeren, an der Katzbach, bei Culm, Jüterbock und Dennewitz wurden von den Deutschen bald einzeln, bald im Bunde mit den Russen

geschlagen, und der Gewaltige endlich in der dreitägigen, mörderischen Völkerschlacht bei Leipzig mit Gottes Beistand zu Boden geschmettert. Hanau war noch einmal Zeuge seiner letzten, vergeblichen Anstrengungen, die Verbündeten zogen siegreich und ruhmbedeckt in die französische Hauptstadt ein. Die Pariser selbst rissen die Säule ihres Kaisers nieder, er mußte seine Abdankung unterzeichnen und erhielt die Insel Elba zum Aufenthaltsorte angewiesen.

Jetzt war endlich die Zeit gekommen, wo Deutschland, England, Rußland, ja die Völker von ganz Europa, von dem drückenden Alp befreit, wieder aufathmen konnten. Potentaten und Diplomaten berathschlagten in Wien über die neue Ordnung der Dinge, und letztere ließen bereits wieder die verborgenen Federn der Hinterlist und Doppelzüngigkeit spielen, welche ihr Gewebe von jeher kennzeichneten. Da fiel wie ein Blitzstrahl aus heiterem Himmel die Kunde in den Congreß: Napoleon habe sein Wort gebrochen, sei von seiner Insel entwichen, und an der Spitze einer frisch gesammelten Armee im Anzuge auf Paris.

Die Schlachten bei Ligny, Quatrebas und bei la belle Alliance wurden geschlagen, der corsische Löwe wurde niedergeworfen, um sich nie mehr zu erheben. Die Insel St. Helena im stillen Weltmeere wurde sein Gefängniß, und dort starb, verlassen von Erde und Himmel, entkleidet alles Herrscherglanzes, der mächtige Gebieter, der weder menschliches, noch göttliches Gesetz

mehr geachtet, der Tausende und Tausende schonungslos seinem Ehrgeize geopfert hatte. Den Franzosen wurden die Drangsale des Krieges zurückgegeben, welche sie seit Jahren über andere Länder verhängt hatten; ein Theil der verbündeten Heere blieb drei Jahre in ihrem Lande stehen, die übrigen Truppen zogen über den Rhein zurück, und viele Kämpfer, namentlich aber die Freiwilligen, eilten sofort nach ihrer Heimath.

In diese ewig denkwürdigen Tage, in diese Zeit der herrlichsten Siege, des Triumphes deutscher Kraft und Einigkeit, der edelsten Begeisterung für Völkerfreiheit und Völkerrecht und des allgemeinen Dankes gegen Gott fällt auch die Fortsetzung unserer einfachen Erzählung. Es war am 15. November des Jahres 1815, als ein stattlicher Reisewagen, von zwei muthigen Rappen gezogen, auf der breiten Landstraße nach der Kreishauptstadt B. dahinrollte. Die Gesellschaft darin schien guter Dinge, sie erzählte sich, lachte und scherzte und hatte beide Kutschenfenster offen, wiewohl der Herbstwind von Zeit zu Zeit in scharfen Stößen über die Felder und das Flußthal dahersauste. Was Wunder? Weibliche Neugierde will um jeden Preis befriedigt sein, und links und rechts lugte ein freundlicher, helläugiger Mädchenkopf heraus, um sich die Gegend zu betrachten, wenn auch die scharfe Luft die zarten, jugendlichen Wangen mit brennendem Roth übergoß. Freundlich und herzlich dankten die beiden Fräulein dem Gruße jeden Wanderers, der des Weges kam, oder den der

Wagen überholte. Am hellsten und freundlichsten aber, so recht von Herzen klangen ihre Stimmen, wenn frische Narben, breite Binden, blessirte Glieder oder die Uniform den heimkehrenden Krieger verriethen. Dann wandten sie sich meistens zugleich an den jüngeren der beiden Herren, welche bei ihnen im Wagen saßen, einen hübschen, hoch und kräftig gebauten Mann mit gebräuntem Gesichte und gewaltigem Schnurrbarte. Er bog sich gleichfalls heraus und gab mit größter Bereitwilligkeit die gewünschte Aufklärung — sicherlich aus bester Quelle, denn es zierte ihn die Uniform eines deutschen Jägerhauptmannes. Der linke Arm ruhte schwerfällig in einer schwarzen Binde, und zwei breite, roth unterlaufene Narben entstellten das männliche Antlitz. Dagegen schmückten die tapfere Brust drei Ehrenzeichen, die Denkmale des Muthes und der persönlichen Tapferkeit, die er sich im Schlachtengewühle errungen hatte.

Der ältere Reisegefährte der beiden Mädchen, von untersetzter Statur, ziemlich beleibt, wiewohl rasch und elastisch in seinen Bewegungen, trug bürgerliche Kleidung. Seine ungezwungene, aber würdevolle Haltung, sein eleganter Anzug, sein blonder Schnurrbart ließen ihm trefflich, und man bemerkte kaum, daß seine Scheitellocken sich da und dort zu lichten begannen. Sein helles, lebendiges Auge blitzte voll Feuer und Energie in die Welt hinein; auf dem leicht gerötheten Antlitz lag Wohlwollen und ächte Herzensgüte wie der Rosenhauch des Morgenlichtes, und um die halbgeschlossenen

Lippen spielte ein sanftes, sonniges Lächeln. Die beiden Männer waren im eifrigsten Gespräche über den Befreiungskampf, die gewonnenen Schlachten und die zukünftige Gestaltung des deutschen Reiches begriffen und tauschten offen ihre Erfahrungen, Hoffnungen und Besorgnisse aus. Als aber wieder und immer wieder Soldaten vorbeikamen und die beiden Schwestern wieder und immer wieder mit einer freundlichen Bitte um Entschuldigung den Hauptmann in Anspruch nahmen, da drohte ihr Begleiter warnend mit dem Finger. „Kinderchen, Kinderchen, ihr dürft unsern Herrn Reisegefährten nicht jeden Augenblick unterbrechen! Wie kann es euch so sehr interessiren, zu welchem Regimente dieser oder jener Mann gehört?"

„Weißt du denn nicht mehr, Papachen," erwiederte Emma, das jüngere Mädchen, ein munteres, herziges, wunderliebes Lockenköpfchen, das treue Ebenbild seines Vaters, „weißt du denn nicht mehr, wie ernst, wie gespannt, wie mäuschenstill wir dasaßen und lauschten, wenn du uns Abends das Wichtigste aus den Zeitungen vorlasest oder deiner kleinen Emma auf ihre einfältigen Fragen Bescheid gabst? Weißt du nicht mehr, wie geschäftig wir jeden Mittwoch und Samstag zwei Stunden weit in den nächsten Markt gingen, um von den Landboten das Neueste zu erfahren? O, auf Flügeln eilten wir heimwärts, wenn eine Siegesbotschaft zu melden war über den vermaledeiten Franzosenkaiser, wie du den Napoleon in deinem Zorne tauftest. Und dann, Herr

Hauptmann," wandte sie sich vertraut zu diesem, „wir Mädchen hatten im Befreiungsheere unsere besondern Leibregimenter — ich und meine Auguste da."

„O du lose, lose Plaudertasche!" wehrte die ältere Schwester verlegen und drohte der Kleinen mit dem Finger. Wir gestehen es offen, auch sie war mehr eine liebliche, als prachtvolle Erscheinung. Sie stand im Blüthenalter von achtzehn Jahren, und erschien in ihrer Verlegenheit ungleich anmuthiger und reizender, als sie an sich schon war. Die großen, klaren, unbeschreiblich milden Augen senkten sich verschämt, ein leichtes Roth überflog die zarten Wangen, der kleine, allerliebst geformte Mund und seine treuen Wächter, ein paar schelmische Grübchen, zuckten leicht, und das von reichen, blonden Flechten umrahmte, hübsche Gesichtchen haftete am Boden.

„Und es ist doch so," behauptete die Kleine hartnäckig. „Glauben Sie mir, Herr Hauptmann: wir hatten unsere besondern Lieblingsregimenter, denen wir Schritt für Schritt auf ihren Märschen, in die Schlachten folgten. Wenn dann ihre Bravour öffentlich gerühmt wurde, fühlten wir uns ordentlich stolz und beglückt, beteten noch einmal so innig zum lieben Gott um den Sieg und suchten gewiß die beste Charpie, das feinste Linnen und schönste Verbandzeug zum Nachsenden heraus. Wenn mir es der Papa nicht bezeugen will, die geplünderten Weißzeugschränke der Mama thun's gewiß. Oder nicht, Auguste?"

„Sei doch klug Emma!“ antwortete diese lächelnd. „Ich habe es ja nicht abgeleugnet, sondern nur deine zu große Offenheit getadelt.“

„Empfangen Sie meinen innigsten Dank“, verehrtestes Fräulein,“ sagte der Hauptmann mit höflicher Verbeugung. „Jetzt begreife ich wohl, warum unsere wackern Streiter so freudig, so todesmuthig in den Kampf zogen. Das Gebet aus weiter Ferne, ungeahnt, von frommen, engelreinen Lippen gesprochen, war ihr Schutz und ihre Stärke. Wie glücklich würde es mich machen, wenn ich hoffen dürfte, daß auch unser drittes braves Jägercorps zu ihren Lieblingen gezählt hätte!“

„Ei freilich!“ rief Emma triumphirend und patschte die kleinen Händchen zusammen, — „gerade diese verwegenen Jäger, die bei keinem ernsten Strauße fehlten, waren meiner Auguste Leibregiment.“

Unfähig, ein Wort zu erwiedern, senkte diese rasch ihr Köpfchen, hohe, verrätherische Gluth braunte auf ihren Wangen und ein leichtes Beben durchzitterte ihre Brust, als sei sie sich einer schweren, schweren Schuld bewußt.

„Emma erzählt richtig und wahrheitsgetreu,“ erklärte jetzt der Vater des Näheren, „und Ihren Namen, Herr Hauptmann, haben wir in kürzester Frist nicht weniger als dreimal gelesen mit ganz besonderer Auszeichnung und als einen der Tapfersten der Tapfern. Wir achteten und schätzten Sie hoch, ohne Sie zu kennen,

und dürfen uns gewiß mit Recht freuen, heute Ihre persönliche Bekanntschaft gemacht zu haben."

„Aber, mein werthester Herr, Sie machen Sich wirklich ein Vergnügen daraus, mich von einer Verlegenheit in die andere zu bringen. Zuerst nehmen Sie mich, nachdem ich die Postkutsche versäumt hatte, in Ihren Reisewagen auf, und jetzt überhäufen Sie mich mit Lobsprüchen für Handlungen, die einfach der Pflicht entsprangen, und zwar einer Pflicht, der wohl kein ächter Deutscher auswich. Aus Ihren eignen Worten und Ansichten, aus Ihrer ganzen Haltung schließe ich, ja ich bin es überzeugt, daß auch Sie die Büchse von der Wand rissen, um den gemeinsamen Feind niederwerfen zu helfen."

„Hierin täuschen Sie Sich," versetzte der Vater der beiden Mädchen. „Ich durfte nicht."

„Sie durften nicht?" fragte der Krieger erstaunt.

„Die Regierung selbst befahl, und ich wurde gezwungen, unfreiwillig zu Hause zu bleiben." Ungläubig sah der Hauptmann dem Sprecher in's Antlitz, während dieser fortfuhr: „Als ich Sie heute Mittag im Gasthofe zu P. zur Mitfahrt einlud, hatte ich bereits die Ehre, mich Ihnen als Director eines großen Stahl- und Eisenwerkes, der Louisenhütte, vorzustellen. Woher glauben Sie wohl, Herr Hauptmann, daß alle zur Bewaffnung des Landsturmes nothwendigen Musketenläufe, Bajonette und Säbel gekommen wären, wenn nicht unsere industriellen Etablissements alles

Andere bei Seite gelegt und ausschließlich diesen Einen Zweig Tag und Nacht gefördert hätten? Woher wohl, wenn nicht die Leiter und Eigenthümer derselben ihre Werke, ihre Vorräthe, ihre Arbeitskräfte, ihr Vermögen, ihren Credit der Regierung unbedingt und ohne allen Nutzen zur Verfügung gestellt hätten? Fiel der Kampf ungünstig aus, so waren sie sammt und sonders bankerott, Bettler. O, wir zogen auch jubelnd aus mit unsern Knappen und Feuerarbeitern und — es war schwer genug," setzte der Sprecher mit bewegter Stimme bei, „wieder umzukehren; doch das Ersuchen, das dringende Bitten des Ministeriums im Namen des Vaterlandes war und mußte uns Befehl sein."

„Verzeihung und nochmals Verzeihung!" rief der Hauptmann offenherzig und reichte dem Director die Rechte, — „Verzeihung, daß ich auch nur einen Augenblick zweifeln konnte! Ohne Sie und Ihre opferwilligen Collegen wären wir ja schwächer als Kinder gewesen. Tausend- und tausendmal wurde davon im Generalstabe gesprochen. Sie haben mir heute Mittag Ihren Namen nicht genannt, aber ich will Ihnen jetzt denselben sagen: Sie sind der Hauptleiter unserer unentgeldlichen Waffenlieferungen, Sie sind der Director Guttenreuter. Ich danke der Vorsehung, daß sie meinen Unfall zum Glücke gewendet und mich mit einem solchen Biedermann und seiner braven Familie zusammen geführt hat."

„Nur keine Complimente!" wehrte sich der Director

entschieden, faßte die beiden Hände des Kriegers, unwillkürlich berührten sich beider Lippen und schlossen ohne Worte den Bund der Freundschaft bis zum Grabe.

Inzwischen rückten die Reisenden ihrem Ziele näher und näher. Die Dämmerung brach herein. Aber je weiter und schöner sich das Thal gestaltete, desto heftiger und gewaltthätiger trat der Nordwind auf und fuhr heulend und pfeifend über den Strom und seine Ebene. Die beiden Fräulein begannen ihre Schachteln und Schächtelchen, ihre Schirme und Körbchen zusammenzusuchen, die Flechten zu ordnen, die Hüte zu richten und in die Handschuhe zu schlüpfen — zum würdigen Einzuge. Die beiden Männer dagegen hingen ihren Gedanken nach und blickten still auf die Gegend hinaus. „Zum Einsiedel!" sprach der Director nach einiger Zeit kaum hörbar vor sich hin und bog sich weit vor, um das Haus besser sehen zu können.

„Kennen Sie diese Wirthschaft?" fragte der Hauptmann hastig und leuchtenden Blickes.

„Aus früherer Zeit."

„Ach Gott! — der alte Einsiedel und seine Ehehälfte sind längst heimgegangen. Zum Glücke haben sich ein paar würdige Nachfolger gefunden, würdig ihrer Vorgänger in geistiger, leiblicher und speculativer Beziehung. Waren Sie seitdem schon da?"

„Nein!" erwiederte der Director traurig; „es sind viele, viele Jahre her, seit ich diese Stadt und ihre Umgebung absichtlich mied. Auch jetzt würde ich sie

umgehen, wenn mich nicht verschiedene Geschäfte an den Gerichten und mit befreundeten Handlungshäusern, ferner meine beiden Mädchen, welche gern einmal die Herrlichkeiten der Stadt sehen möchten, und, um es offen zu gestehen, die Sehnsucht nach einem alten Freunde, der in Armuth hier lebt, unwiderstehlich hinzögen."

„Aha, Papachen!" rief die kleine Emma eilfertig, „das ist der Mann, welchem du jeden Monat Geld schicktest und an den unsere Auguste immer die Adresse schreiben mußte, damit er deine Schrift nicht erkannte. Hab' ich's errathen? O, Emma merkt auf Alles!"

Ein ernster, strafender Blick des Vaters brachte das voreilige Züngelchen zum Stehen. „Ich wollte nichts Unrechtes thun," bat sie schüchtern. „Verzeihe, Vater!"

„Du weißt," sprach dieser verweisend, „daß Kinder sich nie in die Unterhaltung erwachsener Personen mischen sollen, ohne dazu aufgefordert zu sein. Allein seit wir das älterliche Haus und die heimischen Berge im Rücken haben, scheinst du allen Zwang abgestreift zu haben, und förmlich dazu bestimmt, deine Reisegesellschaft in Verlegenheit zu bringen."

„Uebrigens zum größten Lobe der Betheiligten," bemerkte der Hauptmann lächelnd, „und dann — sind wir billig! — der Familie geschieht ihr Recht, wenn sie keinen besseren Geheimnißschrank hat, als das leichte, fröhliche, arglose Herz eines Kindes. Doch, was ist das? Der Wagen steht ja beinahe still?" —

„He, Fritz! — wo fehlt's? — fahre zu!" rief der Director und bog sich zum Kutschenschlage heraus. In demselben Momente aber riß er die Thüre auf, sprang hinaus und der Hauptmann ihm nach, während der Wagen von selbst stillstand. Die Passage war durch Gruppen von Frauen und Mädchen versperrt, welche nicht weit von den ersten Häusern der Stadt sich auf der Straße versammelt hatten und so eifrig disputirten und gestikulirten, zum Theil selbst unter Thränen, daß sie nicht an ein Ausweichen denken konnten. Der Director erkannte auf den ersten Blick und nicht ohne geheimes Beben die Biegung des Flusses und jene verhängnißvolle Stelle, wo er einst seine schwerste Stunde erlebt, und die er seitdem nicht mehr gesehen hatte. Auf der Wiese unten am Flusse standen Bürger und Arbeiter in dichten Haufen, ernst und still. In ihrer Mitte gewahrte man am Boden einen dunkeln Gegenstand. Das Segeltuch, welches ihn bedeckte, ließ deutlich die Umrisse eines menschlichen Körpers durchschimmern. Zugleich eilten die beiden Reisenden hinab, um wo möglich hilfreiche Hand anzulegen.

„Es ist zu spät!" trat ihnen mit ehrerbietigem Gruße ein Herr entgegen. „Ich kam zufällig des Weges und habe alle Mittel meiner ärztlichen Kunst ohne Erfolg versucht. Das Leben ist aus dem schwachen Körper entflohen und wird nicht mehr wiederkehren."

„Das muß ich sagen," versicherte ein Schuhmacher und schob beide Hände auf die Brust unter sein Schurz-

sell, „wenn mich je ein Menschenkind reute, so ist es dieser arme, alte Mann. Er war so still, so ergeben, so anspruchslos, demüthig und zufrieden, wie ich nie einen Zweiten kannte. Ich glaube, er hat in seinem ganzen Leben kein Kind beleidigt.“

„Das muß wahr sein,“ bekräftigte der Nächststehende, ein robuster Waffenschmied, „und doppelt und dreifach ist's zu verwundern, weil er nicht auf Rosen gebettet war. Frieren, hungern und doch zufrieden sein ist eine Kunst, die ich nicht zu Stande brächte. Gott weiß es!“

„Was wollte er anfangen?“ fragte der Schuhmacher. „Vor acht oder zehn Jahren jagten sie ihn, ich glaube wegen Tiefsinnigkeit, von seiner Stelle, und eine andere konnte er nicht mehr finden.“

„Ja, existiren mußte er doch!“ rief ein weißbärtiger Fischer mit rauher Stimme. „Lebte der Alte denn von der Luft oder vom Wasser, wie ein Fisch? Wenigstens sah ich ihn jeden Tag und jeden Tag, es mochte die Sonne scheinen oder stürmen und regnen, donnern und blitzen, in der Dämmerung am Wasser auf und ab spazieren gehen. Deshalb kenne ich den tollen Kauz schon seit langen Jahren und begegnete ihm viel tausend Mal, aber nie sah ich ihn um Almosen bitten, nie kam eine Klage über seine Lippen, wiewohl sein trauriges Aussehen deutlich genug sprach. He, Mathes, gib Aufklärung über den Sonderling!

Er wohnte lang genug in deiner Dachkammer und du wirst seine Geheimnisse gewiß kennen."

„Warum nicht?" entgegnete der Angeredete, ein schlichter Arbeiter, welcher sichtbar tief betrübt der Leiche zunächst stand. „Geheimniß, Vetter Hannes, weiß ich gerade keines, aber so viel weiß ich, daß der Verunglückte fleißiger war, als wir alle zusammen, und vom frühen Morgen bis in die tiefe Nacht — seinen Spaziergang in der Dämmerung ausgenommen — für die Kaufleute Scharmitzel und Papiersäcke pappte."

„Dann hat er Hunger genug ausgestanden," meinte der Waffenschmied, „denn unsere Handelsleute muß man kennen."

„Und doch erübrigte er Geld und Lebensmittel," rief der Arbeiter mit edler Begeisterung, „um noch Aermere zu unterstützen. Die letzte Brodrinde theilte er mit den Hungrigen, und lächelnd spendete er seinen letzten Kreuzer. Das waren überhaupt die einzigen Augenblicke, wo ich den seltsamen Mann je lächeln sah. Uebrigens bekam er jeden Monat Geld aus einer fremden Stadt, ohne Unterschrift, von unbekannter Hand. Er selbst mochte die Quelle wohl ahnen, aber niemals rührte er das Geschenk an; er vertheilte es stets und vollständig unter die Dürftigen, auch wenn er selbst darbte und hungerte."

„Wie kam es eigentlich, daß der Arme verunglückte?" fragte jetzt Director Guttenreuter, indem er näher zu den Bürgern herantrat.

„Wie wird es gekommen sein?“ rief ein breitschulteriger Schiffer mit kupferfarbener Nase und harten, gemeinen Zügen. „Das fidele Leben wird eben dem alten Griesgram nicht mehr gefallen haben, und da ist er halt — putsch! — heut' Abend freiwillig in's Wasser gefallen. Ich kenne diese Leistreter.“

„Das ist gelogen!“ sprang hitzig und ungestüm ein Jüngling vor, stieß seinen Fahrbaum in den Boden und hielt dem Sprecher die geballte Faust unter die trüben Augen. „Es ist gelogen, sag' ich, abscheulich gelogen, du einfältiger, trunkener Grakeler! Pfui und nochmals pfui — schäme dich! Wer mag einem Todten Uebles nachreden, wenn er es nicht beweisen kann? Ich stand keine zwanzig Schritte davon und hatte klare Augen. Der Windstoß packte den alten Mann und riß ihn den abschüssigen Damm hinab. Er stemmte sich dagegen und wehrte sich verzweifelt. Seine schwache Kraft reichte nicht. Einmal aus dem Gleichgewicht, rollte er unaufhaltsam in's Wasser, sank tiefer und tiefer, und die Wogen trieben ihn fort. Ich rief um Hülfe, wenigstens zehn Mann hoch sprangen wir zugleich in unsere Nachen und schossen wie Pfeile nach. Dort drüben bei den Weiden tauchte er zum letzten Mal auf. Wir erreichten den Ohnmächtigen, hoben ihn heraus und brachten ihn glücklich an's Land. Wir glaubten ihn gerettet. Gott wollte es anders. Der Schreck, die Kälte hatten den schwachen Mann getödtet. So war's, heimtückischer Klatscher,

und gnade dir Gott, wenn du noch eine andere Silbe laut werden läßt."

Director Guttenreuter dankte dem Jüngling und wandte sich voll banger Ahnung und mit erregter Stimme an den Hausherrn des Verunglückten: „Darf ich Sie vielleicht bitten, das Tuch ein wenig hinweg zu ziehen?"

Dieser sieht halb mißtrauisch, halb staunend auf den fremden Herrn, und willfahrt seiner Bitte. Ein Blick — Guttenreuter zuckt schmerzlich zusammen, weicht langsam einige Schritte zurück und haucht kaum hörbar: „Er ist's! —" Zugleich klammert er sich fest an den Arm des Hauptmannes, der ihn besorgt vom Platze wegbringt. Die beiden Freunde lassen den Wagen mit den beiden Mädchen in einen Gasthof vorausfahren und gehen langsam und schweigend nach. Endlich bricht Guttenreuter das düstere Schweigen mit den Worten: „Der Verunglückte, Herr Hauptmann, ist der Freund, welchen ich aufsuchen wollte. Sein Tod entbindet mich des feierlichen Versprechens der Verschwiegenheit. Wenn Sie mir Ihre Aufmerksamkeit schenken wollen, so sollen Sie die Geschichte einer Nacht vernehmen, die seit einer Reihe von Jahren wie ein dunkler Schatten auf meinen Erinnerungen liegt."

Und nun schilderte er seinem Begleiter den uns bekannten Vorgang beim „Einsiedel," die darauf folgende, unheilvolle Begebenheit am Flusse in ihrem ganzen Umfange und schloß mit den Worten: „Das ist mein

armer, armer Freund Gebhard; der Unglückliche hat gebüßt, schwer gebüßt. Möge ihm die Erde leicht sein! Ich selbst bin jener Schreiber. Mit Gottes Hülfe, mit wackerer Freunde Beistand und eigener rastloser Thätigkeit gelang es mir im Laufe der Zeit, eine neue, ehrenvolle Stellung in der Gesellschaft zu erringen.“ —

Sie standen unter dem Portale des Gasthofes. Der Hauptmann faßte die beiden Hände des Erzählers, zog ihn fest an sich und sprach: „Und ich, Herr Director, bin jener Bauernbursche, welcher den alten Herrn Major gerettet hat. Sie sehen, daß der liebe Gott für den ehemaligen, unfreiwilligen Rekruten besser gesorgt hat, als er es verdiente.“

Die beiden Männer sanken einander in die Arme, und hielten sich lange Zeit schweigend umschlungen. — —

Wir haben wenig mehr beizufügen. Der Hauptmann quittirte und wurde zur Belohnung für seine geleisteten Dienste zum Revierförster ernannt. Ein Tausch brachte ihn in die nächste Nachbarschaft der Louisenhütte, und da hatten denn Anfangs Hirsche, Rehe und Hasen gute Ruhe. Den neuen Forstmann beschäftigten ganz andere Dinge und ein Jahr später führte er die Tochter seines besten Freundes, die brave Auguste, als sein treues, eheliches Weib heim. — —

Die Kartenschlägerin.

I.

Unter den Linden.

„Wo der Eine Schatten sieht,
Sieht der Andre goldnes Licht;
Wo dem Einen Rosen lachen,
Sieht der Andre dürren Sand.“

Uhland.

Hoch stand die Sonne über dem weiten, blühenden Thale, durch das sich zwischen üppig grünenden Alleen majestätisch der breite Strom in weiten Biegungen wand. Während die Fischer an seinen Ufern ihre Netze auswarfen, glitten schwer befrachtete Schiffe jeder Größe, mit Waaren aus aller Herren Ländern, und Flöße von nimmer enden wollender Länge unter dem Johlen der Fahrleute auf seinem Rücken dahin. Herrliche Landhäuser inmitten künstlicher Anlagen, an denen sich das Auge labte, begrenzten seine Ufer, und aus der Ferne blickten im Sonnenscheine der benachbarten

Residenz Schloß- und Kirchenthürme herüber. Doch langsam, verehrter Leser! Wo gerathen wir sonst hin? Das sind Alles recht schöne Dinge, die man an vielen, vielen Orten findet — nur nicht im rauhen Spessartwalde, wo unsere Erzählung spielt. Denke dir vielmehr ein schmales, gut stundenlanges Thal, eng umgrenzt auf beiden Seiten von waldigen Bergrücken, in dem ein eben so langes Dorf zerstreut sich hinzieht. Man sollte fast glauben, der liebe Gott sei in uralter Zeit mit einem Sacke voll Häuser durchgewandert und habe von Zeit zu Zeit einige verloren. Durch die schmale Wiese mit ihrem saftigen Grün, wie es nur Gebirgsgegenden eigen ist, schlängelt sich ein klarer Forellenbach in unzähligen, weiten Krümmungen, als wolle er stets wieder zur Quelle zurückfließen. Statt reich beladener Schiffe sieht man häufig zwei Juden mit schweren Zwerchsäcken die staubige Landstraße entlang keuchen, um ihren Kram von Haus zu Haus zu schleppen. Ach, diese Zwerchsäcke! Mancher jungen Bäuerin Auge blickt ihnen sehnsuchtsvoll nach. Sie enthalten ein wahres Himmelreich. Herz, was begehrst du? Bänder, Seide, Spitzen, Litzen, Schnüre, Perlen, Gold- und Silberkreuzchen, Ringe, Ketten, Hauben, Binden, Flanell, Barchent, Tuch, Baumwolle, kurz — Alles, was nur das Herz einer Bäuerin erfreuen kann. O, die Juden! —

Wenn auch nicht viele, so finden wir doch einen spitzigen Kirchthurm im oberen Theile des Dorfes mit

einer alten, ehrwürdigen Kirche d'ran. Und, o Wunder! bei dieser Kirche den einzigen freien Platz des ganzen Thales. „Frei?" sage ich. Ja, drei mächtige, uralte Linden abgerechnet, die darauf stehen, der Schmuck, die Freude und der Stolz des gesammten Dorfes. Dieser Platz ist der eigentliche, wahre Lebensquell der Gemeinde. Hier concentrirt sich Alles. Während der ehrwürdige Pfarrherr in dem Gotteshause das geistige Wohl seiner Kinder besorgt, und manches ächte Samenkörnlein auf guten Boden fällt und reiche Früchte bringt, werden draußen unter den Linden die leiblichen Anliegen in den verschiedensten Formen verhandelt. Lange noch, bevor Sonntag Morgens die Glocken zum Hochamte zusammenschlagen, sammelt sich unter den Linden Alt und Jung. Die Männer plaudern von Feld-, Wiesen- und Waldbau, Vieh- und Obstzucht, Steuern, Schulden und Prozessen; die Weiber vom Garten, Geflügel, Spinnen, Waschen und Haushalten, wobei mancher boshafte Hieb auf die Nachbarin fällt; die Burschen vom Holzfällen, Steinbruche, Tanz und Vergnügen; die Dirnen wissen viel von Kleidern, Hauben, Bändern und heimlichen Liebschaften, während die hoffnungsvolle Jugend unter Lärmen, Schreien und Prügeln zwischen Allen herumkollert.

Nach dem Gottesdienste sehen wir den Ortsvorstand unter den Linden, eine große, trübe Zwickbrille auf der Nase, inmitten seiner getreuen Vor-, Bei- und Hintersassen, um ihnen mit wichtiger Amtsmiene die

eingelaufenen landgerichtlichen Befehle zu erklären, während der würdige, einarmige Dorfwächter mit mächtigem Spieße jeden Unberufenen von der Versammlung fern hält. „Zu schlecht geschrieben! — abscheulich geschrieben! — kaum zu lesen!“ ruft der Vorsteher einmal über das andere Mal aus, wenn er mitten im Satze stecken bleibt, und zugleich erheben sich der Bürgermeister und die Gemeinde-Bevollmächtigten auf die Fußzehen, schauen mit gestreckten Hälsen und buchstabirenden Lippen über des Schultheißen Rücken in das Blatt, und o Freude! — endlich, endlich ist das landrichterliche Wort entziffert. Man trocknet sich den Schweiß ab und wundert sich, wie man nur so lange brauchen konnte.

Der Menschen Beispiel wirkt ansteckend selbst auf das liebe, unvernünftige Vieh. Denn auch dieses hatte sich die drei Linden zum Hauptstapelplatz seines Vergnügens und seiner Zusammenkünfte ersehen. Was brauchen wir Frankfurt mit seiner Paulskirche sonderbaren Andenkens? Was London mit seinem Parlament, mit seinem Ober- und Unterhaus, seinen Lords und Gemeinen? Gibt es ein geschwätzigeres, ein nobleres Oberhaus, als die Herren von Staaren auf den drei Linden? Gewiß nicht; alle halten Reden, alle in schwarzen Fräcken und Beinkleidern. Die räuberischen Spatzen, im ächten Bedientenrock, fliegen lärmend als Boten und Lakaien auf und zu, ohne eigentlich etwas zu besorgen, während die Baumrutscher geschäftig jedes

Wort auf die Rinde stenographiren, und Meise und Fink, wahre Thürsteher-Seelen, die Eingänge in bunter Livree besetzt halten und verächtlich durch die Zweige hinabschauen, als wollten sie sagen:

„Hoho! wir thronen höhern Orts,
Wir sind die wahren, edlen Lords.
Nach unsrer Pfeife müßt Ihr reimen,
Verstanden, meine Herrn Gemeinen?" —

Wenn auch nicht gleich nobel, jedenfalls aber weit zahlreicher war das Unterhaus vertreten. Hier wirthschafteten kluge Mäuschen unter den weitverzweigten, knorrigen Wurzeln: sie besorgten seit Jahren Archiv und Sekretariat der Gemeinen stets in stiller Ruhe, wenn nicht hie und da ein bissiger Kater ihre Sitzungen sprengte. Sie waren ständig auf ihrem Posten, denn jeden Morgen war Versammlung. In aller Frühe nämlich, wenn des Hirten Horn, begleitet von dem harmonischen Geheul der benachbarten Hofhunde, stets Freunde einer guten Musik, das Thal in langgehaltenen Tönen durchklang, wirkte es, wie ein elektrischer Funke. Allenthalben öffneten sich Thür' und Stall. Laut brüllend und in weiten Sätzen sprangen die Rinder den Linden zu. Nur manchmal blieben einige zurück, um zuvor mit klapperndem Stoßdegen eine Ehrensache auszufechten oder an der nahen Tränke einen frischen, kühlen Morgentrunk mitzunehmen — nach dem Beispiele guter Homöopathen. Auch die

Schweine durchirrten grunzend die Gehöfte, um sich mit wahrhaft thierischer Lust in dem ersten besten Pfuhle zu wälzen, sicherlich ein ächtes Natur-Heilverfahren. Und erst die Gänse! was hatten sich die Alles zu erzählen, während sie auf dem Wege nach den Linden zusammentrafen und schnatternd die Nachtfedern aus den Flügeln schlugen. Sie mochten einander lange nicht gesehen haben — eine ganze Nacht! Endlich ist Alles versammelt. Doch wer beschreibt den Durcheinander, das summende Getöse und den unerhörten Heidenlärm, bis endlich des Hirten wiederholter Peitschenknall das Zeichen zum Aufbruch gibt? Der Hohlweg öffnet sich und hinaus strömt Alles in Feld und Wald auf einen zwölfstündigen Urlaub.

Nehmen auch wir heute Urlaub, freundlicher Leser, und spazieren ein wenig unter die Linden, um Neuigkeiten zu hören. Es ist ein schöner Sonntag. Die Herbstsonne hat noch einmal all ihre Kraft, all ihre Strahlen gesammelt und über die Berge ausgegossen, um vielleicht schon in wenigen Wochen des Winters unheimliches Gestöber um so schmerzlicher empfinden zu lassen. Feierliche, erhabene Stille ruht über dem ganzen Thale, nirgends vernimmt man einen störenden Laut. Denn in diesen Bergen gilt bis zur Stunde des Herrn Gebot: „Der siebente Tag sei dir als Ruhetag gesetzt.“ Längst sind die letzten Töne des mittäglichen Gottesdienstes verklungen, die Andächtigen haben sich nach allen Seiten hin zerstreut, und wir finden

nur noch wenige Männer plaudernd und rauchend unter den Linden stehen. Zu gleicher Zeit mit uns kommt von der andern Seite ein weiterer Ankömmling kurzen, geschäftigen Trittes daher. Es ist ein kleines, verwachsenes Männchen mit freundlichem Auge und einem Kopfe, fast so groß wie die ganze Person, in Gesellschaft einer mächtigen, alten Geige, eines Fidelbogens und hoch aufstehenden Höckers. „Nun, Ihr Männer!" ruft er hinzutretend mit feiner Stimme, „was steht Ihr da und haltet die Zunge im Maul?" Alle sahen einander verblüfft an und prüften, ob sie wirklich ihre Zungen im Munde hätten.

„Schneiderle, Schneiderle!" warnte, mit dem Finger drohend, Schmied's Jakob, eine hohe, vierschrötige Gestalt, dem sein Handwerk auf Gesicht und Händen geschrieben stand; „Schneiderle, bist schon wieder vorwitzig?"

„Nun," fragte dieser lachend, „hab' ich etwas Unrechtes gesagt? Habt Ihr vielleicht die Zungen nicht im Maul? Untersucht's nur, und Ihr werdet's finden. Haha!" fuhr das Männlein in einem Athem fort, „Ihr wartet auf des Schultheißen Kindstauf'? Möchtet gern auch mitthun, he! Ja, da kann's munter und fidel werden. Der Vorsteher hat gestern eigens ein fettes Schwein gestochen. Sie müssen nunmehr jeden Augenblick mit dem Kinde aus der Kirche kommen."

„Wir haben sie schon gesehen," entgegnete der

Kirchenbauer, welchem Neid und Mißgunst aus jedem Blicke sprachen. „Aber du wirst die Augen aufmachen und gucken, Schneiderle, wenn du den Kohlenbrenner, den Buhler, siehst! Der steht Gevattermann bei dem Schultheißen. Keine schlechte Ehr'! Potztausend! wie ist der herausgeputzt von Kopf bis zu Fuß! Der hat einen neuen Filzhut auf, eine neue blaue Hose und einen funkelnagelneuen Rock von dunkelblauem Tuch an. So kann's unser Eins nicht. Da sieht man, wer's zu was bringt."

„Das braucht Ihr mir Alles nicht erst zu sagen," rief der Schneider; „hab' ich doch selber den ganzen Anzug gemacht. Gelt, Ihr Männer, der steht halt! Alles, wie aus einem Stücke — kein Fältchen im Rock, kein Fältchen in der Hose, Alles wie gegossen. Aecht französische Mode. He! da bekommt Ihr Respect — solch' ein Genie unter Euch, und wißt's nicht einmal? Ja," fügte der Kleine, sich streckend, bei, „ich sah in meinem Leben auch mehr als dieses Nest. Ich war in Würzburg, ich war in München, ich hörte den Bischof Messe lesen und sah den König Ludwig spazieren fahren. Und mein Vater, das sage ich Euch, der war nicht von hier, sondern weit hinter Frankreich rum her. Aber rathet einmal, etwas habt Ihr doch nicht gesehen?"

„Die Unterhose," lallte eine schwere Stimme hinter dem Baume hervor. „Die Unterhose von Pergament."

„Von blau und weißem Barchent, Simbach," rief der Schneider lachend, während sich Alle nach dem Baume wandten. Es war Stoffel, des Kohlenbrenners Knecht, ein alter, tolpatschiger Bursche, eckig durch rauhe und harte Arbeit. Er bildete gewöhnlich das Stichblatt des Witzes für das ganze Dorf.

„Die sieht man nicht, die Unterhose," erklärte er mit dummer Miene, „sie steckt unter der andern."

„Wie würdest du es denn machen, Stoffel, wenn du eine Unterhose hättest?" fragte der listige Schneider.

„Ja, hm, — ich schlaget die obere 'nauf, weit 'nauf, daß man die unter' sehen könnt."

„Richtig, Stoffel, getroffen! — du bist ein Hauptkund'. Weißt, ganz dumm bist du nicht, aber stark drei Viertel."

Alle lachten, und Stoffel versicherte treuherzig: „Ja, das hat auch meine Mutter selig immer gesagt, und das war 'ne gescheidte Frau; ihr Großherrle war lange Zeit Schullehrer gewesen."

„So geh' wenigstens hinter dem Baume vor! Warum stellst du dich denn ganz allein?" —

„Ja," sagte Stoffel weinerlich, „die Männer, die schicken mich immer weg — die sagen, ich sei kein Mann, weil ich keine Frau hätt'." —

„Ei gut, toller Ding, dann gehst du zu den Burschen." —

„Ja, die jagen mich auch fort — die sagen, ich sei zu alt für einen Burschen."

„Pst! jetzt kommen's," rief der Kirchenbauer, und Aller Blicke richteten sich nach der Kirchenthüre. Da stiegen sie denn langsam und feierlich die Treppen herab Voran der junge Kohlenbrenner Buhler, ein schöner, stattlicher Mann, ganz in dem prächtigen, neuen Anzuge, wie ihn der Kirchenbauer geschildert hatte. Die Pracht wurde noch erhöht durch einen großen Blumenstrauß, der mit blauen und rothen Bändern auf der Brust befestigt war, während ein Rosmarinzweig sich um den Hut schlang. Hinter ihm trippelten die Weiber mit dem Kinde, das, in rothgeblümte Kissen eingebaut, nichts von sich sehen, aber viel von sich hören ließ.

„An dem Kohlenbrenner hab' ich meine Freude!" rief der Schneider, als der Zug vorüber war. „Ein schöner Mann, ein schönes Haushalten. Da die Waare, da der Lohn. Solche Häuser werden immer seltener im Dorfe." —

„Der hat aber auch eine brave Frau," betheuerte Schmied's Jakob; „seine Marianne ist mehr werth, als zwanzig andere. Ohne diese wäre er in der kurzen Zeit nicht so weit gekommen." —

„Das will ich wissen, Jakob; auf die lasse ich nichts kommen. Aber jetzt muß ich fort, Männer! Heute gibt's ein gutes Trinkgeld," schmunzelte der Geiger. „Ich will aber auch spielen und geigen, so herrlich und so schön, daß die lieben Vöglein auf den Bäumen mitzwitschern sollen." —

„Oder davon fliegen," brummte Stoffel hinter seinem Baume.

„Was?" rief der kleine Mann zornig und schwang drohend seinen Fidelbogen, — „verstehst denn du auch etwas von der göttlichen Frau Musika? Sieh, dir wollte ich Solo mit der Ratschen spielen und den Tact mit dem Holzschlägel schlagen, und du solltest dich wundern über die herrliche Melodei." Stoffel überlegte sich das Ding und schaute ungläubig auf die Männer, während diese laut lachten. „Da wenn du stehen bleibst, Stoffel, fliegen dir die gebratenen Tauben nicht in's Maul. Komm, ich will schon sorgen und Späßchen auftischen, daß auch für dich etwas abfällt." Stoffel ließ sich das nicht zweimal sagen und brach vergnügt mit dem lustigen Geiger auf.

„He, Schneiderle!" rief der Kirchenbauer dem Davoneilenden nach, „verlier' dein Notenpültchen nicht!"

Unwillkürlich griff der Angerufene nach seinem Höcker und rief höhnend zurück, als er den Spott merkte: „O Neidhammel! dir wässert der Mund. Bleib' nur schön unter den Linden, da steht sich's hübsch trocken."

In diesem Augenblicke trat der Schultheiß aus dem nahen Pfarrhofe, wo er die Taufgebühren bezahlt und den „Herrn" zum Schmause eingeladen hatte, wickelte bedächtig die lange Ziehschnur um seinen ledernen Geldbeutel und vergrub ihn tief in seiner weiten Rocktasche. „He, Ihr Männer, wollt Ihr mit? Es

wird sich schon ein Plätzchen finden!" rief er freundlich nach den Linden. Ei, wie flüchtig wurde der Einladung gefolgt, und nun waren bei dem Kirchenbauern der Vorsteher, der Kohlenbrenner, der Schneider und alle — brave, herrliche Männer. Lassen wir sie laufen! —

II.

Der Köhler und sein Weib.

Der Ehestand ist gut bestellt,
Wo jeder Theil sein Scepter hält:
Die Frau regiere Herz und Topf,
Der Mann den Becher und den Kopf! —

Nicht weit von der Kirche und den Linden zieht sich ein tiefer, breiter Hohlweg nach dem Walde zu. Nach dieser Richtung treffen wir auf beiden Seiten lauter Häuser, die vermöge ihres freundlichen Aussehens und ihrer niedlichen, gleichmäßigen Bauart ihr Entstehen der Neuzeit zu verdanken scheinen. Die Bauern nennen diesen Theil gewöhnlich das „neue Dorf." Den Schluß desselben bildet unter andern ein kleines, nettes Häuschen, das aus rothem Sandsteine fest zwischen die steilen, schützenden Felswände hingebaut ist, als sollte es nimmer vor Sturm und Wetter erzittern. Freundlich blicken dem Wanderer die grünen Fensterläden entgegen. Die Fensterbretter sind mit Levcojen, Nelken, Balsaminen, Reseden und Rosmarin besetzt, während in dem nahen Hausgärtchen Bohnen, Wirsing, Kraut, Rüben,

Zwiebeln und Petersilien die Hauptzierde bilden. Hoch oben auf dem Dache kann man deutlich die mit helleren Ziegeln eingelegten, mit einem Kranze eingeschlossenen Worte lesen: Konrad Buhler. 1825.

Die Scheune und Stallung, mit gleichem Namenszuge geziert und weit größer als das Wohnhaus selbst, sind ohne Zweifel im letzten Sommer entstanden, denn ringsherum sieht man die Trümmer und Abfälle der Baumaterialien aufgeschichtet liegen, und die neuen Dachziegel blinken so hell und sauber in den Tag hinein, als ob sie noch kein Staub überfluthet, kein Wind gepeitscht, kein Wetter durchnäßt hätte. Das Gehöfte, zwar nicht umfangreich, aber für ein Anwesen im Walde geräumig genug, befindet sich im besten Zustande und macht auf jeden Vorübergehenden einen angenehmen Eindruck. Eine Schaar junger und alter Hühner, unter dem Schirm und Schutze des Haushahns, scharrt emsig den Sand im Hofe auseinander, während sich eine Partie junger Schweine in einer Pfütze gütlich thut. Zur Stallthüre schaut über den gebogenen Hörnern einer langbebarteten Ziege wiederkäuend eine weißköpfige Kuh hervor, als sehne sie sich nach mehr Gesellschaft, und ein scharfes Auge kann sehen, daß zwei bis drei weitere Plätze hinter ihr leer stehen. Unter der Hausthüre liegt spinnend der rothe Hauskater, mit halb geschlossenen Augen, in tiefen Träumereien; und doch wollte ich keinem Mäuslein gerathen haben, diesem scheinbaren Schlafe zu trauen. Das ist

also die Behausung des jungen Kohlenbrenners Buhler und seiner braven Hausfrau Marianne.

In den inneren Räumen, die bei ländlicher Einfachheit große Ordnung und Reinlichkeit zur Schau trugen, herrschte Marianne, ein blühendes, kräftiges Weib, aus dessen Zügen bei jedem Worte, bei jedem Blicke Gutmüthigkeit, munterer und heiterer Sinn sprachen. Dabei war sie entschlossen, in jeder Arbeit geübt, unermüdlich thätig und bedachte sich bei jedem Groschen dreimal, bevor sie ihn ausgab. Das junge Paar hatte erst vor wenigen Jahren seine Wirthschaft begonnen und mit sehr geringen Mitteln den eigenen Haushalt begründet; dessenungeachtet konnte es sich bereits eines gewissen Wohlstandes rühmen. Denn fromm und gottesfürchtig, wie die Leute waren, und dankbar für jede, auch die kleinste Gabe des Herrn, konnte ihnen der Segen des Himmels nicht fehlen. Dafür sah man den jungen Köhler das ganze Jahr in keinem Wirthshause hinter dem Wein- oder Schnapsglase, und seine Frau trug nur selbstgesponnene, hausgemachte Kleider und „Mützchen," und ließ die Juden mit ihren Zwerchsäcken trotz der freundlichen Grüße Woche für Woche ruhig an ihrem Hause vorüberziehen. Die größte Freude machte es ihr, heimlich einiges Geld zu sparen, um hie und da ihrem Manne ein unverhofftes Geschenk machen zu können. So hatte sie demselben vor wenigen Wochen einen ganzen neuen Anzug in der Stadt gekauft. Ach, dieser Anzug! das hatte

große Mühe und Zeit gekostet, um das Geld zusammenzubringen. Aber auch welche Freude, welcher Schmuck für seinen Besitzer! „Konrad plagt sich wie kein Anderer," sagte sie hundertmal zu sich und den Nachbarn, „wenn er Wochen lang tief im finstern Forste hausen muß, um für den benachbarten Hammerherrn Holz zu setzen und zu messen oder Kohlen zu brennen." Und wer beschreibt uns die hohe, selige Lust in den stillen, trauten Räumen, wenn er Sonntag Morgens nach Hause kam, den rußigen Staub von Hand und Gesicht putzte, seinen Einzig- und Erstgebornen in der Wiege schaukelte, und im neuen Anzuge mit seinem braven Weibe nach der Kirche wallte? Wie fröhlich und zufrieden waren die jungen Leute, wenn Buhler nach dem Mittagessen mit feierlicher Miene seinen blanken Wochenlohn, wie er ihn vom Hammerherrn erhalten, in harten Zwanzigern auf den rein gescheuerten Eichentisch hinzählte! Ganz unbemerkt trippelte da Marianne nach der Kammer, wo ihre Truhe stand, holte ihre kleine, eiserne Sparbüchse herbei, und zählte auch ihren geringen Gewinn zu dem großen Haufen. Ihr Mann konnte oft nicht begreifen, woher sie das Geld nahm. Bald hatte sie Eier, Milch oder Butter, bald junge Hühner, bald Spanferkel verkauft, den kleinen Haushalt damit bestritten und überdies einige Batzen erübrigt. „Marianne," sagte da oft Buhler mit einem Händedrucke und dankbarem Blicke zum Himmel, „schicke mir keinen Armen unbefriedigt von der Thüre, denn

An Gottes Segen
Ist Alles gelegen!" —

Mittags besuchten die Eheleute gewöhnlich ihre Felder zusammen, und Abends wußte Conrad immer allerlei Kurzweil zu erzählen, die sich im Walde zugetragen. Bald hatte er einem Holzbauern, der zu schwer geladen, aus der Noth geholfen; bald einen Bruder Lampe, der sich zu nahe an die wärmenden Kohlenhaufen lagerte, mit seinem Schürhacken erreicht, das Leibchen abgezogen und sich einen festlichen Braten bereitet; bald hatte er einem listigen Fuchs abgelauscht, wie er heimlich Feuerbrände davonschleppte und sie in des Hamsters Höhle trug, bis dieser, von Rauch und Qualm überwältigt, daraus flüchtete und die reichen Vorräthe dem frechen Räuber überließ. Oft mußte er dem alten Förster auf der Jagd helfen und die Treiber anführen, besonders wenn die Herren aus der Stadt da waren. O wie wurde manchmal gelacht über die feinen, zierlichen Herrchen, wenn sie Alles verkehrt angriffen und über Stock und Stein stolperten! Da gab's drollige Auftritte genug. „Herr Assessor! schießen Sie 'mal das Thier auf den Kopf, damit es nicht lange leidet," rief bei einem Treibjagen der Förster einem Stadtherrn zu und zeigte auf einen Fuchs, den er angeschossen hatte und der zappelnd in der Wiese lag. Der Assessor legt mit gespreizten Beinen an, zielt bedächtig und „Puff" — springt der Fuchs in die Höhe, die Wiese hinüber und auf und davon. Der Stadtherr schaut mit langer Nase hinten-

d'rein, und ein lautes Halloh bricht von allen Seiten los. „Ja, Herr Assessor! was treiben Sie denn?" ruft der alte Weidmann, und hält vor Lachen seinen Leib; „Sie schießen mir ja die todten Füchse lebendig!" —

Es mochten ungefähr drei Wochen nach des Schultheißen Kindstaufe sein, als Buhler eines Sonntags Morgens in aller Frühe vom Walde kam. Er hatte die Bewachung der brennenden Kohlenfeuer seinem Knechte übergeben, um dem Gottesdienste beiwohnen zu können. „Marianne!" rief er beim Eintritte nach der ersten Begrüßung, — „heute legst du mir meine neuen Kleider zurecht; das Wetter ist herrlich, und sie kommen ohnehin selten genug an die Reihe." Wohl nie wurde ein Wunsch willfähriger erfüllt, als dieser. Marianne bettete sogleich ihren Säugling in die Wiege und eilte in die Kammer, wo der alte, von den Eltern ererbte Kleiderschrank stand, selbst ein kleines Bauernhäuschen, dem nichts als die Fenster fehlten. „Conrad!" rief sie von dort mit lauter Stimme, „hast du vielleicht die Unterhose schon herausgenommen?"

„Nein, sie muß im Schranke hängen — bei den andern Kleidern," entgegnete dieser.

„Ja, die andern Kleider sind da, aber die Unterhose finde ich nirgends; komm' nur 'mal selbst her!" —

Buhler eilte zu dem Schranke, und zu seinem größten Schrecken hatte die Frau Recht. Hut, Rock, Weste und Hose hingen wie gewöhnlich auf ihrem Platze.

Die Unterhose fehlte. „Erinnerst du dich denn nicht, Conrad? Hast du sie vielleicht anderswohin gehängt?"

„Nein! Bei der Kindstaufe hatte ich sie zum letzten Mal an und hängte sie Nachts mit den übrigen Kleidern an ihren Platz. Das weiß ich ganz gewiß."

„Das ist unbegreiflich. Wo sie nur sein mag?" fragte Marianne bestürzt, und heiße Thränen perlten über ihre Wangen. „Ich habe sie seitdem nicht in die Hände bekommen."

„Am Ende gestohlen?" meinte Buhler, bedächtig suchend. „Du hast vielleicht beim Fortgehen vergessen, die Hausthüre abzusperren, ein Fremder schlich herein und ließ sie mitgehen."

„Ach nein!" betheuerte Marianne, „ich sperre immer zu, und wer sollte auch in's Haus kommen? Außer dem Nähters-Lischen, welches mir einen Tag nähte, war Niemand im Hause. Und dann hätte ein Dieb gewiß auch den Rock und die tuchene, blaue Hose mitgenommen."

„Das Nähters-Lischen ist keines Diebstahls fähig," versicherte Buhler bestimmt; „diese Person ist arm, jedoch grundehrlich. Aber die Diebe haben oft gar sonderbare Launen. Der Rock und die blaue Hose können Verrath herbeiführen. Die Unterhose wird zerschnitten, und dann hat's Nachspüren ein Ende."

Nun wurde das ganze Haus vom Dachgiebel bis zum letzten Winkel im Keller durchsucht. Jeder Schrank wurde geöffnet, jede Schublade aufgezogen und durch-

stöbert, jede Ecke durchwühlt. Das Haus wurde förmlich umgestürzt, und trotzdem war nichts zu finden. „Ach!" meinte zuletzt Marianne mit verweinten Augen, „vielleicht ist sie mit deinen Werktagskleidern nach dem Walde getragen worden."

„Das wäre möglich!" rief der junge Köhler, voll Freude, einen Hoffnungsstrahl zu erhaschen, an dem er sich festklammern konnte. „Ich will sogleich nach dem Gottesdienste nach dem Walde aufbrechen und dort meine Waldhütte untersuchen. In einigen Stunden bin ich wieder zurück." Beide begaben sich beim Zusammenläuten in die Kirche, und beteten recht aus vollem Herzen zum heiligen Antonius, er möge ihnen das gestohlene Gut wieder bringen.

Mit trübseliger Miene kehrte gegen Mittag Buhler vom Walde zurück. Er hatte in der Waldhütte nichts gefunden. Nun wurde abermals das ganze Haus, ja selbst die Scheune und Stallung durchsucht; — vergeblich. Die Unterhose war und blieb fort. —

III.

Guter Rath.

„Gibt's denn gar kan Weg,
Gibt's denn gar kan Steg,
Der mi außi führt aus dieser Noth?" —
Altbayerisch.

Schon nahte die Woche ihrem Ende, und noch immer hatte des Köhlers Weib keine Spur von dem

vermißten Gute entdeckt. Still und betrübt schlich sie in den Räumen des Hauses herum, und kein Beginnen, kein Essen, keine Arbeit wollte ihr Muth und Freude machen. Sie hatte fest und zuversichtlich in der süßen Hoffnung gelebt, ihrem Manne bei seiner Heimkunft am Sonntage gute Nachricht geben zu können. Nun neigte sich der Samstag zu Ende und mit ihm jede Hoffnung. Ruhig nachdenkend setzte sie sich in ihrer Küche nieder, um wiederholt das ganze Ereigniß vor ihren Augen vorübergehen zu lassen. Da öffnete sich leise die Küchenthüre, und des benachbarten Besenbinders Grethel, das geschwätzigste Weib des ganzen Dorfes, kam mit einer Tasse herein, um sich etwas Salz zu leihen. „Um Gottes willen, was habt Ihr denn?" rief diese neugierig und erstaunt. „Ihr steht ja dem Weinen näher als dem Lachen! Seid Ihr krank oder fehlt Eurem Kinde etwas? Die ganze Woche seh' ich Euch schon im Hause herumschleichen, als wenn Euch Diebe das Brod gestohlen hätten? Was gibt's? Wo fehlt's eigentlich?" —

So unerwartet und unlieb Mariannen diese Ueberraschung war, so mußte sie nothgedrungen beichten, um nicht fälschlich im Orte herumgetragen zu werden. Auch that es ihr in Wahrheit wohl, den lang bewahrten Kummer endlich mittheilen zu können. — „Und da wißt Ihr Euch nicht zu helfen?" rief die Besenbinderin laut lachend, nachdem sie den Vorfall vernommen hatte. „Das ist eine pure Kleinigkeit. Laßt

Euer Greinen, es ist unnütz. Herr, mein Gott! das sollte mir passirt sein!" —

„Nun," fragte das junge Weib froh erstaunt und trocknete seine Thränen, „wie würdet Ihr Euch helfen, Nachbarin?" —

„Ich!" entgegnete diese mit Nachdruck und beugte sich geheimnißvoll zu der jungen Frau, — „ich würde mir die Kartenschlägerin kommen lassen. Von der Kartenschlägerin allein könnt' Ihr's erfahren. Sie schlägt Euch um Weniges die Karten, und in Zeit von einer halben Stunde wißt Ihr, wo Eure Unterhose ist, was mit ihr ist und wer sie gestohlen hat. Glaubt mir!" —

Ungläubig und fast erschrocken schüttelte die Köhlerin das Haupt und meinte: „Da würde ich meinem Manne schön ankommen, der glaubt nicht an solche Dinge." —

„Wenn er die Unterhose wieder bekommt, wird er schon glauben. Laßt das nur gut sein!" —

„Ja, ich glaube selbst nicht daran," versicherte Marianne; „es scheint mir ganz unmöglich." —

„Ihr braucht nicht zu glauben, das ist nicht nöthig. Wenn Ihr aber glaubt, ist's besser; dann erfahrt Ihr um so leichter den Dieb. Folgt mir und laßt Euch die Knechtsuffel holen, vom Rothhof draußen; das ist die geschickteste weit und breit. Sophie ist eigentlich ihr Name, und ihr Vater war lange Schindersknecht, ein kluger Mann. Die Leut' heißen

sie gewöhnlich die „Knechtsuffel." Die kann weit mehr als Kartenschlagen, mir selbst hat sie schon aus mancher Noth geholfen."

„Euch selbst?" fragte die Köhlerin neugierig.

„Ja, mir selbst. Ich sag' Euch keine Schnaren. Vor zwei Jahren wurde meine Geis krank und wäre richtig krepirt. Alles, Alles auf Gottes Erdboden war umsonst. Da rufe ich in meiner Noth die Knechtsuffel. Sie verlangt einen Laib Brod, ein neues, noch ungebrauchtes Betttuch und einiges Geld. Das Brod schlägt sie in das Betttuch und vergräbt es unter Zaubersprüchen im Vollmond an einem Kreuzwege. Dann kocht sie mir für das Geld einen Trank; den mußte ich immer mit einem Sprüchlein eingeben, und als die Sachen unter'm Boden zu faulen begannen, war meine Geis gesund, kerngesund. Was sagt Ihr dazu?"

„Ich erinnere mich selbst sehr gut," versicherte die Gefragte, „daß Euere Geis mit einem Male gesund war." —

„Ach! und erst bei dem Buchenbauern, das war merkwürdig." —

„Wie so?" —

„Der findet eines Tages ein ganz kleines Ei in seinem Hofe, pechrabenschwarz wie die Nacht, und nicht größer als ein Schusser. Niemand wußte, was das bedeuten sollte, und alle meinten, es sei ein Hahnenei. Seine Frau läßt die Knechtsuffel holen. Die sagt gleich: „Buchenbauer! nimm dich in Acht! — das ist ein

„Unglücksei.“ Hüte dich vor Sterbfällen im Haus und Stall. Doch ich weiß ein Mittel. Geh' im Vollmond an einen Ort, wo drei Häuser so eng beisammen stehen, daß du das Ei hinüberwerfen kannst. Damit wirfst du das Unglück von dir. Wer war froher als der Buchenbauer? Er hat's gethan, und richtig — nichts ist passirt.“

Die junge Köhlerin saß mit gefalteten Händen da und hörte andächtig diesen Wunderdingen zu. Hatte sie doch selbst schon viel von diesen „Unglückseiern“ erzählen hören.

„Und wie oft hat diese schon,“ fuhr die Besenbinderin fort, „das behexte Vieh, wenn es keine Milch gibt, entzaubert und die bösen Geister vertrieben! Darin ist sie Meisterin. Sogar wahrsagen kann sie aus der Hand. Sie kennt die Linien, Zeichen und Winkel besser als eine Zigeunerin, und Alles sagt sie in Reimen. Ihr kennt doch die junge Bergfall-Müllerin, um die sich früher der Hofbauers Hans beworben hat? Der hat sie als Mädchen prophezeit. Wartet nur! Richtig, so hieß es:

Zwischen dem Blonden und Braunen
Dein flatterndes Herze zu theilen,
Fällt schwer; — doch thu' mir vertrauen,
Wähl' gut! — Den Rechten mußt meiden.
Der Braune wird sterben, sieht schmächtig schon aus,
Der Blonde wird erben ein klapperndes Haus.

Glanz und Geflimmer,
Funkelnde Zimmer,

Kleider von Seide,
Buntes Geschmeide,
Kinder wie Docken,
Mit goldenen Locken,
Ein Mädchen dabei
Hübsch, zärtlich und treu —
Alles sollst du erhalten,
Laß das Geschick nur walten! —

Und gerade so ging's. Der braune Hans geht auf seinen letzten Beinen. Der Blonde ist der Bergfall-Müller, die Mühle das klappernde Haus und der jungen Frau erstes Kind ein blondes Mädchen."

„Das wäre also wirklich eingetroffen," unterbrach hier Marianne, — „ich kenne diese Leute."

„Ach freilich! Immer trifft's ein," fuhr die Geschwätzige fort. „Diese Frau ist in Allem bewandert. Sie sagt zum Voraus den Weibern, ob's Bübchen oder Mädchen wird, — sie vertreibt das Ungeziefer, — bannt jeden Schuß im Laufe, — bannt Feuer und Wasser und hat einen Andreas-Thaler; wen sie damit in der Andreasnacht segnet, dem geht das ganze Jahr sein Geld nicht aus. Ihr Bruder, der Abdeckers Peter, ist noch geschickter, gibt sich aber mit so kleinen Lumpereien nicht ab. Der hat einen ächten Erdspiegel, worin jedes Mädchen seinen zukünftigen Mann sehen kann. In der Walpurgisnacht kann er die fünf Lotto-Nummern in glänzender Schrift auf einen Todtenschädel beschwören. Dem Holzbauern sagte er sie voriges Jahr, und der Bauer setzte sein ganzes Vermögen

darauf. Die Nummern kamen nicht und der Holzbauer sprang in's Wasser. Beim nächsten Zuge kamen sie alle fünf."

„Ach Gott! der Holzbauer hat mich recht gedauert," sprach Marianne; „das war also die Ursache?"

„Nein, Dummheit war die Ursache," eiferte die Besenbinderin. „Solche Nummern setzt man dreimal. Der Peter versteht's, und hat schon manchen Schatz heben helfen; aber dazu gehört viel Geld. Es müssen gar mancherlei und theure Dinge beigeschafft werden. Das kann eben nicht Jeder. Jetzt muß ich aber heimgehen. Mein Mann wird warten. Laßt Euch rathen und die Knechtsuffel holen! Es wird Euch nicht gereuen. Den beiden Hofbauers-Madeln, der Grethel und Bärbel, schlug sie auch die Karten in meiner Stube. Ich hatte sie heimlich bestellt und hab' mir die Sprüche gemerkt. Der Grethel sagte sie:

„„Ich seh' dir's an, du möchtest gern erfahren,
Ob der Jäger dich denn ganz vergessen hat,
Von dem du in zwei ewig langen Jahren
Keinen Gruß erfuhrst, kein Wörtchen hold und zart? —

Er strebet kräftig nach dem fernen Ziel;
Hat er's erreicht, sein Schicksal fest gegründet:
Kehrt er zurück im frohen Vorgefühl,
Daß er dich treu und unverändert findet.

Das künft'ge Jahr bringt Lust und Freuden.
Auch einen Brief von dieser theuren Hand;
D'rum freu' dich d'rauf, jetzt schon bei Zeiten,
Denn dieser Brief ist seiner Ankunft Pfand.

Dort tief im Wald', verziert mit Hirschgeweihen,
Seh' ich ein niedlich, freundlich Jägerhaus.
Dort ziehst du ein, und nie wird's dich gereuen.
Denk' d'ran! der Karten Sprüchlein ist nun aus.""

Und gebt Acht, Nachbarin, diese Grethel erhält ihren Schönbornischen Jäger so gewiß noch, als zweimal Zwei Vier ist. Jetzt muß und muß ich heim." Mit diesen Worten wollte die Binderin zur Thüre hinauseilen.

„Euer Salz!" rief Marianne nach, — „fast hättet Ihr die Hauptsache vergessen. Aber noch Eins! Was sagte sie denn zur Bärbel?"

„Ach, einen gar schönen Spruch; wenn er mir nur wieder ganz einfällt! Ich wollte Alles recht genau merken." Dabei gingen beide Frauen der Hausthüre zu. „Richtig, sie sagte:

„„Der Landmann darf nicht gleich verzagen,
Wenn ein Nachtfrost seine Saat zerstört.
D'rum mußt auch du stets hoffen, wagen,
Bald erreichst du, was dein Herz begehrt.
Das große Loos, es wird gewiß dir werden,
D'rum setze nächstens in die Lotterie;
Reich und begütert sollst du sein auf Erden. —
Den Satz, mein Kind, vergiß, vergiß nur nie!
Sieh'! Haus und Hof und auch ein Garten,
Wird dann vom Schicksal bald dein eigen.
Nur mußt du in Geduld noch warten,
Bis sich die rechten Nummern zeigen.""

Die Bärbel setzt nun jede Ziehung und macht gewiß 'mal einen großen Schlag in der Lotterie. Gute Nacht." —

Marianne, die sich heute in ihrer eigenen Behausung fürchtete, konnte kaum die Rückkunft ihres Mannes erwarten. Des andern Tages nach dem Mittagessen brachte sie mit niedergeschlagenen Augen ihr Anliegen vor und erzählte Alles, was sie von der Nachbarin wußte.

„Laß dir nichts weiß machen, Frau!" mahnte Buhler ernst. „Glaube mir, das ist Alles eitel Trug und Aberglauben. Setze dir nichts in den Kopf, sonst störst du deine eigene Ruhe und machst dir unnütze Sorgen."

„Sie hat aber schon so vielen Leuten geholfen," betheuerte die junge Frau und faßte ihres Mannes Hände. „Sieh, Conrad, ich gebe dir immer nach. Nützt es nicht, so schadet's nicht. Thu' mir das eine Mal meinen Willen! Was liegt daran? Einmal ist keinmal." —

„Erinnerst du dich denn nicht, was neulich der Herr Pfarrer auf der Kanzel sagte, daß alle diese Gaukeleien nichts bedeuten, meistens gemeine Prellereien sind, gegen Gottes Gebote laufen, und diese Sprüchlein überall hinpassen?" —

„Ich erinnere mich schon, aber erst heute sagte mir die Nachbarin, daß die g'studirten Herrn, die Pfarrer und Dokter, auch nicht Alles wissen, was in der Natur vorgeht, und daß es meistens der Neid ist, weil eine alte Frau mehr weiß, wie sie." —

„Nun gut," sagte Buhler, nachdem er längere Zeit nachgedacht hatte; „thue, was du willst. Mir aber gib später keine Schuld! Laß die Hexe kommen, laß sie Karten schlagen, Sprüchlein sagen, es wird wenig nützen. Dadurch kommt die Unterhose nicht herbei. Wenn's vorüber ist, denke an mein Sprüchlein:

„Laß die Hexe kommen,
Sie wird dir nimmer frommen."

IV.

Die Kartenschlägerin.

In den Karten ruht Glück,
In den Karten ruht Weh.
Versteht Ihr den Sinn,
Wie ich ihn versteh'. —

Am nächsten Samstage waren sämmtliche Hausbewohner, die beiden Eheleute nämlich und ihr Knecht Stoffel, versammelt und in der gespanntesten Erwartung der Dinge, die da kommen sollten. Auf diesen Abend hatte nämlich die Besenbinderin die Knechtsuffel bestellt, um die Karten zu schlagen und den Unterhosendieb zu beschwören. Am ruhigsten verhielt sich Stoffel dabei, der einfach nichts dachte, still und gemüthlich auf der Ofenbank hockte und beständig auf beiden Backen kaute, während sein Brodherr in tiefen Ge-

danken an der Wiege saß und sein Knäblein mit rosigen Wangen, das schönste Bild der Unschuld und eines reinen Herzens, schaukelte. Schon standen die Sternlein in unzähliger Reihe hoch am Himmel und flimmerten lustig d'rein, als ob sie all' das kleinliche Erdengetriebe nichts kümmere. Und doch wollen viele Leute sie damit in die innigste Verbindung bringen und so Manches ihrem Einflusse zuschreiben. Endlich öffnete sich leise die hintere Thüre, und herein schlich die Nachbarin und in ihrem Gefolge die alte Knechtsuffel in die Küche, wo Marianne bereits ihrer harrte. Still führte sie beide in die Kammer, deren einziges Fensterlein verhängt war, um jedem neugierigen, unberufenen Auge zu verbergen, was vorging.

Die Knechtsuffel war ein altes, häßliches Weib, von kleiner, dunkler Gestalt, wie eine verknorzte Zwergbuche, der Luft und Licht gefehlt. An und für sich abstoßend genug, machte sie ihr Treiben und der Aberglaube nur noch unheimlicher. Die wenigen grauen Haare, die ihren kahlen Scheitel deckten, guckten zerstreut unter einer großen Mütze von dem Balge einer wilden Katze hervor, welche die Federn des Uhu und die Ruthe eines Eichhörnleins schauerlich schmückten. Aus dem gelben, mumienartig vertrockneten Gesichte glitzerten unter dichten Augenbrauen ein paar kleine, gräuliche Katzenaugen wie angeblasene Kohlen heraus und schielten unstät von einer Ecke zur andern. Eine stark gebogene Habichtsnase, die fast ihren zahnlosen

Mund erreichte, und ein grauer Mantel mit spitzer Kapuze, zerfetzt und vergilbt durch den Zahn der Zeit, gaben ihr vollends das Aussehen einer Nachteule.

Die junge Köhlerin stellte hastig und mit ängstlichem Blicke nach der äußern Stube, wo ihr kleiner Liebling ruhte, der Eingetretenen Tisch und Stuhl zurecht und schmiegte sich ängstlich an ihren Mann, der ruhig am Ofen lehnte, um das Treiben der Hexe besser beobachten zu können. Die Besenbinderin hatte sich auf die Truhe placirt, und auch Stoffel stolpert möglichst leise dahin, stützte den schweren Kopf auf beide Hände, und sperrte, um besser hören und sehen zu können, sein Maul weit auf, daß man ihm bis in den Magen sehen konnte.

Das alte Weib setzte sich langsam auf dem Stuhle



zurecht, gebot, das Fackellicht fleißig zu schüren und zu putzen und ja mit keiner Silbe oder Bewegung ihr Geschäft zu unterbrechen, denn das habe niemals gute Folgen. Hierauf brachte sie aus den weiten Falten ihres Mantels, wohlverwahrt in einem alten, schmierigen Futteral, ein Spiel Karten hervor und breitete sie mit einem Schlage ihrer langen, dünnen Finger, die scharfe Nägel wie die Fänge eines Raubvogels zierten, auf dem ganzen Tische aus. Ei, das waren Karten! Wie waren die wunderbar an den Rändern und selbst auf dem Rücken gezeichnet! Da prangten in allerlei Farben, bald größer, bald kleiner, die Himmelszeichen und noch viele andere geheimnißvolle Figuren und Bilder. „Die sind ächt," murmelte die Knechtsuffel halblaut und mit widrigem Grinsen; „die sind ächt! Sie sind in der Walpurgisnacht von einer Meisterin der schwarzen Kunst unter dem Beistande der Bergmännlein und Schachtzwerge auf dem Kreuzberge gezeichnet und gedruckt worden und stehen mit den Himmelszeichen besser als Brüder. Ja, die sind ächt!" Dann, ihren stechenden Blick fest auf das junge Ehepaar heftend, fuhr sie mit hämischem Lachen fort: „Also, Ihr seid bestohlen worden? Weiß schon, braucht mir nichts zu sagen; eine Unterhose fehlt, es ist schon lange her. Nun, wir wollen 'mal sehen, wo sich das Zeug aufhält."

Mit diesen Worten begann die Alte, nachdem sie mit Kohle einen Kreis um den Tisch geführt und allerlei

geheimnißvolle Zeichen über Karten und Kammer gemacht hatte, die mit einem Rucke gesammelten Karten in ihren dürren Fingern bald vor-, bald rückwärts mit einer Schnelligkeit zu mischen, wie der geübteste Spieler, daß Alle staunten. Dreimal hob sie sich selbst ab und dreimal mischte sie wieder. Hierauf begann sie unter lauten, unverständlichen Sprüchen und mit glühenden Augen langsam, bedeutungsvoll und mit geübter Hand die Karten von unten herauf auf den Tisch zu legen, und als sie geendet, bildeten sie ein großes Dreieck. „O Wunder!" krächzte die Alte und patschte die Hände zusammen, — „Herz Aß in der Mitte. Das ist ein freundlich' Zeichen. Ja, die Sterne stehen gut und der Mond in voller Scheibe, — da geht Alles besser." Nun fuhr sie mit den Händen über die Karten hin und her, von einer zur andern, und bewegte beständig die Lippen, als spräche sie mit denselben. „So", murmelte sie endlich schmunzelnd, tief aufathmend, „die Kreuzdame, — das ist die rechte — nie sauber — Kind auch dabei — wohnt nicht weit — zerschnitten — eins, zwei, drei — kommt nimmermehr — Schippen Bub' davor." Sie wartete einige Augenblicke, bevor sie mit feierlich gedämpfter Stimme und erhobener Hand fortfuhr, während ihr Auge von Karte zu Karte irrte, als lese sie auf denselben:

„Gestohl'nes Gut, gestohl'ne Waar',
Nein, die erhalt' Ihr nimmerdar.
Die Hose ist entzwei,
Der Stücke sind es drei.

Eines Weibsbilds schlechten Leib —
Jungfrau nicht, und auch nicht Weib —
Sie jetzt als Leibchen deckt;
Die Reste sind versteckt."

Alle sahen einander verwundert und erstaunt an, während die Knechtsuffel erschöpft ihre Karten ordnete. „Was soll das bedeuten?" fragte Buhler und reichte der Alten einen Zwölfer zum Lohn; „daraus werde ich, offen gestanden, nicht klug."

„Was?" warf die Besenbinderin hitzig ein, „nicht klug werden? Ich dächte, man kann gar nicht irrgehen. Ist Jungfrau nicht, noch Weib — freilich nicht! Ich kenne sie jetzt schon."

„Ich nicht," betheuerte Buhler; „ich bin um keinen Zoll breit klüger, als vorher. Wenn Eure Kunst nicht weiter geht," wandte er sich zur Knechtsuffel, „damit ist mir nicht geholfen."

„O meine Kunst geht schon weiter," kicherte die Alte verschmitzt, mit den Karten spielend, „viel weiter. Aber da gehört auch mehr dazu. Aus nichts wird nichts. Ich kann Euch die Person legen und schlagen, welche die Hose entwendet hat, oder noch besser, ihr Haus klar und deutlich bezeichnen. Dazu müßt Ihr aber ein neues Guldenstück herbeischaffen, welches seit drei Tagen von keiner fremden Hand berührt wurde. Dies wird unter drei kräftigen Kern- und Zaubersprüchlein auf die Karten gelegt, und, meinen Kopf zum Pfand, wir gehen nicht fehl."

Buhler, einmal aufgeregt und neugierig gemacht, winkte seiner Frau, das Verlangte zu holen und der alten Sybille zu behändigen. Diese wickelte das Geldstück in ein dreifarbiges, mit drei großen Todtenköpfen gezeichnetes Papier, welches sie aus ihrer Tasche hervorbrachte, legte es sodann unter Murmeln und Segnen mitten auf den Tisch und begann mit darüber gebeugtem Haupte das Mischen von Neuem. Diesmal ließ sie den Kohlenbrenner dreimal abheben und dreimal mischte sie wieder. Als sie endlich unter denselben Ceremonien, wie das erste Mal, ihr Geschäft vollendet, hatte sie statt des Dreiecks einen großen Halbkreis gelegt. Ha, wie funkelten ihre Augen und wie zitterten ihre Hände, als sie des Schicksals Wirren zu entziffern suchte! „Ja," murmelte sie leise, „die Kreuzdame, — die ist's — das ist die rechte; — Kreuz Achter — wohnt nicht weit — gar nicht weit — ein kleines Häuschen; — viel Schippen — ein Wäldchen dabei; — ganz richtig; — Eckstein — Wasser." — — Noch einmal die Karten musternd, citirte sie mit ernster Miene:

„Wo der Uhu hungrig schreit,
Und die Katze lauschend schleicht, —
Dort über'm klaren Wässerlein,
Da steht ein Tannenwald.
Das Bächlein kühl, es ist so klein,
Ich seh' ein Häuschen alt.
Da ist's, wo gestohl'nes Gut
Man sicher wieder finden thut."

„Ganz richtig, Recht hatte ich,“ rief die Besenbinderin triumphirend; „das Nähters-Lieschen ist's, diese und keine Andere. Ist Mädchen nicht, noch Weib, weil sie an ihrer Unschuld nimmer schwer trägt, das Wässerchen, das Wäldchen, das Häuschen, Alles trifft zu. Die und keine Andere! Was meinst du, Stoffel?“ —

„Die alte Sybille kann mehr als Brod essen,“ entgegnete dieser, phlegmatisch sein Maul zusammenklappend.

„Fort! fort!“ brummte die Knechtsuffel auf ihrem Stuhle, rasch die Karten und den Zaubergulden einpackend; „fort! — fort! — hört Ihr's? Bergmännlein ruft. Komm' schon!“ — Marianne bekreuzte sich andächtig, während mit diesen Worten das alte Weib sich eben so leise, wie es gekommen, entfernte, und hinter ihm die Besenbinderin.

Buhler konnte sich zu keinem rechten Glauben an das Gesehene und Gehörte bringen. „Sie hat keinen Namen genannt,“ sagte er zu sich selbst, „und dennoch ist Alles so klar und deutlich, daß man kaum irregehen kann. Was denkst du?“ fuhr er laut zu seinem Weibe fort.

„Mir schwindelt der Kopf. Es war mir ganz unheimlich, so lange dieses Weib da war. Und doch ist und bleibt es mir unerklärlich, woher sie das Alles weiß. Mit rechten Dingen geht die Sache nimmer zu.“

„Marianne,“ sagte Buhler ernst und nachdenkend, „thue mir nun auch einen Gefallen! Mag die Ge-

schichte sein, wie sie will, wahr oder erlogen, ich traue ihr nicht. Wenn diese Alte in Allem Recht hätte, so müßte sie ja reicher werden als eine Königin. Sage zu Niemand eine Silbe, und zeihe nicht auf die Nähterin! Die Unterhose ist einmal fort und kommt nimmermehr bei. Einen Namen hat die Hexe nicht genannt, — also folge meinem Rathe!"

Willig versprach die junge Köhlerin, in welcher selbst mancherlei Zweifel aufstiegen, diesen Wink zu befolgen und hielt redlich Wort. —

V.

Trug und Wahrheit.

Leid' und ertrage,
Dein Leid nicht klage,
An Gott nicht verzage:
Glück kommt alle Tage! —

Allerdings hatte der Köhler seiner Ehehälfte wohlweislich verboten, irgend Jemand etwas von dem Vorfalle zu erzählen, und diese erfüllte auch getreulich ihr gegebenes Versprechen. Aber wozu diese Aengstlichkeit? wozu dieses Verbot? Wußte denn nicht des Besenbinders Grethel um die ganze Geschichte? War sie denn nicht die erste Rathgeberin und Helferin von Anfang

bis zu Ende? Das war sicherlich genug. Schon früh am nächsten Morgen brach sie mit einem Bündel neuer Besen auf, um dieselben unter dem steten Ausrufe: „Besen kauft!" von Haus zu Haus wandernd zu verschleißen. Allenthalben, wo sie verkaufte, aber auch wo sie keinen Absatz fand und abgewiesen wurde, mußte sie vor Allem geschwind die allerneueste Nachricht erzählen. Wie herrlich verstand sie es, die hohe Zauberkunst der alten Knechtsuffel bis zum Himmel zu erheben; wie prächtig, ihre Erzählung mit stets neuen, immer anziehenderen Zuthaten zu spicken; wie überaus geschickt, stets schwerere Steine des Aergernisses und Anstoßes auf die Geziehene zu werfen! Armes Nähters-Lieschen! wie ist es dir schlimm ergangen? Kein gutes Fleckchen blieb mehr am ganzen Körper. Konnte Gott der ohnehin Verlassenen eine schwerere Strafe schicken, als sie der lästernden, nichts verschonenden, giftigen Zunge solch' eines bösen Weibes zu überantworten? —

„Ja, ja!" hieß es in manchen Häusern, „wir haben es längst gedacht, daß sich diese Kreatur nicht auf die beste und ehrlichste Weise ernährt. Wie kann man auch von einer solchen Person etwas Anderes erwarten? Das Maul will essen und trinken, die Nadel reicht für sie und das Kind zum Leben nicht aus, und da wird zu solchen Mitteln gegriffen." —

Als die Sonne sich glühend roth hinter die Tannenwälder hinabsenkte und zum letzten Abschiedsgruße auftauchend mit prangendem Purpur die Wolken, die Berge

und Wipfel der Bäume übergoß, kehrte die Besenbinderin leichten Schrittes und frohen Herzens nach Hause zurück. Solch' einen guten Tag hatte sie lange nicht gehabt. „Wenn man immer solche Neuigkeiten zu erzählen wüßte," meinte sie schmunzelnd, „so wäre das Geschäft nicht übel." Alles, Alles bis auf das letzte Stück war verkauft; lustig klimperte der Erlös in ihrer Tasche, und manches Geschenk an Brod, Eiern und Fleisch barg ihre Schürze. Dafür wußte jedes Haus im Thale die merkwürdige Begebenheit, und an jenem Abende sprach man von nichts als der Unterhose, der Kartenschlägerin, dem Kohlenbrenner und der Diebin.

Die Folgen dieser furchtbaren Klatscherei zeigten sich unmittelbar darauf und wirklich grausam. Bestellungen, die das Nähters-Lieschen bereits zugeschnitten oder in Arbeit und nahezu vollendet hatte, wurden in den nächsten Tagen unter irgend einem nichtigen Vorwande abgeholt. Von vielen Häusern, wohin die fleißige Arbeiterin seit Wochen zum Nähen, Bügeln oder sonstiger Aushülfe bestellt war, kamen Boten, um sie mit dürren, trockenen Worten abzubestellen. Die Arme sah ihre Kunden, den Verdienst ihrer fleißigen Nadel, ihren und ihres Kindes einzigen Unterhalt schwinden, ohne sich auch nur die leiseste Ursache hievon denken zu können. Keine neue Bestellung kam, jede Arbeit fehlte, und sie wußte sich weder Rath noch Hülfe. Ihre Bekannten wichen ihr scheu und verächtlich beim Begegnen auf dem Wege aus, und

selten mehr wurde ihr freundlicher Gruß von einem Gegengruß erwiedert. Eines Abends holte sie Wasser am nahen Brunnen und stellte ihr Züberlein unter die hölzerne Röhre, um es volllaufen zu lassen. „Weg mit deinem Zuber, Diebin!" rief hinzutretend eine rohe Magd und stieß das Gefäß weg, daß es zu Boden stürzte. „Solch' Diebsgesindel sollte kein Wasser holen dürfen, wo and're ehrliche Leut' ihren Bedarf schöpfen, denn das ist im Stande, den Brunnen zu vergiften."

„Was? Diebin?" entgegnete die Näherin; „wie kannst du mich eine Diebin schelten? Wem habe ich etwas gestohlen?" —

„Da seht mir einmal die Frechheit an!" schrie die Magd noch aufgebrachter. „Ei, du liebe Unschuld du, ich will dir aufleuchten! Hast du nicht des Kohlenbrenners Unterhose vom Nagel aus dem Schranke geholt, zerschnitten und dir ein Leibchen davon gemacht? Da hast du's ja an! An's Kartenschlagen wirst du freilich nicht gedacht haben, sonst hättest du die Hose schön hängen lassen. Es ist unser Glück, daß es noch Leute gibt, die etwas können; so kommt man dem Diebsvolke prächtig auf die Spur und kann es gehörig zeichnen. Du darfst dir keck eine andere Profession suchen, denn's Stehlen geht nimmermehr."

„Diebin!" wiederholte leise die Arme und schlich bestürzt und todtenbleich, zitternd an allen Gliedern, unter den Schimpfreden und dem schallenden Hohngelächter der Mägde ihrer Hütte zu. Diesen Furien

Widerstand zu leisten, dazu reichte ihre Kraft nicht aus. „Diebin!?" wiederholte sie immer, und immer wieder, und wie ein Netz fiel es von ihren Augen. Jetzt bekam sie Licht, und ihre Lage entrollte sich klar und schrecklich ihrem Blicke. Darum war also seit vier Wochen jeder Verdienst geschwunden, darum hatten Rostflecken ihre unermüdliche Nadel getränkt, und ihr hungerndes Kind umsonst nach Nahrung geschrien. Endlich erleichterten Thränen, des Betrübten einziges Labsal, ihr gepreßtes Herz. Laut schluchzend warf sie sich auf den Boden nieder und mit gerungenen Händen bat sie den Herrn über Leben und Tod, ihre Unschuld an den Tag kommen zu lassen. „O allmächtiger Gott! o gebenedeite Jungfrau! ich habe die schwere Strafe verdient. Nicht meiner erbarme dich, sondern dieses armen, hungernden Würmleins, welches keinen Theil trägt an der Mutter Schuld."— Und wirklich, die Verlassene wäre mitten unter Christen des schwarzen Hungertodes gestorben, wenn nicht ein mitleidiger Nachbar, von ihrer Redlichkeit überzeugt, sich ihrer erbarmt und sie mit dem Nöthigsten versorgt hätte. —

Längst hatten sich die Schwalben, deren niedlicher Sandbau jedem Hause Glück bringt, geschart und waren in langen Zügen fortgewandert in wärmere Gegenden; der Wind jagte das gelbe Laub von den Bäumen und überdeckte Wald und Flur damit; die Feldarbeiten waren vollendet, die Wintersaat bestellt und die Streu aus dem Forste eingeschafft. Zerstreut flogen die ersten

Schneeflocken, des Winters sichere Vorboten, durch das enge Thal und lagerten sich bald da, bald dort auf dem Wege, auf Bäumen und Dächern, ohne festen Fuß fassen zu können, und die Bauern begannen, Stall und Haus für den strengen Winter einzubauen. Auch der junge Köhler weilte jetzt Tage lang zu Haus, und arbeitete allerlei für seine eigene Wirthschaft, denn nur noch wenige Kohlenfeuer brannten im einsamen Forste und auch diese sollten, sobald sie ausgebrannt, eingeschafft werden. — „Ich will heute auf den Hammer hinauswandern," sagte Buhler eines Mittags zu seinem Weibe, „um meinen rückständigen Brennerlohn vollends zu holen. Dabei kann ich zugleich den Hammerherrn angehen, mir die Winterarbeit wie jedes Jahr zukommen zu lassen. Es ist immer ein schöner Verdienst mit Holz- und Kohlenschlichten und nicht sonderlich mühsam. Ich werde meine neuen Kleider wieder einmal anziehen," fuhr er, nach dem Schranke gehend, fort; „es ist wirklich gerad' lang genug, daß sie unberührt im Kasten hängen. Seit jener verwünschten Geschichte will so keine rechte Freude mehr bei uns einkehren!" Mit diesen Worten brachte er Hut und Stock hervor, legte beides auf einen Stuhl und langte nach der blauen Hose, die zugeknöpft am Nagel hing. Mechanisch öffnet er die Knöpfe, läßt aber plötzlich mit dem jähen, lauten Ausrufe: „Herr Gott! was soll das sein?" die Hose zu Boden fallen und springt fast bis an die Wand zurück. Erschrocken fährt Marianne von ihrem Stuhle auf, wirft die Arbeit

weg, schaut starren Auges in die am Boden liegende Hose und schlägt die Hände über dem Kopfe zusammen. „Allmächtiger Gott! was soll das bedeuten?" schreit sie ängstlich, den Blick unverwandt nach der Hose gerichtet; „da steckt ja die Unterhose d'rin!"

„Jetzt haben wir's," fährt Buhler sich erholend fort, nähert sich bedächtig dem Ungeheuer, hebt mit zitternder Hand die am Boden liegende Hose auf und zieht langsam, wie sie leibt und lebt, die Unterhose daraus hervor. „Da haben wir's, Frau! Jetzt ist der Spott, der Hohn und die Schande unser. Aber sag' mir doch, wie kommt denn das Zeug da hinein? Wie hängt das zusammen?"

„Wie wird sie hineingekommen sein?" jammerte Marianne trotz des unerwarteten Fundes; „da gibt' nur einen Weg. Sie kam gar nicht heraus. Bei des Schulzen Kindstaufe ging's etwas heiß und lustig her, du kamst mit warmem Kopfe nach Haus, und wirst, ungewohnt der neuen Kleidung, um schneller fertig zu sein oder aus Bequemlichkeit beide Hosen mit einander abgestrüpft haben."

„Du kannst Recht haben," bejahte der Köhler; „anders ist es nicht leicht möglich. Und die Kartenschlägerin und die gescheidte Besenbinderin? Das arme Nähmädchen ist also unschuldig! Wart' nur, alte Hexe!" rief er, drohend die geballte Faust nach dem Walde reckend, während hohe Zornesröthe sein Antlitz

überflog, „wart' nur, alte, elende Hexe, das hast du mir nicht umsonst gethan! Der Streich soll dich gewiß gereuen! — Marianne," begann er nach einiger Zeit ruhiger, „hebe die Hose auf und halte reinen Mund gegen Jedermann. So, jetzt laß mich machen!" —

Mit diesen Worten verließ der enttäuschte Mann hastig die Stube und eilte der Hütte des Jammers und der Armuth zu. „Du bist unschuldig, Lieschen, total unschuldig!" rief er ungestüm eintretend, — „die Unterhose hat sich gefunden." Wer schildert die freudige Ueberraschung, den heißen, glühenden Dank der unschuldig Verfolgten? War ja ihr Gebet erhört, ihr einzig' Hab und Gut, der Rest ihrer Ehre gerettet! Brauchte ja ihr armes Kind, ihre einzige Freude, nicht mehr zu darben und zu hungern! — „Die alte Vettel hat dir Unrecht gethan; die Unterhose stack in der oberen, ich muß beide zusammen ausgezogen haben. Verzeih' mir, Lieschen, ich will mein Unrecht wieder gut machen. Geh' in mein Haus und hole dir, was du brauchst! Butter, Eier, Schmalz, Kartoffel, Alles sollst du haben. Du sollst keine Noth mehr leiden. Unsere Arbeit ist dir für immer gewiß, auch die andere wird wieder kommen. Und deinen guten Namen werde ich wieder herstellen, so wahr ich eines seligen Todes sterben will. Nur heute noch sei still und halte reinen Mund! Versprich mir das! Morgen soll die ganze Gemeinde erfahren, daß du unschuldig bist. Trau' auf mich!" Und fort ging's in derselben Hast, wie

der unerwartete Bote gekommen. Perlende Freudenthränen waren der Erhörten schönstes Dankgebet.

VI.

Kohlenbrenners Rache.

Täusche die Welt, —
Du täuschest sie lang: —
Wenn sie erwacht,
Dann sei dir bang! —

Was wandert wohl der junge Köhler selben Abend so geschäftig im Dorfe herum, als hätte er des heiligen römischen Reiches Anliegen zu besorgen? Bald da, bald dort sehen wir ihn mit wichtiger Miene eintreten und nach einiger Zeit lächelnd wieder hervorkommen, um unermüdet seine Runde fortzusetzen. Selbst die Vorübergehenden schreit er an und raunt ihnen geheimnißvoll einige Worte in die Ohren, worauf diese meistens bedächtig mit dem Kopfe nicken und gedankenvoll weiter schreiten. Laßt uns doch 'mal hören, was er eigentlich weiß. „He, Joseph! einen Augenblick!" ruft er einem Bekannten nach; „auf ein Wort!" —

„Was gibt's, Conrad?" fragt dieser stillstehend und erwartet den Nacheilenden.

„Komm morgen früh," flüstert dieser vertrauensvoll, „mit Sonnenaufgang 'naus in die „Vögelsdelle!"

Halte dich aber im Thale oder im Gebüsche verborgen und steig' erst dann auf die Anhöhe zu dem freien Platze, wo meine Waldhütte steht, wenn ich dreimal in die Hände klatsche. Die alte Knechtsuffel ist bestellt und wird einen bösen Geist, der uns schon lange vexirt, aus einem Eichbaum austreiben. Kannst auch dein Weib und sonst verschwiegene, vertraute Leute mitnehmen. So Etwas sieht man nicht alle Tage. Aber — pst! — reinen Mund gehalten!" —

„Gewiß, Conrad, ich komme." —

Schließlich sehen wir ihn zur Behausung der Besenbinderin schleichen, deren Mann zufällig über Feld war. „Ach, Grethel! Ihr könntet mir einen großen Gefallen thun," sprach er zu dieser treuherzig und verlegen beim Eintritte. „Ich bin diesmal in großer Verlegenheit und Schwulität. Wenn Ihr mir nicht beisteht, weiß ich nicht, wo 'naus oder ein." —

„Was denn? Nur heraus damit! Wenn's sein kann, recht gern." —

„Seht, ich hab' noch einige Kohlenfeuer draußen, mit denen mir's furchtbar hinderlich geht. Sie erlöschen uns Nacht für Nacht. Trotz aller Mittel, die uns Köhlern bekannt sind, brennt das Feuer nicht, und ich glaub', daß mir's Jemand angethan hat." —

„Das ist leicht möglich," meinte Grethel.

„Wenn Ihr doch heute Abend noch hinaus zur Knechtsuffel ginget und sie auf morgen früh mit Tagesanbruch bestelltet, daß sie mir einen kräftigen Spruch

darüber thäte. Ich will ihr zahlen, was sie verlangt, und auf ein gutes Trinkgeld soll mir's auch nicht ankommen. Das Feuer würde dann gewiß brennen." —

„Das will ich glauben. Recht gern thu' ich Euch den Gefallen. Ich will sogleich hinaus zu ihr auf den Rothhof. Dort treffe ich sie. Es ist beinah' dunkel, und Niemand sieht mich." —

„Da habt Ihr einen Zwölfer, Grethel, für Euren Gang, und wenn die Alte zur rechten Stunde kommt, sollt Ihr noch einen haben. Nur recht bald! Es liegt mir viel an diesen Kohlen, weil ich schon den Lohn dafür in Händen habe. Sie soll durch die Kreuzhecke auf die Anhöhe vorgehen, damit sie Niemand bemerkt." —

„Nur zufrieden; will schon machen. Ich steh' dafür, daß sie kommt. Jetzt will ich gehen." —

Als auch dies besorgt war, kehrte der junge Köhler heim und bemerkte seiner erstaunten Ehehälfte, daß er heute Abend noch in den Wald müsse, und sie morgen früh zu Zeiten nachkommen solle, um Kleider und sonstige Geräthschaften, die ihm draußen nicht mehr vonnöthen, nach Hause zu schaffen. Hierauf brach er auf und wanderte rüstig nach seiner Waldhütte, wo er seinen Knecht Stoffel mit dem Braten der Abendkartoffeln beschäftigt fand. „Stoffel!" rief der Meister fröhlich, „jetzt gib Acht! Nimm alle deine Sinne zusammen, denn es gibt wichtig zu thun. Wunderdinge sollst du sehen. Frisch auf! an die Arbeit! Wir müssen heut'

noch einen Kohlenhaufen bauen, wenn auch einen falschen. Munter!" —

„Ha — ha — heut' noch?" gähnte Stoffel außer sich vor Staunen. —

„Freilich, nur munter!" —

„Aber warum denn, Master?" —

„Ja, weißt, Stoffel, mit Speck fängt man die Mäuse!" —

Der Knecht schüttelte bedächtig sein Haupt und meinte: „Na, den verzehr' ich selber. Da fangt lieber mich." —

„Du bist zu groß für 'ne Maus," lachte Buhler, „dich will ich anders fangen. Hör', du bekommst von mir eine funkelneue, leinene Hose und ein Camisol, wenn du Alles genau befolgst, wie ich dir's einschärfe." — Da hätte Einer den Stoffel rasch aufstehen sehen sollen! Das wirkte.

Buhler leitete den Bau. In weniger als drei Stunden stand dem Scheine nach ein neuer, stattlicher Kohlenhaufen auf dem Platze, woran Niemand einen Tadel finden konnte. Sein Inneres bestand statt Holz durchaus in großen, gebrannten Kohlen, die auf einigen Balken leicht und künstlich über einander geschichtet waren, während die Außenseite und insbesondere der obere Theil mannshoch aus Asche bestand, in welcher sich von der hohen Spitze abwärts kunstgerecht die kleine, runde Luftöffnung verlief. Als der Bau glücklich vollendet war, hieb Buhler ein langes Kerbholz — einen starken Balken

mit vielen, gleichmäßigen Einschnitten, worauf die Köhler leicht und gewandt auf- und absteigen, — und legte solches an den Haufen, daß es bis zur Spitze reichte. Zuletzt mußte Stoffel zwei große Haufen Spähne, Reisig und Holz zu beiden Seiten aufschlichten und noch einmal die Weisungen seines Herrn sich einschärfen lassen.

Als kaum der erste Lichtstrahl hinter den Bergen heraufdämmerte, die Häslein in kurzen Sprüngen von den zertretenen Saatfeldern nach dem Waldessaume zurückeilten, und die Füchse leisen und bedächtigen Schrittes vom nächtlichen Raube nach ihrem sicheren Verstecke im dunkeln Forste heimkehrten, da nahte sich die alte Knechtsuffel durch die sogenannte Kreuzhecke, ein niederes, dichtes Gesträuche, auf wenig betretenen Pfaden der Waldhütte Buhler's. Ihre widrige Erscheinung machte ein krummer, knorriger Wachholderstecken, worauf sie sich stützte, noch abschreckender. „Hu! mich schuckert's!" fröstelte sie, aus dem Walde tretend; „der vom Gebüsche gleitende Reif hat mich beim Durchstreifen ganz durchnäßt. Was ist schon wieder Euer Begehr?" grinzte sie Buhler an, der ihr auf einige Schritte entgegenkam und nun sein Anliegen allen Ernstes vorbrachte. „Der Morgen ist dazu keine Zeit; wartet bis heut' Abend! Der Haufen ist ja ohnehin beinah' ausgebrannt." —

„Allerdings," versicherte Buhler, „aber halbgebrannte Kohlen sind die schlechtesten. Wenn ich die Glut nicht anzufachen vermag, sind diese so gut wie

verloren. Dann bleibt der Schaden mir. Es wird's ein guter, kräftiger Spruch bei Sonnenaufgang auch thun, sonst ist mir der ganze Tag wieder verloren. Probirt's, und Ihr sollt gewiß mit mir zufrieden sein."

Knechtsuffel, geschmeichelt durch diesen hohen Glauben an ihre Kunst, warf ihren Stock zu Boden und begann mühsam und Schritt für Schritt das Kerbholz emporzuklettern. Auf der Spitze angelangt, machte sie feierlich drei Kreuze über die kleine Luftöffnung und schickte sich an, ihren Spruch zu vollziehen. „Klatsch! — Klatsch! — Klatsch!" — und wie mit einem Zauberschlage belebten sich die umliegenden Gebüsche. Bald da, bald dort schaute neugierig ein Kopf hervor, und allenthalben krochen Leute aus dem niedrigen Gesträuche. Und — „Ratsch!" riß Stoffel auf einen Wink seines Herrn mit kräftiger Faust der alten, erstaunten Hexe das Kerbholz unter den Füßen hinweg, und mit einem durchdringenden, gellenden Schrei sank sie bis an die Brust in den nach ihrer Meinung glühenden Kohlenhaufen. „Hülfe, Buhler, Hülfe!" rief mit halb erstickter Stimme in Todesangst das versunkene Weib. „Ich verbrenne — Hülfe — ich ersticke!" Dabei versuchte Knechtsuffel mit aller Anstrengung sich emporzuarbeiten, daß Staub und Asche hoch über ihrem Kopfe aufwirbelten. Umsonst; je mehr sie wühlte und tobte, desto tiefer sank sie, so daß bald nur noch der Kopf mit den glitzernden Augen und der Pelzmütze hervorschaute, und ihre Kräfte erschöpft nachließen.

Als die gaffenden, überraschten Bauern diesen sonderbaren Auftritt sahen und den Kopf der alten, gefürchteten Knechtsuffel aus dem Staube zu erkennen glaubten, wollten schon Manche unbemerkt ihren Rückzug wieder durch das Gesträuch antreten, wenn nicht Buhler's kräftige Stimme sie zurückgehalten und ihre eitle Furcht verscheucht hätte. „Bleibt, Leute, bleibt!" rief er laut den Besorgten zu. „Habt keine Angst! — die thut Keinem mehr ein Leid. Seid ohne Sorgen! Das ist eben der böse Geist, den heute i ch austreiben will, und ihr seid meine Zeugen." Nun erzählte er mit kurzen Worten, wie er seine Unterhose gestern wieder gefunden, und die Alte mit ihrem Kartenschlagen ihn belogen habe; daß das arme Nähters-Lischen unschuldig sei, und der Knechtsuffel ganzes Zauberwerk nur aus Betrug und Prellerei bestehe.

Jetzt entfesselte sich wie ein gewaltiger, schäumender Strom, der den schützenden Damm durchbricht, die Wuth der Versammelten, welche Furcht und Aberglauben so lange im Zaume gehalten. Hundert Stimmen brüllten und tobten durcheinander, Jeder wollte zuerst Rache nehmen, und manche nervige Faust griff nach einem Steine oder Stücke Holz, um den Worten mehr Nachdruck zu geben. Eilig rettete sich das Schneiderlein, besorgt um sein Notenpültchen, aus dem tosenden Gewühle und kletterte auf die nahe Waldhütte, um sich das Ganze ruhiger mitansehen zu können. Knechtsuffel wäre verloren gewesen und hätte den wohlverdienten Lohn

empfangen, wenn nicht der Köhler und sein Weib, das gleichfalls hinzugekommen war, den Wüthenden Einhalt gethan hätten.

„Halt, Männer, halt!“ beruhigte Buhler. „Ein wenig Geduld! Erst muß sie gestehen.“ —

„Habt Erbarmen! — nur mein Leben! — bringt mich nicht um!“ jammerte in Todesangst die geprellte Hexe, deren Haare sich unter der Pelzmütze sträubten, und deren Stirne schwere Schweißtropfen bedeckten. Sie übersah ihre Lage, einem wüthenden, lang gefoppten und betrogenen Volkshaufen preisgegeben zu sein, nur zu gut. „Habt Erbarmen, Buhler, mein Leben — nur mein Leben!“ —

„Gesteh' jetzt, schlechte Schlange,“ drohte der Köhler mit geballter Faust hinauf, „wie steht's mit deinen Prellereien, deinem Wahrsagen, deinen Sprüchlein, deinem Kartenschlagen und sonstiger Zauberei? Gesteh' oder ich bürge dir für nichts.“

„Wahr — Alles wahr!“ stotterte das verschlagene Weib, wieder frischen Muth fassend.

„Stoffel, zünd' an!“ gebot Buhler, und dieser nahte mit zwei brennenden Kienfackeln den Holzhaufen.

„Halt! — um Gottes willen halt! — Nur mein Leben! — halt!“ jammerte mit schäumendem Munde die zum Tode Geängstigte. „Ich will gestehen — Alles — nur mein Leben! — Erbarmen!“ —

„Wie war's mit deinem Kartenschlagen?“ fragte Buhler streng, während Stoffel mit flammender Lunte

in Bereitschaft stand. „Wie konntest du auf das Nähters-Lieschen zeihen?" Das schlechte Weib stöhnte, daß es einen Stein hätte erbarmen mögen. Es wollte ihm das Herz abdrücken, das so künstlich aufgeführte, so viele Jahre bewahrte Lügengebäude jetzt selbst zerstören zu müssen. „Vorwärts! . . . oder . . ."

„Halt — ich gestehe — es war erlogen" — krächzte die Hexe in abgebrochenen Sätzen, — „von der Besenbinderin wußt' ich — daß sie Euch genäht — deshalb zieh ich auf sie — in den Karten — da — da — steht nichts." Lautes Schimpfen und geballte Fäuste waren der Bauern Antwort.

„Wie ist's, alte Hexe," fuhr der Köhler fort, „mit deinen Sprüchlein, die so schön passen? Wo sind die her? Stoffel! paß' auf!" —

„O halt! von meinem Bruder — oder aus alten Büchern — sind leicht zu ändern — und passen dann überall hin." —

„Richtig! wie steht's denn mit der schwarzen Kunst deines Herrn Bruders, des Abdecker-Peters? Vorwärts!"

„Verschont mich!" jammerte die Alte in höchster Angst; „der bringt mich um, wenn er's hört." —

„Kein Schad'," rief das Schneiderlein mit heller Stimme von seinem Dache herüber; „nichts verloren!" —

„Stoffel, zünd' an!" —

„Halt! — er betrügt auch." Hier versagte der Gefangenen die Stimme, denn schon war sie bis an den Mund gesunken.

„Wie war's mit dem kleinen, schwarzen Ei in meinem Hofe?" schrie des Buchenbauern erboste Stimme aus dem Haufen, während seine Faust einen mächtigen Stein schwang. „Gesteh'!"



Die hart Bedrängte raffte noch einmal ihre Kräfte zusammen und stieß abgebrochen die Worte hervor: „Ein Vogelei war's — aus dem Walde — ich färbte es schwarz und trug's — in Euren Hof."

Wer kann dem Winde Schweigen, wer dem Sturme Stillstand gebieten? Buhler sah dies wohl ein und gab rasch seinem Knechte ein Zeichen. Stoffel riß mit gewaltigem Rucke einen Balken hervor, und mit lautem Krachen stürzte das künstliche Gebäude zusammen. Dichte Staub- und Aschenwolken wirbelten empor und umhüllten die tobende Menge. Alles schrie und lärmte wild durch-

einander. Da raffte sich aus dem Trümmer- und Schutthaufen keuchend eine weiße, über und über mit Asche bedeckte Gestalt hervor und suchte in der Verwirrung das Weite. „Dort springt sie!" schrie das Schneiderlein gellend von seinem Dache; „d'rauf! d'rauf!" — und Stein-, Holz- und Kohlenwürfe folgten hageldicht der über den Berg hinabstürzenden Knechtsuffel nach, und mancher mochte sein Ziel nicht verfehlen.

Die Männer drückten dem wackern Köhler herzlich die Hand, daß er sie und die ganze Gegend von diesem lästigen Alp befreit habe, während manche Frau und manches Mädchen den Waldweg hinabschlich und sich innerlich schämte, so lange am Narrenseil gezogen zu haben. — Längst schon aber hatte sich des Besenbinders Grethel aus dem Staube gemacht, aus Furcht, gleiches Schicksal theilen zu müssen, während Jedermann auf dem Heimwege für das Nähters-Lieschen ein freundliches Wort hatte. Der Knechtsuffel und ihres Bruders gute Zeiten waren vorüber; sie durften sich kaum mehr in den Dörfern des Spessart sehen lassen. Das Schneiderlein hatte Recht, als es vom Dache der Waldhütte kletterte und der Flüchtigen nachrief: „Alte! dein Geschäft ist verdorben. Folg' mir, schlag' keine Karten mehr, sonst riskirst du, geschlagen zu werden." —

Kur um Kur.

I.

„Feiern wollen wir die Stunden
Unsrer frohen Jugendzeit;
Denn das Herz wird nur gesunden,
Wo es sich der Freundschaft weiht.

Offen liegen Aller Herzen,
Wo der Becher traulich blinkt,
Und verhüllt entflieh'n die Schmerzen,
Wo uns froh die Freundschaft winkt.“

Studentenlied.

Es ist in Wahrheit eine schöne Sache um die jungen Jahre eines Bruder Studio, wenn er auch diesen Namen halb und halb vorläufig noch widerrechtlich usurpirt und von den ächten Academikern in die Classe der „Frösche“ und „Geier“ verwiesen wird, wenn auch gar Vieles beim Wünschen und Hoffen bleiben muß und seine stiefmütterlich ausstaffirte Börse weit, weit hinter dem hohen Ideenfluge des jugendlichen Brausekopfes zurückbleibt. Von dieser halbflüggen Gattung waren wir unserer drei, von gleichem Alter, aus einer Classe, aus

einem Dorfe, und theilten uns redlich in das Geschäft, unsere Herbstferien mit möglichst wenigen Kosten möglichst vergnügt todtzuschlagen. Es ist dieses keine geringe Aufgabe auf dem platten Lande, wo die „Honoratorn," wie unser Dorfschuster sagt, ziemlich dünn gesäet, spröd' und stolz sind, und die lobesamen Dämchen, wären es ihrer auch nur zwei oder drei, meistens die feindseligen Schwestern spielen. Unser weit und breit bekanntes Trio wußte sich zu helfen und nahm auf einen Umkreis von vier bis sechs Stunden jedes ländliche Fest, jedes Scheibenschießen, jedes Preiskegeln, jede Kirchweihe mit. Wir hatten bereits unsere Standeswahl getroffen, und um selbst während der Ferien aneifernd zu wirken und das Minus im Studium durch's Plusmachen im Worte auszugleichen, und um zugleich den Bauern den gehörigen Respect einzuflößen, benamseten wir uns stets mit den Ehrentiteln, welche wir in der Folge zu erreichen gedachten. Mein nächster Nachbar, der Sohn eines Lehrers, stellte den Herrn Professor vor, der zweite, der würdige Sprosse eines Straßenaufsehers, den Herrn Bauinspector, und ich selbst gefiel mir in der Rolle eines Forstmeisters.

Diese Lustfahrten wurden natürlich per pedes ausgeführt, bald dahin, bald dorthin, oft auf weite Ferne. Diesmal gedachten wir das große Herbstfest in T. mit unserer Gegenwart zu beehren. Gleichgesinnte Commilitonen hatten uns instruirt, daß sich dieses amüsante Städtchen durch einen vortrefflichen Gerstensaft,

schmackhafte Bratwürste, große Brode, Musik, Festzüge, Sacklaufen, Scheibenschießen, Bälle und dergleichen Festivitäten hervorthue, lauter Dinge, die unsere Magnetnadel stärker als der Nordpol anzogen. Es war hart, daß wir im Voraus auf manche dieser nobeln Passionen aus wohlbekannten Gründen weniger reflectiren konnten. Um so mehr sprachen wir davon und kitzelten zum Ersatze unsere Gaumen mit dem Vorgeschmacke eines geistigen Ersatzes. T. lag mitten in einem Kranze der herrlichsten Buchen- und Tannenwälder, die mich als künftigen Forstmann entschädigen sollten; hoch über den Bäumen und Felsen thronte eine alte, halb verfallene Burg, ein prächtiges Denkmal mittelalterlicher Baukunst für den Inspector, und schließlich barg die Veste interessante, historische Erinnerungen für den Professor, denn in diesem Horste hat lange ein braver, deutscher Fürst als Gefangener geschmachtet, bis sein und seines Feindes edler Sinn beide zu einem herzlichen „Smollis“ gebracht. Wer die deutsche Geschichte studirt hat, wird diesen historischen Fall kennen, und wer sie nicht studirt hat, dem soll es als Preisaufgabe gelten, ihn zu errathen.

Am Samstag Mittag um zwölf Uhr geschah der Aufbruch, nachdem wir zuvor ein hübsches Gericht Rebhühner in Gestalt neuer Erdäpfel gerupft und mit frischer Butter flüssig gemacht hatten. Eine Reisebeschreibung zum Besten geben kann am Ende Jeder, wenn er auch nie hinter seinem Ofen hervorgekommen

ist; wir wollen deshalb auf die Ausübung dieser Kunst verzichten. Nur so viel sei bemerkt, daß wir trotz der Sonnenhitze und des obligaten Chausseestaubes den ganzen Mittag über wacker ausgriffen, bis Hunger und Durst die Schwungkraft unserer Pedale lähmten und uns das traurige, aber wahre Sprichwort versinnlichten: „Wer gut schmiert, der gut fährt.“ Wir dachten also allen Ernstes darauf, uns eine ordentliche Magen- und Herzensstärkung zu verschaffen, aber auch ebenso ernstlich, nichts dafür zu „latten,“ um die Communreisekasse für das morgige Fest nicht zu schwächen. Getrost blickten wir, nämlich der Forstmeister und Inspector, auf den Professor, der voranschritt und in solchen casibus obliquis schon mehrmals eine List, Verschlagenheit und Frechheit entwickelt hatte, die jedem „bemoosten Haupte“ zur Zierde gereicht hätten. Es ging gerade durch ein langes Dorf. Wir schlichen lautlos und betrübt unter den Tannenwedeln der Bierhäuser hin, welche uns so frisch und einladend in die Augen stachen. Plötzlich machte der Professor Halt, fixirte die Fenster eines großen Bauernhauses und stieg langsamen, gravitätischen Schrittes hinein.

„Gott zum Gruß! Wo fehlt's, Bäuerin?“ fragte er die Frau, welche wie besessen im Zimmer auf- und abrannte und bei seinem Anblicke erstaunt ihren Wettlauf einstellte. Sie hatte den Kopf über und über mit Tüchern umwickelt, daß nur die Nasenspitze wie ein Wegweiser hervorlugte, und hielt überdies ein Kissen um die Wangen.

„Zahnweh — fürchterliches Zahnweh!“ jammerte sie. „O, ich möchte aus der Haut fahren!“

„Wird wenig nützen, die Zähne fahren mit. Laßt das gehen und seid außer Sorgen! Wenn Ihr mir vertrauen wollt, ich kann dafür helfen.“

„Wie?“ fragte die Bäuerin mißtrauisch und schob die Tücher auseinander, um den Sprecher besser beaugapfeln zu können. „Sie?“

„Fürchtet Euch nicht vor meinen jungen Jahren, liebe Frau, und noch weniger vor Pfuscherei oder Prellerei! Mein Mittel ist keine Mixtur, die jeder Bader zusammenschmieren kann, sondern Sympathie, und wenn es wirken soll, darf ich keinen Kreuzer dafür verlangen. Jede Gabe muß freiwillig fließen, und je ungezwungener, desto sicherer der Erfolg.“

„Ich würde Alles d'rum geben, wenn ich's los würde. Es tobt, beißt, wühlt, sticht, brennt und bohrt in meinen Zähnen, wie höllisch' Feuer.“

„Nach Sonnenaufgang und vor Sonnenuntergang ist leider nichts zu richten. Und dann — könnt Ihr mir auch die nöthigen Instrumente verschaffen?“

„Die wären?“ —

„Ich brauche einen spitzen, eisernen Nagel, den heute noch kein Sonnenstrahl beschienen, einen Hammer, den heute noch keines Menschen Hand berührt und einen Balken, den heute noch kein Wasser genetzt hat.“

„Das habe ich Alles in unserer Bodenkammer,“

rief die Frau voll Freuden, „Hammer, Nagel und Balken. Keine Sonne, kein Wasser kann eindringen, und den Schlüssel führ' ich in meiner Tasche."

Sie wollte sogleich das Verlangte holen; unser Heilkünstler vertrat ihr den Weg mit den Worten: „Wartet, bis die Sonne hinter jenen Bergen steht! Indessen wollen wir uns ein wenig setzen und ausruhen."

„Sind die Herrn vielleicht hungrig und durstig?" fragte die Bäuerin treuherzig.

„Diese Frage darf um Euerer Heilung willen nicht beantwortet werden," entgegnete der Professor mit Ruhe, während wir vor Lüsternheit das Lachen vergaßen. „Jede Gabe muß freiwillig fließen. Wir marschiren seit Mittag, ohne Einkehr zu halten."

Der Wink genügte. Die Bäuerin bekam gewaltigen Respect vor dem gestrengen Herrn Doctor, eilte hinaus, rief ihre Magd, und bald stand ein Humpen Bier, Käs, Butter und köstliches Hausbrod auf dem Tische, dem ein noch köstlicheres Eierschmalz folgte. Wir spielten bei diesem Geschäfte nicht die Spröden; bis die Sonne unterging, war Alles mit ihr unter dem Horizont verschwunden.

„Gehen wir an's Werk!" ruft nun der Professor mit heiligem Ernste, erhebt sich, und die ganze Gesellschaft steigt ihm nach in die Dachkammer. Hier verdreht er die Augen, murmelt unverständliche Formeln, beschreibt geheimnißvolle Zeichen in der Luft, an den Wänden,



an der Decke und dem Boden, ergreift den Nagel und läßt sich den kranken Zahn zeigen. Dreimal führt er dessen Spitze, leise die Lippen bewegend, über dem Zahne hin und wieder und stößt ihn dann rasch und kräftig in's Zahnfleisch, daß sofort Blut hervordringt, zieht ihn zurück, faßt den Hammer und treibt den Nagel mit drei gewaltigen Streichen in den nächsten Balken, wirft den Hammer dreimal in die Luft, fängt ihn zweimal und läßt ihn das dritte Mal dröhnend auf den Boden stürzen mit dem feierlichen Ausrufe: „Factum et probatum est!“ —

Wir kletterten wieder herab und bereiteten uns zum Aufbruche. „Wie weit haben wir nach T.?“ fragte

ich die Magd, welche noch immer die Hände in Andacht gefaltet hielt.

„Zwei kleine Stunden. Vor dem Dorfe nehmen Sie den Fußsteig links in den Wald, so ersparen Sie ein gutes Stück.“

„Läßt Euer Schmerz nach?“ fragte der Doctor seine Patientin, während wir über die Schwelle traten.

„Es ist vorbei, ganz vorbei,“ rief diese hocherfreut und drückte ihm mit einem herzlichen „Vergelt's Gott!“ beim Abschiede die Hand. Vor dem Dorfe erfuhren wir, daß bei dieser Gelegenheit auch ein Guldenstücklein in seinen Fingern zurückgeblieben war, das nun unter lautem Jubel in die Kasse wanderte. Wir lachten, daß man den Schall unserer Stimmen weithin vernahm. Unsere Freude kannte keine Grenzen.

„Hat's ihr denn wirklich geholfen?“ fragte der Bauinspector.

„Für den Augenblick jedenfalls,“ antwortete unser Heilkünstler. „Aufregung, Einbildung, Aderlaß sind momentan ganz probate Mittel. Wie es aber morgen wird, das wissen die Götter.“ —

II.

„Er hatte Knochen wie ein Gaul,
Und eine freche Stirn,
Und ein entsetzlich großes Maul,
Und nur ein kleines Hirn;
Gab Jedem einen Rippenstoß
Und flunkerte und prahlte groß.“ —

M. Claudius.

Fröhlichen Herzens schlugen wir den angerathenen Fußsteig ein. Er theilte sich indessen schon nach hundert Schritten in nicht weniger als drei Arme. Nach langer Berathung wählten wir den rechten und liefen nun zwei gute Stunden durch Wald und Feld, über Wiese und Heide, ohne einen Wanderer, ohne ein Dorf zu treffen. Endlich erreichten wir einen vereinzelten Hof. Hier erklärte uns der Bauer trocken, daß wir die Richtung verfehlt hätten und weitaus auf Holzwegen seien. Das Beste wäre, wir würden eine gute Strecke querfeldein gehen, um die Landstraße wieder zu erreichen, bevor es gar dunkel würde. Es blieb uns keine andere Wahl, und wir machten einen Marsch, der nicht ohne Stolperer, Kniebeugungen und unfreiwillige Purzelbäume ablief. Unsere Fröhlichkeit erstarb und wir athmeten erst wieder frei auf, als wir die ersehnte Landstraße unter den Füßen hatten. Wir marschirten abermals eine starke Stunde vorwärts, ohne einen Thurm, ein Haus, oder eine Stadtmauer zu gewahren,

ja selbst ohne ein Licht zu erblicken. Endlich vernahm man aus der Ferne Hundegebell, Scheltworte dazwischen und dumpfe Schläge, wie wenn ein Prügel auf ein altes Faß donnert, aber wir sahen nirgends eine Hütte oder sonst ein bewohnbares Gebäude. Die Aufklärung sollte bald kommen. Wir holten einen Wanderer ein. Dieser trug einen großen Kasten auf dem Rücken und darin sonder Zweifel die kläffenden, bellenden Bestien. „Still, still, Viecher!" brummte er von Zeit zu Zeit und schlug mit seinem Stocke nach dem Kasten; „still, oder ihr müßt laufen."

Wir grüßten den Träger. Es war ein untersetzter Greis mit langem, grauem Barte. Seine wankenden Füße verrichteten ihre Dienste schlecht genug. Um so heller leuchtete sein Auge unter den dichten, buschigen Brauen hervor, und seine Lippen umspielte, so weit es die Dämmerung erkennen ließ, ein schelmisches Lächeln.

„Warum laßt Ihr die Bestien nicht laufen?" fragte unser Bauinspector, der den alten Mann bemitleidete.

„Geht nicht. Die Hunde müssen heut' Abend noch wacker tanzen und werden sonst zu müd'." —

„So? — sie sind abgerichtet, diese Thiere?" —

„Und wie! . . . . Geschickte Hundle, Herr! . . . Könnten sich vor Prälaten und Potentaten sehen lassen." —

„Das war auch nicht immer Euer Geschäft," warf ich leicht hin.

„Jetzt haben Sie Recht. Der alte Hanni hat

bessere Zeiten gesehen, aber Jugend hat keine Tugend. Sie wurden schlecht benützt. Ja," rief der Alte redselig und warf sich in die Brust, so weit der Kasten es erlaubte, „sonst bekam der Hanni mehr Sträuße, Kränze und Kußhändchen zugeworfen, als jetzt Pfennige. He, die Herrn schauen? — Ich war Kunstreiter, ritt und sprang gut, bis mich ein Sturz vom Pferde zum Pensionisten ohne Pension machte. Puh, da gab's schlechte Bahn! Nichts zu nagen, nichts zu beißen. Endlich kam mir der glückliche Gedanke, ein paar Hunde abzurichten und für mich springen und tanzen zu lassen. Seitdem läuft's wieder besser."

„Gut speculirt, ganz gut," bemerkte ich, „wenn das Geschäft nur halb geht."

„Nun, es ist immer besser als gebettelt oder gar verhungert," lachte der muntere Alte.

„Seid Ihr in T. gut bekannt?"

„Ich komme jedes Jahr zum Feste, Herr. Mein Schwager wohnt dort, ein armer Schlucker von einem Bürstenbinder, der auch viel von der Hoffnung zehrt. Wir machen an diesem Tage jedesmal Compagnie. Erst tanzen die Hunde, dann verkaufen sie Bürsten."

„Die Hunde?" riefen wir zugleich.

„Sind ganz gute Commis. Nach dem Tanze apportiren sie den Herrn und Damen Zahnbürstchen, Nagelbürstchen, Haar- und Kleiderbürsten und wedeln und scharren so lange, bis die Gabe acceptirt und honorirt wird."

„Famos speculirt!“ rief der Professor. Wir lachten alle laut auf. „Kaufen wir uns einstweilen frei,“ setzte der Professor munter hinzu und gab dem Hundekünstler einen Zwölfer aus der Casse.

„Merci und gute Nacht!“ grüßte dieser. „Ich gehe hier von der Straße ab, weil mein Schwager am andern Ende des Fleckens wohnt.“

„Eh bien!“ rief der Professor nach, „da Ihr in diesem Neste bekannt seid, so könnt Ihr uns wohl das erste Wirthshaus sagen?“

„Mit tausend Vergnügen. Das e r s t e Wirthshaus ist gleich am Thore rechter Hand. Es stehen Wägen und Karren genug davor. Sie können nicht darüber hinausfallen.“ —

Wir schieden und in zehn Minuten standen wir vor dem Hôtel, das von Fuhrmannswägen und Lastkarren förmlich umlagert war. Um einige Schritte zu ersparen, geht unser Inspector quer durch die Wagenburg. Plötzlich fährt ein Spitz ingrimmig aus seinem Korbe unter dem Wagen hervor und schnappt heulend nach den Beinen des Arglosen. Rasch hält der Bedrohte seinen Stock vor und springt auf die andere Seite, um hier einer fetten Bulldogge, die heimtückisch unter ihrem Wagen gelauert, in die Zähne zu gerathen. Wir eilen zu Hülfe — zu spät! Ein gutes Trumm Beinkleid bleibt zwischen ihren Zähnen haften, das sie sofort verschlingt, und wir haben unsere liebe Noth, die Thüre zu erreichen, denn von allen Seiten fahren

Bestien heraus und heben ein Concert an, das selbst die Gäste im Hause in Aufregung bringt.

„Zum Glücke nur die Hose," tröstete der Professor ruhig.

„Bin damit schon zufrieden," versicherte unser Freund und warf einen kläglichen Blick auf die Fransen und Fetzen, welche kaum seine Stiefel deckten. Wir traten in's Wirthszimmer und sahen uns von einem rohen Gelächter empfangen, das zu unterdrücken oder zu mäßigen sich Niemand die Mühe gab. Wer konnte es von diesen Gästen anders erwarten? Lauter Fuhrknechte vom gröbsten Schlag, die in den verschiedenartigsten, bequemen Situationen, wobei die Ellbogen und Fäuste die Hauptrollen spielten, um zwei Tische lagerten und einen Qualm ausspieen, der sicherer als jedes persische Insectenpulver Ungeziefer aller Art zu vertilgen geeignet war.

„Können wir hier übernachten?" fragte ich den Wirth, eine plumpe, eckige Figur, die mitten in dem rauchgefüllten Zimmer stand, das seit mehreren Decennien keinen Tüncher mehr gesehen haben mochte. Er war zu commod, um die Fäuste aus der Tasche zu ziehen und die schwere Pudelmütze zu rücken oder auch nur die dicken Hängelippen zu einem Danke auf unsern „Guten Abend!" in Bewegung zu setzen. „Ah — so!" — meinte er endlich gedehnt, „die Passagiers finden nirgends mehr eine Unterkunft, d'rum hab' ich die Ehre. Eine schöne . . . ." —

„Sie können dableiben," unterbrach ihn scharf und entschieden hinter dem Schenktische hervor die Wirthin, welche wir bis dahin nicht bemerkt hatten. Eine kleine, drollige Gestalt, eben so breit, als hoch; wir hatten ihren Kopf, der wie eine kleine Kugel auf den großen Schultern saß, welche den Rumpf bildeten, und der nicht viel über den Schenktisch sah, Anfangs für einen glaçirten Topf gehalten. „Hier steht ein Tisch frei, nur hergesessen!" munterte sie uns mit kratzender Stimme auf und schüttete, wie wir wohl bemerkten, aus verschiedenen Gefäßen eine Flüssigkeit zusammen, die sie uns unverlangt als drei Gläser Wein präsentirte.

Wir stutzten und musterten die Gläser, welche sicherlich seit Wochen kein reines Wasser getrübt hatte und die zu jeder Monds- und Sonnenfinsterniß, ohne vorher geschwärzt zu werden, zum Augenschutz dienen konnten. „Die Wirthin gleicht ihren Gläsern nicht," flüsterte ich meinen Reisegefährten zu.

„Warum nicht? Ich dächte, vollkommen," entgegnete der Forstmeister.

„Die Gläser sind so trüb, daß man keine Farbe an der Flüssigkeit mehr erkennen kann. Man muß sich rein an den Geschmack halten, und der hält die Mitte zwischen saurem Bier, abgestandenem Wein und schlechtem Fusel. Die Wirthin dagegen schillert, glänzt und leuchtet vor lauter Saft und Fett wie ein Meeraal."

„Sei nicht ungeschickt!" fiel der Professor ein, — „das geschieht für das Wohl der Stadt. Diese Frau

wird jedes Jahr einmal ausgesotten und dann gibt's wieder billige Lichter und Seifenvorräthe für zwölf Monate."

Inzwischen hörten wir hinter dem Schenktische Teller klappern und sahen, wie die Wirthin aus großen Gefäßen einschöpfte.

„Das ist eine practische Einrichtung," spottete mein Nachbar, der Bauinspector. „Diese Frau kocht für acht Tage voraus und braucht bei jeder Mahlzeit nur auszutheilen."

Er hatte kaum ausgesprochen, als die Wirthin drei schwer bepackte Teller ohne jegliche Bestellung mit einem „Guten Appetit!" vor uns hinsetzte. Wir trauten bei dieser aufmerksamen Bewirthung kaum unsern Augen, wagten es aber nicht, zu opponiren, weil der Wirth und seine Gäste sich ohne Zweifel ein großes Vergnügen daraus gemacht hätten, uns wörtlich und handgreiflich die Köpfe zurechtzusetzen. Das Souper selbst bestand aus Schweinfleisch und Kartoffelsalat. Wir hatten guten Appetit und gute Mägen. Um aber diesen gelben, ranzigen Speck zu verdauen, hätte es einer eisernen Quetschmaschine bedurft. Mit mehr Vertrauen machten wir uns über den Salat. Aber kaum hatten wir ihn gekostet, als Mann für Mann ein schiefes Gesicht zog, das Haupt schüttelte und die Gabel weglegte.

„Dieser Salat ist mit „Oleum spinnradi" angemacht," betheuerte der Professor.

„Womit?“ fragte ich lachend. „Dieses Oel ist mir wirklich unbekannt.“

„Als Forstmann solltest du in der Naturgeschichte besser bewandert sein. „Oleum spinnradi,“ zu deutsch: „Spinnradelöl,“ von den Naturforschern also benamset, weil die Bauernweiber ihre Spinnräder damit schmieren.“

Wir durften nicht lachen und erhoben uns, die unheimliche Höhle zu verlassen.

„Die Herrn haben schlechten Appetit,“ rief die Wirthin und watschelte wie drohend auf uns zu.

„Zahlen müssen sie doch,“ brummte der Wirth höhnisch zu seinen Freunden hinüber.

„Mehr Müdigkeit, als Hunger,“ antwortete ich ausweichend. „Wir wollen die Ruhe suchen.“

„Es wird gut sein, Nanni, wenn die Herrn zuvor zahlen,“ rief der Wirth wieder, während die Fuhrknechte laut auflachten. „Sie schlafen nach abgemachter Zeche besser und leichter. Du, Peter,“ stieß er den Hausknecht an, welcher mit in der Gesellschaft saß, „führst sie nachher hinauf.“

Die Wirthin nahm, dem freundlichen Rathe folgend, eine vornehme Miene an, welche der kleinen Figur höchst komisch anstand, und ließ sich ganz hochdeutsch also vernehmen: „Ein Glas Rheinwein, der Abendtisch und Zimmer mit Bett macht à Person einen Gulden dreißig Kreuzer.“

Wir standen starr vor Schrecken. Der Professor

faßte sich zuerst, zog die Communkasse und zahlte geduldig aus. Spott und Hohn zischte ringsum. Ohne „Gute Nacht!“ schlichen wir hinaus, der Hausknecht schleppte uns durch einen langen, schmutzigen Hof, zeigte am Ende desselben auf eine schmale Brettertreppe, die eher für Hühner als für Menschen gezimmert schien, und ließ uns stehen mit den Worten: „Die erste Thüre links!“ —

Wir kletterten hinauf und geriethen in ein Gemach, das über jede Beschreibung erhaben war. Es fand sich nichts darin vor, als zwei wurmstichige Bettstellen, aus rohen Brettern zusammengenagelt, mit einigen elenden, zerlumpten, schmierigen Bettstücken; kein Tisch, kein Stuhl, von andern nützlichen Nachtutensilien: Lavoir, Handtuch, Stiefelzieher und sonstigen Erfordernissen nicht zu reden. Was war zu thun? Wir mußten uns fügen; der Inspector, als der größere, bezog das eine der beiden Nester, der Professor und ich, wir theilten uns brüderlich in das andere. Aber noch ruhten wir keine fünfzehn Minuten, als ersterer laut aufjammerte: „Puh — puh! — das ist gräßlich. An mir hängen wenigstens fünfzig Blutsauger, groß wie Blutegel — sie verarbeiten mich fürchterlich. Au weh! — au! — Das halte aus, wer kann.“ Er sprang heraus, schüttelte sich wie ein Pudel, der aus dem Wasser kommt, und kroch in seine Kleider. Wenige Minuten später mußten wir dasselbe Manöver ausführen, denn unser ganzes Lager wurde lebendig, von allen Seiten dran=

gen grimmige Feinde auf uns ein, wir konnten uns ihrer im Dunkeln nicht erwehren. Doch die eigentliche Noth kam erst. Kein Licht, kein Stuhl, kein Tisch! Bald liefen wir auf und ab, bald lagerten wir uns auf den blanken, harten Boden, bald standen wir am Fenster und lugten in die finstere Nacht hinaus.

„Morgen suche ich mir den höchsten Thurm des Nestes aus," rief ich in meiner Verzweiflung mit geballter Faust, „daran muß der verdorbene Kunstreiter baumeln, der uns in dieses Hundeloch gehetzt hat."

„Scherz bei Seite!" betheuerte der Professor drohend. „Ich finde den Gauner auf dem Festplatze und will ihm meinen Stock um die Ohren sausen lassen, daß er so bald keinen Studenten mehr anführt."

Was half alles Schimpfen und Drohen? Wir mußten geduldig ausharren, bis die ersten Strahlen des jungen Tages unsere Zwingburg erhellten. „Ohne Rache scheide ich nicht," rief der Professor. „Dieser Grobian von einem Wirth sammt seinem weiblichen Unhold muß einen Denkzettel bekommen."

Gemeinsam studirten wir auf Rache, untersuchten auf das Sorgfältigste das Gemach und fanden bald einen ziemlich gut verborgenen Wandschrank. Mit Hülfe unserer Messer sprengten wir das Schloß und es befanden sich drei Abtheilungen vor uns, die mit zinnernen Tellern und Schüsseln, wohl der Wirthin bestem Hausschatze, reichlich ausstaffirt waren.

„Heraus mit dem Zeug! — Die Federmesser zur

Hand!" commandirte der Professor. In wenigen Minuten hatte er ein Verslein geschmiedet, und mit sicherer Hand schnitten wir groß und deutlich in jede Schüssel, in jeden Teller:

„Hier wohnt der Wirth zum Besenstiel,
Tischt wenig auf und rechnet viel;
Hat schlechten Wein, noch schlecht'res Bett, —
Ich wollt', daß ihn der Teufel hätt'!" —

Zum Schlusse räumten wir Alles wieder ein, gravirten unsern Sinnspruch groß an die Thüre und die vier Wände, schlichen leise hinab und erreichten ungesehen das Freie. Bald hatten wir einen ordentlichen Gasthof entdeckt, wo man uns trefflichen Kaffee servirte und ein hübsches Zimmer anwies, damit wir uns ein wenig restauriren und das verwilderte, nächtliche Aussehen verwischen konnten.



Die erste Person, welche wir auf dem Wege zum Festplatze trafen, war der alte Hundekünst=

ler mit seinem Kasten. „Elender, gemeiner Schuft!" ruft der Professor wüthend, und wir alle stürmen zu gleicher Zeit auf ihn ein.

Der Alte setzt sich rasch in Vertheidigungsstand und hält seinen Prügel vor, während seine Kastenbewohner ein unsägliches Wuthgeheul ausstoßen. „Was wollen denn die Herrn?" fragt er unwirsch und retirirt Schritt für Schritt.

„Abgefeimter Hallunke!" schreit der Professor noch wilder, „wie kannst du uns in ein solches Hundeloch schicken, wo man geprellt, gemartert und bei lebendigem Leibe geschunden wird? Das geschah mit Absicht, aber wir wollen dich dafür zeichnen. Ist das der Dank für unser Almosen? D'rauf, nur d'rauf!" —

„Halt, halt!" ruft der Alte, immer retirirend. „Sie haben mich nach dem ersten Wirthshaus gefragt. Dies ist ja das zunächst gelegene, wenn man zu diesem Thore hineingeht. Ja, hätten Sie mich nach dem **besten** Gasthof gefragt, so würde ich Ihnen die „blaue Glocke" bezeichnet haben, wo Sie köstlich gespeist und fürstlich gewohnt hätten. Wie die Frage, so die Antwort." —

Beschämt ließen wir die Stöcke sinken, während der Alte lächelnd seinen Hut lüftete und sich aus dem Staube machte. Unser Professor aber murmelte vor sich hin: „Erst haben wir die Bäuerin kurirt, dann hat uns der Hundekünstler Logik docirt. Probatum est." —

Inhalt.

Druck von Ph. J. Pfeiffer in Augsburg.